This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

33 Broadway
New York
Antiquarian Booksellers

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Das Buch

der Erfindungen, Gewerbe und Industrien.

Vier Bände. Vierte weitergeführte Auflage.

Herausgegeben in Verbindung mit

J. Engelmann, F. W. Grüner, Dr. Hirzel, Fr. Kohl, Fr. Lockendacher, Ad. Schwarzmüller, H. Stahl und G. Fr. L

Mit 800 in den Text gedruckten Abbildungen, vielen Tonbildern rc.

Vollständig in 30 Heften.

Subscriptions-Preis pro Heft von 3—4 reich illustrirten Bogen: 5 Sgr. = 18 Kr. Rh.

Inhalt:

Erster Band: Die denkwürdigsten Erfindungen aller Zeiten enthaltend.

1. **Einleitung. Das Zeitalter der Erfindungen.** Ein Blick auf allgemeinen Fortschrittstrieb. Recht einer zeitdauernd-chronologischen Uebersicht der bedeutendsten Erfindungen.
2. **Die Geschichte des Papiers.** (Mit Einschluß des Papiergeldes.)
   Die Erfindung der Buchdruckerkunst. Ein Besuch in der Staatsdruckerei zu Wien. Schriftgießerei. Stereotypie.
   Die Erfindung des Naturselbstdrucks und der Chemitypie.
3. **Die Holzschneidekunst.** (Der ältere Buchdruck.)
   Der Kupfer- u. Stahlstich und der Kupfer- u. Stahldruck.
   Die Erfindung des Steindrucks.
   Die Erfindung der Stereographie.
   Die Daguerreotypie und Photographie. Die [illegible]. Das Stereoskop rc.
4. **Die Erfindung des Schießpulvers u. der Feuerwaffen.** Gußformchen. Schrotkammerstück. Neue Schießwaffen.
   Der Magnetismus und die Elektricität und ihre praktische Anwendung. (Galvanismus, Galvanoplastik, Galvanographie rc.)
   Die Erfindung des Blitzableiters.
5. **Die Geschichte der Telegraphen.**
   Das Telegraphen- und Morsesystem.
6. **Die Geschichte des Dampfschiffs.**
   Das Dampfboot und die Dampfschiffe.
7. 8. **Die Erfindung der Dampfmaschinen** einschließlich der Schiffsmaschinen, Dampfwagen und Dampfschiffe.

Zweiter Band: Gewerbe und Industrien.

Erste Abtheilung.

9. **Einleitung.** Die Würde der Arbeit. Das Handwerk u. sein Verhältniß zur Maschinenkraft u. Kunst. Fabrikwesen und Handwerkerstand und ihre Berechtigung.
10. **Die Töpferei und das Porzellan.** Die [illegible] Gefäße und Geräthe und deren Malerei. Das [illegible] Porzellan.
    Das Glas. Die Glasbereitung. Der Glasschnitt, Glasmalerei.
11. 12. **Gießerei und Schmiederei.** Form- und Bearbeitung des Eisens und Stahls. Schmiedekunst. Maschinenfabrik. — Die Bronze- und Metallgießerei u. s. w.
13. 14. **Die Weberei und die landwirthschaftlichen Spinnereien.**
    Die mechanische Leinwand-, Baumwoll-, Wollen- und Seidenweberei. Die Spitzenfabrikation. Die Stickerei. Die Tapetenfabrikation.

Zweite Abtheilung.

Holz- und Steinarbeiten und Bauwesen.

15. 17. **Der Bergbau** u. der Hüttenbetrieb. Steinbrüche und Steinarbeiten. Die Erzeugung der Erze. Kupfer. Blei. Quecksilber. Zinn. Arsenik u. s. w.
    Die fossilen Brennstoffe.
    Die Gewinnung der Edelsteine.
18. **Die Gewinnung des Kochsalzes.**
    Der Steindrucker. Marmor. Quadersandstein. Basalt. Porphyr. Trap. Granit. Kalk. Serpentin. Schiefer. Bernstein u. s. w.
    Die Bergbohrung. Die artesischen Brunnen.
19. 20. **Gold, Silber und Platin.** Ihre Gewinnung in Bächen und Gold. Bergwerken. Plattiren. **Verarbeitung der unedlen Metalle im Großen.** Eisenguß. Kanonenguß. Messing. Bronze. Stahlguß. Kanonenmetall. Legirungen u. s. w.
    Der Maschinenbauer.
    Der Uhrmacher.
21. **Der Optikus und Mechanikus.** Die Stellung [illegible] Verfertigung wissenschaftlicher Instrumente. Mikroskope, Thermometer, Barometer u. s. w.
    Schluß. Maschinen und Menschenarbeit.

Dritter Band: Kleine und große Industrien.

22. **Die Nadeln-Industrien.**
    Die Stahlfeder-Industrien. Federschneiden, Schwanken, Ritzen, Schleifen und Spalten.
    Bumpen, Feuerspritzen u. hydraulische Pressen.
    Der Mühlenbauer.
23. **Die Dreh-Bewegung im Großen.**
    Die Drechslerei. [illegible]
    Die Herstellung musikalischer Instrumente. Die Saiteninstrumente-Fabrikation.
    Wagen und Karrichen.
    Ein Besuch in Schmidt-Klett's Fabrikhallen.
24. **Der Seiler.** Ein Besuch in einer englischen und der Fabrik.
    Die Lederbereitung. Kautschuk und Gutta-Percha.
25. **Bauwesen.** Dachziegel und andere Bedachungsmaterialien.
    Backsteinbau- und Terrakotta-Fabrikation.
    Fliesen- und Platten-Fabrikation. Fußboden-Belagsgegenstände und ähnliche Dinge.
26. **Ein Besuch in einer Chemischen Fabrik** [illegible] Salzsäure, Schwefel, Salpeter, Schwefelsäure, Bleiweiß, Glaubersalz u.
    Färberei und Bleicherei.
    Zuckerraffinerie und Zuckerfabrikation. Stärkefabrikation und Branntweinbrennerei.

Vierter Band: Das Meer und die [illegible] Schätze.

27. **Das Meer und das Element Wasser.** Seewasser, Meeresströmungen und Temperaturen. Meeresgeschichten. Tiefseeforschungen. Das Meer in Sage und Geschichte.
28. 29. **Fischerei, Seevögel und Fischerei.**
    Seethiere und Seepflanzen. Seevögel, Seeschlangen, Seeschildkröten, Seehunde, Seeelefanten, Seekühe und Seebären.
30. **Geschichte des Welthandels.**

Bericht über das Buch der Reisen und Entdeckungen.

Amerika: 2. Band.

Die Franklin-Expedition und ihr Ausgang.

Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt

durch Mac Clure

und Auffindung der Ueberreste von Franklin's Expedition

durch

Capitän Sir M'Clintock.

Herausgegeben von **Hermann Wagner.**

Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen, Conbildern, einer Karte etc.

Vollständig in sechs Heften, für die Subscribenten auf das „Buch der Reisen" à 5 Sgr.
Separat-Ausgabe: in einem Bande eleg. broch. 1⅔ Thlr. — In eleg. engl. Einb. 1⅔ Thlr.

Voll aufopfernder Begeisterung bemühten sich zwei stammverwandte Nationen in edlem Wettstreit, das verlorene Geschwader Franklin's aufzusuchen, dessen Geschick und beklagenswerthes Ende uns in dem zweiten der neuen Welt gewidmeten Bande des Buchs der Reisen eingehender beschäftigt. In demselben wird das Leben Franklin's geschildert, seine Reisen im Norden des amerikanischen Kontinents, sowie alle die verschiedenen Anstrengungen, im großartigsten Umfange unternommen wurden, um ihn und die Seinen zu erretten, oder wenn es zu spät, wenigstens ihre Spuren in der Eiswüste aufzufinden. Eine besonders ausführliche Schilderung ist der letzten Aufsuchungsexpedition unter M'Clintock gewidmet, welche endlich über das Schicksal Franklin's und seiner Gefährten traurige Gewißheit verschafft hat.

In Vorbereitung befindet sich und erscheint Anfangs 1861, als:

Amerika: 3. Band.

Charles Fremont.

der Erforscher des nordamerikanischen Binnenlandes.

Reisebilder und Schilderungen aus dem wilden Westen:

den Felsengebirgen, Oregon, Kalifornien, aus Texas, Neumexiko, Sonora und Chihuahua.

Mit Benutzung der Reisewerke von

Charles Fremont, Catlin, Whipple, Bartlett, Möllhausen u. A.

Herausgegeben

von **Dr. A. Berghaus.**

Zwei Bände. — Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen und einer Karte.

Erscheint gleichfalls in Heften à 5 Sgr.

Die frühern Reisen Franklin's machten uns bereits mit den nördlichern Indianerstämmen und den Verhältnissen der Hudsonsbai-Länder bekannt — in dem vorstehend angezeigten dritten und vierten Amerika gewidmeten Bande verweilen wir länger bei den rothen Söhnen der amerikanischen Wildniß. Wir belauschen sie in ihren eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen, auf ihren Kriegspfaden und Jagdzügen und beleuchten dann den Zusammenstoß der verschiedenen Völkerrassen, wie solcher in dem weiten Gebiet von Kanada an bis zu der heißen Hochebene Mexiko's stattgefunden hat. Die kühnen Pioniere der Civilisation geleiten uns von den bebauten Fluren der östlichen Gefilde Nordamerika's nach dem fernen Westen. Die Gestalten eines Boone, Astor, Catlin, Fremont, Bartlett, Möllhausen, Whipple und vieler Anderer treten uns entgegen, mit ihrem Leben voll kühner Kämpfe gleichsam eine Personificirung der Länder selber, die sie erschlossen. Vorbei an dem Getümmel der Großstadt, an den schiffbelebten Strömen und dem regen Treiben der Farmer begleiten wir die Pfadfinder durch die büffelreiche Prärie, durch die Wüste des Hochlandes und die eisigen Schluchten der Felsenberge, bis wir im Schatten der Riesenbäume Kaliforniens ruhen und über *Gold-, Silber- und Quecksilber-Minen* zu unsern Füßen, über die üppigen Gärten und Felder der schnellaufwachsenden *Städte hinausschauen in des Landes Zukunft.*

Neue Bände von Otto Spamer's Illustrirter Jugend- und Hausbibliothek.

Soeben erschien in brillanter Ausstattung:

Vorbilder
der
Vaterlandsliebe, des Hochsinns u. der Thatkraft.

Charakter-Gemälde aus der Jugendzeit und dem Wirken
berühmter Helden, Dichter, Gelehrten, Künstler und Industrieller.

In Verbindung mit **B. Schuhmann, H. Wagner,** Dr. **W. Wägner** u. A. herausgegeben von
Mor. Schlimpert und **J. G. Chr. Franz Otto.**

Zwei Bände.

Mit 150 in den Text gedruckten Abbildungen, mehreren Tonbildern, einem Titelbilde u. s. w.

Preis jeglichen Bandes: elegant geheftet 1 Thlr. — In eleg. engl. Einband $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Inhalt des ersten Bandes.

1. **George Washington.** Patriot, Feldherr und Staatsmann. Erster Präsident der Vereinigten Staaten. — 2. **Prinz Eugen von Savoyen.** Der edle Ritter. — 3. **Admiral de Ruyter.** Der Schrecken des großen Oceans. — 4. **Theodor Körner.** Deutscher Dichter u. freiwilliger Jäger. — 5. **Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Oels.** Deutscher Fürst u. Patriot. — 6. **Joachim Christian Nettelbeck.** Deutscher Bürger u. Schiffskapitän. — 7. **Horatio Nelson.** Englischer Admiral und Seeheld. — 8. **George Stephenson,** der berühmte Ingenieur. — 9. **Friedrich Schiller.** Lieblingsdichter der Deutschen. — 10. **Friedrich Perthes.** Deutscher Bürger und Buchhändler. — 11. **Heinrich Pestalozzi.** Hervorragender Schulmann und Menschenfreund. — 12. **Sir Henry Havelock.** Englischer General-Major und Kriegsheld.

Inhalt des zweiten Bandes.

1. **Ernst Moritz Arndt.** Der getreue Eckard des deutschen Volkes. — 2. **Alexander v. Humboldt.** Der Heros der Naturwissenschaften. — 3. **Karl von Linné.** Der Vater der neuern Naturbeschreibung. — 4. **Wilhelm Herschel.** Ein Lebenslauf vom Musikus zum ersten Astronomen seiner Zeit. — 5. **Robert Burns.** Der schottische Volksdichter. — 6. **J. Wolfgang Goethe.** Der Großmeister der deutschen Dichtung. — 7. **Dominique François Arago.** Der berühmte Physiker und Astronom. — 8. **Albert Bartholomäus Thorwaldsen.** Ein Meister der Bildhauerkunst. — 9. **Wolfgang Amadeus Mozart.** Der Meister der Tonkunst. — 10. 11. **Fenelon und Lavater.** Zwei der berühmtesten und edelsten Geistlichen ihres Jahrhunderts. — 12. **Der Turnvater Jahn.**

Jeder Band wird einzeln gegeben.

Das
Buch berühmt gewordener Kinder.
Lebensbilder
aus den Jugend- und Entwickelungsjahren merkwürdiger Menschen.

Für die heranwachsende Jugend im Alter von 11—14 Jahren.

In Verbindung mit **M. Schlimpert, W. Wägner** u. A. herausgegeben von
J. G. Chr. Franz Otto.

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Illustrationen, mehreren Tonbildern nebst einem bunten Titelbilde.

Preis geh. 1 Thlr. — Cartonnirt $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Inhalt.

1. **Der König von Rom.** — 2. **Konradin von Schwaben.** Der letzte Hohenstaufe. — 3. **Rich. Whittington.** Dreimal Bürgermeister von London. — 4. **Valentin Duval.** Ein Lebenslauf vom Hirtenknaben zum Professor der Geschichte und Alterthumskunde. — 5. **Johann Gottfried Seume.** Aus dem Jugendleben eines deutschen Dichters. — 6. **J. M. Georg.** Ein Lebenslauf vom Viehhüter bis zum Regierungsdirektor. — 7. **Giuseppe Mezzofanti.** Das größte Sprachgenie. — 8. **Cäsar Ducornet.** Ohne Arme geboren, dennoch berühmt als Maler. — 9. **Der kleine Heineken, das Wunderkind.** — 10. **Des Kapitän Ph. Forster erste Seefahrt.** Eine Reise im Finstern.

Der Zweck dieser bunten Gallerie merkwürdiger, ja zum Theil wunderbarer Lebensläufe geht dahin, dem jugendlichen Leser an Beispielen aus der wirklichen Geschichte nachzuweisen, wie der rechte Mensch im Kampf mit Schwierigkeiten und Hemmnissen aller Art nur seine Kräfte stählt und durch Ausdauer, Fleiß und Redlichkeit zuletzt doch zum Ziele gelangt; wie aber auch auf der andern Seite weder die Gunst hoher Geburt, noch sonstige Glücksgüter vor einem zähen Wechsel des Schicksals zu schützen vermögen, die Wahrheit des alten Solonischen Ausspruchs bestätigend: „Kein Mensch ist vor seinem Ende glücklich zu preisen!“

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Malerische Feierstunden.

Das Buch der Reisen und Entdeckungen.

Neue illustrirte

Bibliothek der Länder- und Völkerkunde

zur

Erweiterung der Kenntniß der Fremde.

Herausgegeben unter Mitwirkung mehrerer Geographen und Schulmänner

von

Hermann Wagner.

Asien.

I.

Die Nippon-Fahrer

oder

das wiedererschlossene Japan.

Bearbeitet

von

Friedrich Steger und Hermann Wagner.

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen, vielen Tonbildern, Karten u. s. w.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.
1861.

Der kaiserliche Palast in Yedo.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

über das Buch der Reisen und Entdeckungen.

Amerika: 2. Band.

ıklin-Expedition und ihr Ausgang.

Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt

durch Mac Clure

uffindung der Ueberreste von Franklin's Expedition

durch

Capitän Sir M'Clintock.

Herausgegeben von **Hermann Wagner.**

ielen in den Text gedruckten Abbildungen, Conbildern, einer Karte etc.

s Heften, für die Subscribenten auf das „Buch der Reisen" à 5 Sgr.
: in einem Bande eleg. broch. 1⅓ Thlr. — In eleg. engl. Einb. 1⅔ Thlr.

er Begeisterung bemühten sich zwei stammverwandte Nationen in edlem Wettstreit, das ver-
ıklin's aufzusuchen, dessen Geschick und beklagenswerthes Ende uns in dem zweiten der
Bande des Buchs der Reisen eingehender beschäftigt. In demselben wird das Leben Frank-
Reisen im Norden des amerikanischen Kontinents, sowie alle die verschiedenen Anstrengungen,
nge unternommen wurden, um ihn und die Seinen zu erretten, oder wenn es zu spät, we-
der Eiswüste aufzufinden. Eine besonders ausführliche Schilderung ist der letzten Aufsuchungs-
ntock gewidmet, welche endlich über das Schicksal Franklin's und seiner Gefährten traurige

---

Vorbereitung befindet sich und erscheint Anfangs 1861, als:

Amerika: 3. Band.

Charles Fremont.

cher des nordamerikanischen Binnenlandes.

ıfsebilder und Schilderungen aus dem wilden Westen:

ebirgen, Oregon, Kalifornien, aus Texas, Neumexiko, Sonora und Chihuahua.

Mit Benutzung der Reisewerke von

emont, Catlin, Whipple, Bartlett, Möllhausen u. A.

Herausgegeben

von Dr. **A. Berghaus.**

nde. — Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen und einer Karte.

Erscheint gleichfalls in Heften à 5 Sgr.

ısen Franklin's machten uns bereits mit den nördlichern Indianerstämmen und den Verhält-
ıder bekannt — in dem vorstehend angezeigten dritten und vierten Amerika gewidmeten Bande
den rothen Söhnen der amerikanischen Wildniß. Wir belauschen sie in ihren eigenthümlichen
auf ihren Kriegspfaden und Jagdzügen und beleuchten dann den Zusammenstoß der verschie-
solcher in dem weiten Gebiet von Kanada an bis zu der heißen Hochebene Mexiko's stattge-
Pioniere der Civilisation geleiten uns von den bebauten Fluren der östlichen Gefilde Nord-
ten Westen. Die Gestalten eines Boone, Astor, Catlin, Fremont, Bartlett, Möllhausen,
erer treten uns entgegen, mit ihrem Leben voll kühner Kämpfe gleichsam eine Personificirung
sie erschlossen. Vorbei an dem Getümmel der Großstadt, an den schiffbelebten Strömen und
armer begleiten wir die Pfadfinder durch die büffelreiche Prärie, durch die Wüste des Hochlan-
uchten der Felsenberge, bis wir im Schatten der Riesenbäume Kaliforniens ruhen und über
Silber-Minen zu unsern Füßen, über die üppigen Gärten und Felder der schnellaufwachsenden
es Landes Zukunft.

Festgeschenke.] **Für Kaufleute.** [Für Handels-Zöglinge.

L. Rothschild's Taschenbuch für Kaufleute

Stanford University Libraries
3 6105 010 531 528

Das Ganze der [illegible] ung enthaltend.

Abriß der Handelsgeschichte. — [illegible] und die Arten desselben. — Das Nöthigste von der Waarenkunde. — Münz-, Maß- und Gewichtskunde mit vergleichenden Tabellen. — Handelsgeographie. — Ueber Wechsel, Anweisungen. — Staatspapiere und Actien. — Beförderungsmittel des Verkehrs und des [illegible] kaufmännische Correspondenz und andere schriftliche Comptoirarbeiten. — Kaufmännische Rechenkunst. — Einfache und doppelte Buchhaltung. — Kaufmännische Terminologie. — Alphabetische Uebersicht der Haupt-Handelsplätze der Welt.

Neunte, umgearbeitete Auflage.

Vollständig. Geheftet 1½ Thlr. In elegantem englischem Einbande 1⅔ Thlr.

Dieses Buch giebt auf 36 Bogen die Quintessenz dessen, was ein Kaufmann zu wissen nöthig hat, erspart in Folge seiner Reichhaltigkeit die Anschaffung ähnlicher, viel theurerer Werke und eignet sich bei seiner zweckdienlichen und eleganten Ausstattung ganz besonders zu **Festgeschenken für Jung und Alt.**

Die den Bedürfnissen des österreichischen Handelsstandes angepaßte **achte** Auflage dieses Buches erschien im vorigen Jahre unter dem Titel „**Der Oesterreichische Kaufmann**" durchgesehen von Professor Joseph Odenthal und kostet vollständig: elegant geheftet 1⅔ Thlr. In elegantem englischen Einband 2 Thlr.

Geschichte des Handels und Weltverkehrs. Uebersichtlich dargestellt zum Gebrauche für junge Kaufleute, sowie für Handelslehranstalten. Bearbeitet von **J. Engelmann,** Redacteur der Rhein. Handelszeitung. Eleg. brochirt, Preis 1 Thlr. — Eleg. gebunden, Preis 1⅓ Thlr.

Taschenbuch der Handels-Correspondenz in deutscher, französischer und englischer Sprache. Von **L. Simon** und **J. Schantz.** Mit Anmerkungen und Worterklärungen zum Selbstunterricht, so wie für Schulen und Comptoire bearbeitet.

Erste Abtheilung. Die Handelscorrespondenz in deutscher und englischer Sprache. Zweite umgearbeitete Auflage. In zwei Theilen. I. Theil: Englisch-deutsch. Eleg. broch. 15 Sgr. II. Theil: Deutsch-englisch. Broch. 15 Sgr.

Zweite Abtheilung. Die Handelscorrespondenz in deutscher und französischer Sprache. Zweite Auflage, umgearbeitet, verbessert und mit einer Anleitung zur leichten Erlernung des kaufmännischen Briefstyls versehen durch **O. Kaltbrunner.** In zwei Theilen. I. Theil: Französisch-deutsch. Brochirt 15 Sgr. II. Theil: Deutsch-französisch. Brochirt 15 Sgr.

Comptoir und Börse. Neuestes Rechnen- und Coursbuch für Bankcomptoire, Börse und Großhandel. Das kaufmännische Rechnen in vorzugsweiser Anwendung auf deutsche Wechselplätze, insbesondere auf Cours- und Effectenberechnung.

Nebst einem Anhange, enthaltend: 1. Allg. deutsche Wechselordnung. 2. Wechselformulare. 3. Münzvereinsvertrag. 4. Contocorrente aus dem Bankgeschäft: deutsch, englisch, französisch, italienisch. 5. Notizen über wichtige europäische und außereuropäische Wechselplätze. 6. Die deutschen Banken, Actien und Fonds.

Für Bankbeamte, Angestellte größerer Comptoire, sowie für Zöglinge an Handelslehranstalten. Bearbeitet von **M. L. Gerothwohl,** Kaufmann in Mainz. In zwei Abtheilungen à 25 Sgr. (Ohne Anhang.) Mit dem Anhang vollständig 41 Bogen. Eleg. broch. 2 Thlr. Eleg. gebunden 2⅓ Thlr. Der Anhang besonders kostet 15 Sgr.

Die kaufmännische Rechtskunde mit vorzüglicher Berücksichtigung des deutschen Wechselrechts. — Deutsches Handels- und Wechselrecht, mit besonderer Beziehung auf die speciellen handelsrechtlichen Bestimmungen Oesterreichs, Preußens und anderer deutschen Staaten. Ein praktisches Hülfsbuch für angehende Juristen, Beamte, Kaufleute, insbesondere für Zöglinge von Handelslehranstalten. Nebst einem Anhange, enthaltend die Deutsche Wechsel-Ordnung, sowie Formulare zu den im kaufmännischen Verkehr am meisten vorkommenden juristischen Aufsätzen, die Bestimmungen der neuen Oesterreich. Gewerbe-Ordnung. Herausgegeben von **Robert Fischer.** Preis: Brochirt 1⅓ Thlr. Der Anhang apart kostet 15 Sgr.

Die Nationalökonomie oder allgemeine Wirthschaftslehre. Für Gebildete aller Stände, insbesondere für den Kaufmann, sowie zum Gebrauche in Akademien, Handels- und Realschulen, gemeinfaßlich dargestellt von Dr. **Albert C. Fr. Schäffle,** Professor der Staatswissenschaften. Preis: Geheftet 1 Thlr. Elegant gebunden 1⅓ Thlr.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Leipzig. Druck von Gieseke & Devrient.

Der kaiserliche Palast in Yedo.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

zu eröffnen, eine fernere Abschließung unmöglich erscheinen ließ. Von Jahr zu Jahr steigerte sich die Zahl der Schiffe, die vorzüglich von den Vereinigten Staaten Nordamerika's nach den Meeren Ostasiens gesendet wurden. Besonders waren es Walfischfahrer, welche die flüchtigen Seeriesen immer weiter nach Osten verfolgten, je scheuer sich dieselben von Jahr zu Jahr vor den tödtlichen Harpunen zurückzogen. Die Wirbelwinde des Japan-Meeres brachen manchen amerikanischen Mast; durch die an Japans Küsten häufigen Nebel gerieth manch Schifflein, das den Sternenbanner führte, auf den Strand, — die Mannschaft gegen ihren Willen in das Land, das bis dahin jeden Fremden als Verbrecher behandelte, der es wagte, das verschlossene Inselreich nur zu betreten.

Jene Strenge, zu welcher die Gesetzgeber Japans in alten Zeiten durch die Verhältnisse sich gezwungen glaubten, ward in unserer Zeit bei dem großartigen Verkehr der Völker, bei den zahllosen Berührungen, in welche die seefahrenden Nationen mit einander kommen, zur unerträglichen Härte.

Die Regierung der Vereinigten Staaten war die erste, welche beschloß, diese widerwärtige Sachlage zu ändern und wo möglich in friedlicher Weise, im schlimmeren Falle aber auch durch unbeugsamen Ernst das starre Volk Nippons zu den Rücksichten gegen seine Nachbarn und Gäste zu veranlassen, die der Mensch dem Menschen, ein Volk dem andern schuldet.

Zu diesem ersten Beweggrund einer Expedition nach Japan gesellte sich bald ein zweiter, dritter. Da wo ein neuer Hafen sich der Schifffahrt öffnet, schaut auch sofort der Kaufmann nach Gewinn aus, sucht der Mann der Wissenschaft gleicherweise seinem Fache ein neues Gebiet zu erobern, — ohne dem Besitzenden im mindesten zu schaden. Was dem einen Volk gelungen, versuchten sofort die andern und binnen wenigen Jahren haben die Rollen bereits gewechselt: Japan sendet Botschafter nach fremden Höfen, nach andern Kontinenten!

Commodore Perry stand an der Spitze des amerikanischen Geschwaders, — ihm und seiner Fahrt nach Japan widmen wir den Haupttheil dieses Bandes des „Buches der Reisen", zu dessen Herstellung wir beim Aufwande aller der uns zur Verfügung stehenden Kräfte dennoch über anderthalb Jahr brauchten, viel längere Zeit, als wir vermeinten, da wir mit den ersten Lieferungen hervortraten.

An die Reise des amerikanischen Geschwaders schlossen wir die Expedition Lord Elgin's an und in Kürze eine Uebersicht der Nippon-Fahrten der andern handeltreibenden Nationen Europa's. Wir haben die neuesten Ereignisse, wie den Mordanfall auf den Kaiser, ebenso die Reibungen und Zwistigkeiten der englischen und japanischen Matrosen und dergl. nur beiläufig erwähnt, da ein näheres Eingehen auf solche nur das zeitgeschichtliche Interesse in Anspruch nehmende Vorgänge dem Zwecke dieses Sammelwerkes zu entfernt lag. Indessen glauben wir, daß man in unserm Buche etwas Wesentliches, was man von jenem fernen Inselreiche weiß, nicht vermissen wird, denn wir haben unsere Schilderungen des Landes und Volkes bis auf die letzten großen Ereignisse fortgeführt und schließen mit dem Augenblicke ab, wo wir die Flagge einer deutschen, seefahrenden Macht mit unseren Wünschen bei ihrer Fahrt nach Osten begleiten konnten.

Leipzig, im August 1860.

Die Redaktion des Buchs der Reisen.

Seite

III. Zweiter Aufenthalt auf den Liukiu 115

Rückkehr nach Napa (116). — Ein neuer Regent (116). — Festmahl auf dem amerikanischen Flaggenschiff (116). — Abstammung der Bewohner (118). — Ihr Verhältniß zu China und Japan (119). — Die Bildung (119). — Aussichten des Christenthums (120). — Geologische Verhältnisse (123). — Pflanzen und Thiere (123). — Gewerbe und Ackerbau (125). — Traurige Lage der untern Stände (128). — Die Tracht (128). — Die Frauen (129). — Sittliche Eigenschaften (129). — Perry's Urtheil über die Lage der Einwohner (130).

IV. Perry's erster Besuch in Japan 131

Heiße Tage (131). — Erster Anblick der Küste von Japan (131). — Die Schiffe laufen in die Bucht von Jeddo ein (132). — Unruhe der Japaner (133). — Der Statthalter von Uraga (133). — Die Unterhandlungen beginnen (136). — Der Kaiser willigt ein, Bevollmächtigte zu schicken (138). — Feierliche Zusammenkunft an der Küste (138). — Schönheit der Landschaft (144). — Zuvorkommenheit der Bevölkerung (145). — Fahrt bis in die Nähe von Jeddo (146). — Perry verläßt die Bai (146).

V. Perry's zweite Fahrt nach Japan 147

Dritter Besuch der Liukiu (147). — Zugeständnisse des Regenten (149). — Rückkehr in die Bucht von Jeddo (153). — Perry siegt über die japanischen Versuche, ihn nach Nagasaki zu schicken (154). — Feierliche Zusammenkunft mit kaiserlichen Bevollmächtigten (155). — Begräbniß eines Schiffsfährurichs (164). — Ueberreichung der Geschenke des Präsidenten (166). — Die ersten Eisenbahnfahrten in Japan (166).

VI. Abschluß des Vertrags zwischen den Vereinigten Staaten und Japan .. 169

Fortsetzung der Unterhandlungen (169). — Ueberreichung der Geschenke des Präsidenten (171). — Gegengeschenke des Kaisers. (172) — Japanische Ringkämpfe (172). — Ein großes Fest an Bord des Flaggenschiffs (174). — Fürst Matsusaki (175). — Neue Verhandlungen über den Aufenthalt von Fremden und ein amerikanisches Konsulat (175). — Abschluß des Vertrags (176). — Sein Inhalt (176). — Geschenke und Fest der kaiserlichen Bevollmächtigten (177).

VII. Simoda 179

Perry's persönliche Verdienste um den Vertrag (179). — Japanischer Frühling (180). — Die Japanerinnen (182). — Fahrt bis Jeddo (184). — Simoda (184). — Bauart der Stadt (186). — Ihr Verkehr (187). — Tempel und Kirchhöfe (188). — Conflicte mit den Behörden (194). — Zwei Japaner wollen Perry begleiten (195). — Freundlicher Verkehr mit den Einwohnern (197). — Abfahrt nach Hakodadi (198).

VIII. Hakodadi 199

Fahrt nach Hakodadi (199). — Awa (200). — Ohosima (200). — Kurosiwo (201). — Hakodadi (201). — Verhandlungen mit den Behörden (201). — Lage der Stadt (202). — Handelsverkehr (203). — Einrichtung der Wohnungen (204). — Zimmergeräthe (204). — Feuerung (205). — Gärten (206). — Kaufläden (206). — Der „Beschützer des Landes" (208). — Gebetsräder (209). — Kapellen (210). — Schwefelquelle (210). — Uferhöhle (210). — Fische und Wild (211). — Klima (211). — Gesundheitszustände (211). — Schachspiel in Japan (212). — Kenntniß vom Auslande (212). — Ainos auf Jesso (213). — Vulkane (214). — Schiffbrüchige Amerikaner (215). — Aussichten für Einführung des Christenthums (217).

IX. Abschied von Japan 219

Simoda (219). — Zusatzartikel zum Vertrag (220). — Steinkohlen (221). — Napa (223). — Das Gerichtsverfahren der Liukiu (223). — Ansichten der Behörden über die Anwesenheit von Glaubensboten (226). — Ein reiselustiger Japaner (227). — Abschluß eines Vertrags (227). — Das Geschwader trennt sich (227). — Perry's Rückkehr nach Newyork (228).

Seite

III. Das Gebirgsland Japans 323

Japanische Kunststraßen (323). — Japanische Eigenthümlichkeiten (324). — Vögel des offenen Landes (325). — Waldung am Gebirgsfuße (325). — Sumpflandschaft (326). — Kranichjagd (326). — Lichte Hügelwaldung (326). — Fasane (327). — Amphibien (327). — Wald am höhern Gebirge (327). — Vogelwelt des Gebirgswaldes (328). — Waldwirthschaft (330). — Holzerzeugung und Holzverbrauch (330). — Nadelhölzer (331). — Verschiedene Nutzhölzer (332). — Japanischer Wildstand (332). — Pelzthiere und Raubthiere (332). — Arzneigewächse (335). — Japanische Alpenflor (335). — Alpenwild (335). — Mineralreichthum (336). — Bergbau (337). — Tempelanlagen (342). — Japanische Gärten (343). — Naturdienst (343).

Schluß.

Vertrag Frankreichs mit Japan (345). — Japanische Gesandtschaft nach Washington (346). — Europa's Gesammteinfluß im Osten Asiens (347). — Rußland, England, Frankreich, Deutschland als Concurrenten (347). — Deutsche Aussichten (348). — Spaltung zwischen Regierung und Volk in Japan (351). — Englische Konsularberichte (351). — Nachricht von dem Mordanfall auf den japanischen Kaiser (351). — Schluß des Buches (352).

Die hierzu gehörigen Tondrucktafeln sind einzuheften wie folgt:

Der kaiserliche Palast in Jeddo (zu S. 253) ..... Titelbild
Das Basaltthal von Wanoga ..... Seite 6
Landung des Commodore Perry bei Gorihama*) ..... = 140
Commodore Perry's Zusammenkunft mit den kaiserlichen Gesandten in Yokuhama ..... = 160
Uebergabe der amerikanischen*) Geschenke in Yokuhama ..... = 166
Ansicht von Jeddo ..... = 248
Hängende Brücke von Kuwo bei Simoda ..... = 324

Die Karte von Japan, den Linkiu- und Bonin-Inseln befindet sich am Schlusse des Buches.

*) Durch Versehen sind leider die Unterschriften unter diesen Tonbildern falsch abgesetzt worden: „Gornhama" statt „Gorihama", und „merxikanischen" statt „amerikanischen".

lionen reich begabter, bildungsfähiger Bewohner, mit einer wunderbaren, fremdartigen Kultur, mit dem erfreulichsten Wohlstand und einer achtunggebietenden sittlichen Stärke, gleich einer Wunderwelt.

Noch mehr als durch die staunenerregenden Eigenthümlichkeiten der Natur und Sitte auf Japan wird unser Interesse auf jenes Inselreich durch die Lage gelenkt, welche dasselbe einnimmt. Hier in Japan schließt sich der Kreis, den die Völker kaukasischer Abstammung um den Erdball spannen, hier begegnen sich die Ströme der Nationen, die gleichzeitig nach Ost und West unaufhaltsam weiter drangen. Im Osten gingen die Russen am Amur vorwärts, die Engländer in Indien und China, die Franzosen in Cochinchina und von der entgegengesetzten Seite breiteten die Vereinigten Staaten sich bis zu den Ufern des Stillen Oceans aus. Sie alle treffen mit ihren Interessen in dem Wunderlande Japan zusammen.

Der freie Verkehr mit diesem Reiche wird einen neuen Abschnitt in der Geschichte des Welthandels begründen, der auch für den Handel unsers eignen Vaterlandes unmittelbar vom höchsten Interesse ist. Einer großen Zahl Erzeugnisse des Gewerbfleißes eröffnet sich bei dem an zahlreiche Bedürfnisse eines verfeinerten Lebens gewöhnten Volke ein weites Absatzfeld, und an den magischen Reiz, welchen das Befremdende, Ueberraschende und Wunderbare jenes Reiches uns bietet, knüpft sich unzertrennlich der äußere Vortheil an. Bereits hat eine der ersten deutschen Nationen, Preußen, die Tragweite dieser Verbindung mit Japan gefühlt, und eine Gesandtschaft befindet sich dorthin unterwegs, um in gleicher Weise Handelsverbindungen zu knüpfen, wie es die oben genannten Völker gethan.

Wir glauben deshalb in geeigneter Weise unsern Leser entgegen zu kommen, wenn wir ihnen über dieses so höchst bedeutungsvolle Land und Volk ebenso reiche als interessante und eingehende Belehrungen bieten und alles Das zusammenfassen, was durch die verschiedenen Expeditionen der Neuzeit, insbesondere durch jene unter Führung des Commodore Perry bekannt geworden ist.

Japan ist ein Inselreich. Rechnet man alle unbewohnbaren Felsen und Riffe mit, so erhält man für seine Eilande die Zahl 3850. Nur drei derselben im eigentlichen Japan, Nippon, Sikok und Kiusiu, sind von bedeutendem Umfang. Von den Inseln, die vom Hauptreiche abhängen, ist Jesso die größte. Die japanischen Kurilen und der japanische Antheil an der Insel Sachalin liegen am weitesten nördlich, die Liu-kiu und die Bonin-Inseln, wenn die letztern überhaupt noch zu Japan gerechnet werden können, reichen nahe an den Wendekreis des Krebses. Einschließlich der Liu-kiu erstrecken sich die japanischen Inselgruppen von 24^0 16′ bis zu 50^0 nördlicher Breite und von 120^0 58′ bis zu 148^0 25′ östlicher Länge von Paris, oder über 26 Breitengrade und 27 Längengrade. Alle Inseln zusammen haben einen Flächeninhalt von 7521 deutschen Geviertmeilen und werden von 33 — 34 Millionen Menschen bewohnt.

Das große Weltmeer bespült die südlichen und östlichen Küsten von Japan. Im Westen wird die Grenze von einem Binnenmeer, dem sogenannten Japanischen Meer, gebildet, zu dem zwei Haupteingänge führen, im Süden die Straße von Korea und im Norden der tatarische Meerbusen. Jesso und die japanischen Kurilen

bilden die südliche Einfassung des Meeres von Ochotzk. Alle diese Meere gelten für gefährlich und drohen dem Schiffer mit Untiefen, Klippen und Strömungen, im Norden auch mit dichten Nebeln, die tagelang auf den bewegten Wellen liegen. An einer der schlimmsten Küsten, bei der Insel Sachalin, wo die Strömung sehr reißend ist und das Ohr bald hier, bald da das Tosen der Brandung an Felsen und Klippen hört, gerieth der Weltumsegler Krusenstern in einen Nebel, der ihm nicht 60 Fuß weit zu sehen erlaubte. Auch die Stürme und Orkane (Teifuns) jener Gewässer werden sehr gefürchtet. Sie kommen oft plötzlich, und nichts kündigt sie an, als das etwas lautere Rauschen der Brandung und kurze Windstöße, deren eigenthümliches Gestöhn Denjenigen, welcher sie schon gehört hat, auf die heranziehende Gefahr aufmerksam macht. Die amerikanische Fregatte „Vincennes" wurde in einer rings von Bergen umschlossenen Bucht von einem solchen Sturme überfallen, und obgleich sie vier Anker im Wasser hatte, wäre sie doch fast auf den Strand geworfen worden.

Die Japaner nennen ihr Reich Nippon, Hinomoto und Jamalo. Die beiden ersten Namen bedeuten dasselbe, nämlich „von der Sonne geschaffen", und auch das chinesische Zipangu, das durch Marco Polo in Europa bekannt geworden ist, bezeichnet Aehnliches, da es mit „Königreich der Morgensonne" zu übersetzen ist. Jamalo heißt „Land der Berge" und dieser Name ist dem Charakter des Landes ganz angemessen, denn die drei Hauptinseln Nippon, Sikok und Kiusiu sind gebirgig. Namentlich läuft durch Nippon dessen ganzer Länge nach eine Bergkette, die in einzelnen Gipfeln über die Linie des ewigen Schnees aufsteigt, im Allgemeinen aber eine so mäßige Erhebung hat, daß bis zur Wasserscheide der Ströme, die auf der einen Seite dem großen Weltmeer, auf der andern Seite dem Japanischen Meer zueilen, Ackerbau getrieben werden kann. Japan liegt in der Linie vulkanischer Thätigkeit, die in Kamtschatka beginnt, in den Aleuten sich fortsetzt, durch die Philippinen, Sumbava und Jaba nach Sumatra läuft und sich dann in nordwestlicher Richtung der Bai von Bengalen zuwendet. Die Ausgangspunkte der unterirdischen Kräfte, an denen man die Richtung dieser Linie wahrnimmt, sind in Nippon, Jesso und Kiusiu zahlreich. Es giebt Naphthabrunnen, Erdspalten, aus denen Wasserstoffgas entweicht, heiße Quellen und erloschene oder noch thätige Vulkane.

Der höchste Berg aller Inseln ist der Fusi-Jama, eine ungeheure abgestumpfte Pyramide von 12,000 Fuß Höhe, den die Abbildung S. 5 darstellt.

In der Regel ist der kegelförmige Gipfel dieses herrlichen Berges mit einem Schneekleide bedeckt, das einen, höchstens zwei Monate lang den Strahlen der Sonne weichen muß. Sein südlicher Fuß badet sich in den Wellen des Meeres, sein nördlicher Abhang läuft weit ins Innere des Landes fort. Seine schönen Formen erhalten einen zauberischen Reiz, wenn sein unterer Theil, dessen tief gesättigtes Blau einen wunderbaren Effekt macht, durch eine Wolkenschicht von dem im Abendroth glühenden Schneegipfel getrennt wird.

Der Fusi-Jama (Jama heißt Berg) liegt auf der Insel Nippon im Bezirk Suruga. Er hob sich im Jahre 285 vor Christi Geburt während eines Erdbebens empor, und in derselben Zeit entstand der große See Mitsu, Oits oder Biwako

in der Nähe von Miyako. Lange Zeit war er der thätigste und furchtbarste der japanischen Vulkane. Einer seiner heftigsten Ausbrüche war der von 799. Vierunddreißig Tage lang warf der Berg Asche aus, von der die ganze Umgegend bedeckt wurde. Im folgenden Jahre wurde die Bevölkerung wieder durch ihn in Schrecken versetzt, dann schwieg er bis 863. Seine damalige Thätigkeit war nur das Vorspiel zu dem größern Ausbruch von 864, mit dem drei Erderschütterungen verbunden waren. Nachdem zehn Tage lang Flammen aus seinem Gipfel aufgestiegen und Sand und Asche 30 Stunden im Umkreise umhergeflogen waren, öffnete sich sein Fuß mit Donnergeräusch und ließ einen Lavastrom hervortreten, der drei Stunden weit floß. Im Jahre 1708, in der Nacht vom 23. auf den 24. des elften Mondes, schleuderte er aufs neue ungeheure Felsstücke, Flammen, glühenden Sand und Aschenmassen, die auf weite Entfernungen fortgetragen wurden und in der Nähe von Jeddo mehrere Zoll hoch den Boden bedeckten. Seitdem hat der Fusi-Jama geschwiegen.

Der Sira-Jama oder Weiße Berg, der ebenfalls der Insel Nippon angehört, kommt dem Fusi-Jama an Höhe nahe. Auch er scheint erloschen zu sein, oder ist wenigstens nicht mehr gefährlich. Die japanischen Jahrbücher kennen blos aus den Jahren 1239 und 1554 Ausbrüche von ihm. Die Insel Kiusiu hat fünf thätige und eine Menge erloschener Vulkane. Als Repräsentanten dieser Berge wählen wir den Mitake in der Provinz Satsuma, dessen charakteristische Formen, wie unser Bild S. 1 sie darstellt, keinen Zweifel an seinem vulkanischen Ursprunge zulassen.

Der eigentliche vulkanische Herd dieses Theiles von Japan ist Simabara, die östliche Spitze der Provinz Figen, eine Halbinsel, 2¼ deutsche Meilen lang und 1¼ Meile breit. Hier erhebt sich unter sechs andern Kegelbergen der Wunzen oder Wunzendake, der Schrecken der ganzen Umgegend. Kleinere Berge, die bei Erdbeben aus dem Boden hervorbrachen und dann zusammenstürzten, alte und neue Krateröffnungen, Felsspalten und Quellen mit siedend heißem Wasser umgeben ihn von allen Seiten. Obgleich geologische Zeichen genug vorhanden sind, welche auf eine frühere Thätigkeit deuten, wissen die Japaner von keinem ältern Ausbruche als dem von 1792. Im ersten, zweiten und dritten Monat jenes Jahres stiegen wiederholt Flammen, Rauch und Asche aus seinem Gipfel, und unterirdische Stöße, die mit entsetzlicher Schnelligkeit auf einander folgten, erschütterten den Boden. Die wahre Katastrophe stand noch bevor. Am ersten Tage des vierten Monats, in der Mittagsstunde, traten neue Schwingungen des Bodens mit solcher Kraft ein, daß die Stadt Simabara nach wenigen Augenblicken nichts als ein Trümmerhaufen war. Die aus ungeheuren Steinblöcken zusammengefügten Mauern des Schlosses widerstanden, allein alle andern Gebäude wurden zu Boden geworfen. Mit einem Male trat Ruhe ein, und schon hoffte man, daß die Gefahr vorüber sei, als man plötzlich einen betäubenden Donnerschlag hörte. Von den in seinem Schoß gährenden Gewalten gesprengt, war ein nördlicher Ausläufer des Wunzendake in die Luft geflogen. Aus der Oeffnung ergoß sich ein Strom siedenden Wassers, ungeheure Felsmassen rollten die Abhänge hinab, oder stürzten ins Meer, das hoch aufschäumte und die Ufer weithin überschwemmte.

Die Vermischung des Meerwassers mit den heißen Ausflüssen des Vulkans rief eine bei Erdbeben unerhörte Erscheinung hervor: Wasserhosen, die mit wirbelnder Bewegung über das Land zogen und Alles verwüsteten. Der Schaden war ein unermeßlicher. Alle Häuser, alle Schiffe waren vernichtet, und die Küste hatte ihre Gestalt bis zur Unkenntlichkeit verändert. Die Anzahl der Menschen, welche ihren Tod fanden, wird auf 53,000 angegeben.

Der Fusi-Jama.

Die Erdbeben sind in Japan so häufig, daß man sie die schlimmste Geißel des Landes nennt. Siebold hat bemerkt, daß sie stets bei heiterem Himmel und wenn die Luft sehr trocken ist, eintreten. Das Auswerfen von Flammen aus den Vulkanen erfolgt gewöhnlich, wenn im Meere Flut ist. Wie es scheint, regen sich dann auch unter den Wellen, die sich mit gewaltiger Wucht gegen die Ufer stürzen, die gefesselten Naturkräfte. Mehrmals, namentlich bei dem Erdbeben von 1828, das in Japan einen Raum von acht Graden der Breite und sieben der Länge

beherrschte und mit dem Ausbruche des Awatscha in Kamtschatka in Verbindung gestanden haben dürfte, sind Flammen aus dem Meere gestiegen. Am 23. Dezember 1853 erhielt die russische Fregatte „Diana", die im Hafen von Simoda vor Anker lag, bei einem Erdbeben, dessen Wirkungen besonders im Meere sich äußerten, solche Beschädigungen, daß sie bald darauf zu Grunde ging. Das Wasser wogte eine Zeit lang in unruhiger Bewegung und trat darauf so weit zurück, daß der Boden der Bucht, der in gewöhnlichen Zeiten 30 Fuß hoch mit Wasser bedeckt ist, bloßgelegt wurde. Unmittelbar darauf kehrte es hoch wie ein Berg zurück, warf sich auf die Schiffe, auf das Ufer, auf die Stadt und zertrümmerte entweder alle Gegenstände, die es erreichte, oder riß sie mit sich fort. Dieses Hin- und Herwogen wiederholte sich fünfmal, und nicht genug, daß das Ufer mit Trümmern von Häusern und Schiffen wie besäet wurde, ertranken viele Einwohner, ehe sie sich auf die Anhöhen zu retten vermochten. Die „Diana" lag bald so auf dem Trocknen, daß ihre im Grunde haftenden Anker sichtbar wurden, bald wirbelte sie in dem Wasserberge auf eine furchtbare Art herum. Die Mannschaft hatte den Eindruck, als habe sich ihr Schiff in einer halben Stunde dreiundvierzigmal um sich selbst gedreht, und viele Matrosen bekamen den Schwindel. Das Schiff verlor das Steuerruder und einen Theil des Kiels, und obgleich es sich für den Augenblick auf dem Wasser erhielt, scheiterte es doch, als es zur Ausbesserung nach Heda gebracht werden sollte.

Die japanischen Gelehrten glauben aus den vulkanischen Erscheinungen auf zukünftige Dinge schließen zu können. Tritt ein Erdbeben Morgens oder Abends ein, so verkündet es heiteres Wetter, bemerkt man es genau in der zweiten Frühstunde oder um sechs Uhr Nachmittags, so folgt ein Sturm, und werden die Stöße um Mittag oder Mitternacht gespürt, so sagen sie eine große Seuche an. Die Ursachen der Erderschütterungen kennen sie nicht, und das Landvolk hilft sich mit der Erklärung, daß ein riesiger Walfisch, der das Land mit seinem Schweife peitsche, die bewegende Kraft sei. Sechs ihrer Feuerberge und vier ihrer heißen Quellen werden die zehn Höllen Japans genannt. Zwei der letztern von bedeutendem Umfang, Oho-tsigok und Ko-tsigok, die große und die kleine Hölle genannt, haben in den Christenverfolgungen des 17. Jahrhunderts eine traurige Berühmtheit erlangt. Hunderte von standhaften Märtyrern haben in diesen beiden siedenden Kesseln ihren Tod gefunden.

Trachyt und Basalt sind in den Landestheilen, die bisher von Europäern besucht werden konnten, die vorherrschenden Gesteine. Interessante Basaltbildungen zeigt das beigegebene Tondruckbild. Das von einem Gebirgsbache bewässerte Thal ist das von Wanoga; der Berg im Hintergrunde hat die abgestumpfte Kegelform der Vulkane, und auch die Höhe zur Linken verräth durch ihre Gestalt, daß sie einer Hebung ihr Dasein verdankt.

Mitten in den Ebenen ragen Trachytblöcke und Basaltfelsen auf, die durch Erderschütterungen von den Höhen gestürzt oder von Bergströmen unterwaschen und fortgerissen wurden. An vielen Stellen tritt Feldspath, Gneis, Gyps und schönkörniger Granit zu Tage. Zwischen den Felsblöcken des letztern Gesteins

gräbt man die beste Porzellanerde. Außer dieser Erde birgt der Boden noch andere werthvolle Mineralien und Metalle. Das japanische Gold ist von ungewöhnlicher Reinheit und wird fast überall aus dem Sande ausgewaschen oder aus Erzen geschmolzen, am meisten im Norden und auf der Insel Sado, westlich von Nippon. Für die Menge des Silbers reinster Art, das man gewinnt, sprechen die bedeutenden Ausfuhren der Portugiesen in frühern Zeiten. In noch reichlicherem Maße ist Kupfer, das beste der Welt, vertreten. Zinn, Blei und Quecksilber werden in Menge gewonnen, und Schwefel besitzt das vulkanische Land in unerschöpflichen Lagern. Die Steinkohlen, die in einigen der Buchten an der Oberfläche liegen, sind von so schlechter Beschaffenheit, daß sie nicht benutzt werden können.

Auffallend ist die geringe Breite der Wasserstraßen, durch welche die einzelnen Inseln von einander getrennt werden. Die Bungo-Straße zwischen Sikok und Kiusiu mißt an ihrer engsten Stelle kaum mehr als zwei deutsche Meilen, und nicht breiter ist die Linschoten-Straße zwischen Nippon und Sikok, die überdies mit so vielen Inseln besetzt ist, daß blos ein Kanal von einer Viertelmeile Breite frei bleibt. Die Sangar- oder Tsukar-Straße zwischen Nippon und Jesso hat von Ufer zu Ufer häufig nicht mehr als 1¾ deutsche Meilen und die Diemen-Straße zwischen der Südspitze von Kiusiu und Tanegasima ist kaum bedeutender, während die Straße La Perouse, welche zwischen Jesso und Sachalin oder Krafto eine Einfahrt ins Japanische Meer gewährt, dem Schiffer einen größern Raum darbietet. Die Küsten der Hauptinseln sind außerordentlich unregelmäßig, und Golfe, Baien und Meeresarme schneiden tief in sie ein.

Die Flüsse des Landes sind fast alle Bergströme und haben einen kurzen Lauf. Bedeutend ist der Yodo-Gawa, der von einem großen See gespeist wird und für fünf Bezirke der Insel Nippon das Verbindungsmittel ist. Der Sumida-Gawa und Naga-Gawa bilden mit ihren zahlreichen Nebenarmen ein ausgebreitetes Flußnetz. Die minder großen Flüsse Seto-Gawa, Ohoi-Gawa und Abe-Gawa können doch für Schiffahrtszwecke benutzt werden. Von den Seen wissen wir wenig. Der Oits, Mitsu oder Biwako, von dem wir bereits sagten, daß er eine Erdsenkung sei, und der nach japanischen Erzählungen in einer Nacht entstanden sein soll, ist 10 deutsche Meilen lang und höchstens 3½ Meile breit.

Das Klima von Inseln, die über so viele Breitengrade fortlaufen, muß natürlich ein verschiedenes sein. Unter 32° nördlicher Breite entsteht im Winter Eis von mehreren Linien Dicke, unter 36° überziehen sich die Seen mit einer Eisdecke, und zwischen 38° und 40° kann man die Flüsse bei Frost überschreiten. Auf der Insel Jesso herrscht bei Kap Saga, der nordwestlichsten Spitze, eine solche Kälte, daß Weizen spärliche Ernten giebt und die Ainos im Winter ihre Erdhöhlen ungern verlassen. In Kiusiu und den südlichen Theilen von Nippon ist die mittlere Wärme in den Sommermonaten 21°, und die größte Kälte im Winter bringt das Thermometer nicht ganz auf + 1° Réaumur herab.

Zwei Ursachen tragen dazu bei, die Ostküste milder als die Westküste zu machen. Die eine dieser Ursachen ist die Bergkette, welche die Inseln Nippon, Sikok und Kiusiu in gleicher Richtung mit der Küste des gegenüberliegenden Fest-

landes durschneidet. Sie ist hoch genug, um die kalten Winde abzuhalten, von denen Korea und die Mandschurei heimgesucht werden. Die zweite Ursache ist eine Meeresströmung, deren Ursprung in dem großen Aequatorialstrom des Stillen Meeres zu suchen ist, obgleich sie durch die Baschi-Inseln und die Südspitze der Insel Formosa von demselben getrennt wird. Die Strömung hat eine nordöstliche Richtung und berührt sowol die Bonin-Inseln als die Ostküste von Japan. Bei den Japanern hat sie wegen ihrer tiefblauen Farbe den Namen Kuro siwo oder Schwarzer Strom. Unter 40° nördlicher Breite nimmt sie eine mehr östliche Richtung und läßt zwischen sich und die Nordküste von Jesso einen kältern Strom eindringen, der aus dem arktischen Meere kommt, seine Hauptmasse durch die Sangarstraße schickt, zwischen Korea und den japanischen Inseln fließt, der Ostküste von China folgt und durch die Straße von Formosa ins Chinesische Meer sich ergießt. Die größte Geschwindigkeit erreicht der von Süden kommende Strom bei der Inselgruppe südlich vom Golf von Jeddo, wo dieselbe 16 — 18 deutsche Meilen im Tage beträgt. Sowol hinsichtlich der Breitengrade, in denen der Kuro siwo fließt, als hinsichtlich seiner Richtung hat er eine große Aehnlichkeit mit dem Golfstrom des Atlantischen Oceans. Aber er ist wärmer, denn während die Temperatur des Golfstroms nur um 5° C. höher als die der Breite angemessene Wasserwärme steht, ist der Kuro siwo um 7° C. wärmer als das Meerwasser, das ihn umgiebt. Da der arktische Gegenstrom die japanische Ostküste nicht berührt, so kann diese warme Strömung ihre Wirkung ungestört üben. Sie besteht darin, den Theilen von Japan, neben denen sie hinstreift und die gleichzeitig durch die erwähnte Bergkette vor den Nordwestwinden geschützt werden, eine höhere Temperatur zu verleihen, als sie der Breite angemessen ist. Günstig wirkt endlich auch die Regenmenge, die das ganze Jahr hindurch und im Juni und Juli so reichlich fällt, daß diese beiden Monate von den Japanern den Namen Satsuki, die Jahreszeit des Wassers, empfangen haben.

Der Pflanzenwuchs Japans ist natürlich wie bei uns nach den Jahreszeiten verschieden, doch sind die Uebergänge vom Frühling zum Sommer und vom Sommer zum Herbst unmerklicher. Im Frühling erwacht die Natur aus ihrem Winterschlafe plötzlich, und ein paar Wochen genügen, der Landschaft das lachendste Ansehn zu geben. Mehr als die Hälfte aller Pflanzen stammt aus China, Korea, von den Liu-kiu und aus Europa. Im Süden gedeihen tropische Gewächse, Palmen, Bananen, Bambus und schöne Orchideen. Das Zuckerrohr wird mit Erfolg gebaut, ebenso die Baumwolle, und der Reis giebt zwei Ernten. Die Theepflanze bedeckt ganze Felder, aber ihr Produkt ist nicht so gut wie das chinesische. Ingwer, Pfeffer und Tabak werden in beträchtlichen Mengen erzeugt. Die schöne Camelie ist jetzt eine allgemeine Zierde unserer Zimmer und Gewächshäuser. Der alte Kämpfer zählt noch verschiedene andere Blumen auf, denen die Kunst der japanischen Gärtner die Schönheit, aber nicht den Duft der Rose verliehen hat. Von einheimischem Ursprung sind die beiden Firnißbäume der Inseln und ihr Kampherbaum. Der Usuri, ein schöner und edler Baum, liefert beim Einschneiden einen reichlichen milchartigen und klebrigen Saft, von dem der berühmte, in

wildern lassen, weil man weder ihr Fleisch ißt, noch ihre Haare oder Wolle zu verwenden versteht. Einige Schweine werden gezogen, jedoch blos zum Verkauf an die Chinesen. Da die Japanesen von ihren Religionsvorschriften verhindert werden, Rindfleisch zu essen, und den Gebrauch von Milch und Butter nicht kennen, so benutzen sie ihre Ochsen und Kühe ausschließlich beim Ackerbau und zum Fortschaffen von Lasten. Die Pferde werden von den Adligen des Landes geritten. Die Katzen sind die Lieblinge der Frauen und werden wegen ihrer Schönheit, nicht zum Mäusefangen gehalten. Am meisten schätzt man die, welche einen glänzend weißen Pelz mit großen gelben und schwarzen Flecken und einen sehr kurzen Schwanz haben. Esel und Maulesel, Kameele und Elephanten fehlen gänzlich.

Von den großen Raubthieren, die in Korea, der Mandschurei und noch weiter nördlich leben, ist Japan frei. Die wilden Thiere aus der Gattung der Vierfüßer sind kleine Bären, Hyänen, Rehe, Affen, Hasen und unzählige Füchse. Gejagt werden besonders die letztern, und zwar, wie man aus nebenstehender Abbildung ersieht, zu Pferde.

Den untern Klassen ist der Fuchs ein Thier des Teufels, aber die Adligen erlegen ihn, weil man aus seinem Haar die Pinsel macht, die man in Japan beim Schreiben braucht. Wasservögel besitzt Japan in prachtvollen Gattungen und das Hühnergeschlecht hat nicht minder glänzende Vertreter. Die Lerchen singen schöner als in Europa; die Störche bleiben das ganze Jahr über. Außer der Nachtigall, die sehr selten ist und daher theuer bezahlt wird, schätzt man die Falken am höchsten. Eine Sperberart legt in Felsenhöhlen Vorräthe von Fischen ein, die wie gesalzen schmecken sollen und von den Japanern begierig gegessen werden. Um alle Inseln wimmelt es von Fischen, Walfischen, Stockfischen und andern, bis zu den kleinsten Arten abwärts. Einige sind in hohem Grade giftig und liefern Verbrechern, die der Schande einer Bestrafung entgehen wollen, ein Mittel zum Selbstmorde. Die Fische, Schalthiere, Holothurien und Pflanzen des Meeres bilden für fast alle Japaner nebst Reis und Bohnen den Hauptbestandtheil der Nahrung. Auch Perlen, Perlmutter und Ambra holt man aus dem Meere. Die Eidechsen sind den unserigen ähnlich, Schlangen giebt es wenig. Eine von ihnen hat eine außerordentliche Größe, eine andere ist so giftig, daß ihr Biß binnen vierundzwanzig Stunden unfehlbar tödtet. Der Tausendfuß, der in Ostindien sehr gefürchtet wird, ist in Japan unschädlich.

Die Fischer und Küstenbewohner sind klein, aber kräftig, von dunkler Gesichtsfarbe und haben krauses, in der Regel schwarzes Haar. Der Gesichtswinkel springt weit vor, der Mund wird von wulstigen Lippen umgeben, die Nase ist klein und leicht gebogen. Die Bewohner des Innern sind größer und haben ein breites, flaches Gesicht mit einem großen Munde, einer dicken und eingedrückten Nase, länglich schmalen und tiefliegenden Augen. Ihre Farbe ist gelb, bei den Vornehmen, die sich wenig der Sonne aussetzen, weiß, der Kopf groß, der Hals kurz, das Haar röthlichbraun. Die Augenbrauen sitzen höher als gewöhnlich. Die Abbildungen S. 12 und 13 zeigen den Charakter der Gesichtsbildung der japanischen Bevölkerung.

beſäßen", ſagt Laperouſe von ihnen, „ſo würde ich mir von den Sitten und Gebräuchen der Patriarchen keine andere Vorſtellung machen können." Unreinlich ſind ſie freilich im höchſten Grade, und würden ſie nicht zuweilen vom Regen oder im Meere und in den Flüſſen naß, ſo würde niemals Waſſer an ihre Haut kommen. Alle ſind ziemlich von demſelben Wuchs, 5 Fuß 2 Zoll bis höchſtens 5 Fuß 4 Zoll hoch. Ihre dunkle, beinahe ſchwarze Geſichtsfarbe und ihr ſchwarzes ſtruppiges Haar macht ſie den Kamtſchadalen ähnlich, doch ſind ihre Züge weit regelmäßiger. Die Frauen ſind eben ſo dunkelfarbig, und ihr ins Geſicht fallendes Haar, ihre blaugefärbten Lippen und ihre tättowirten Hände nehmen ihnen jeden Anſpruch auf Schönheit. Sie leben hauptſächlich vom Fiſchen und kleiden ſich in die Felle und Pelze der Thiere, welche ſie erlegen. Viele ziehen über den untern Theil ihrer Kleidung baumwollene Hemden, die ſie von den Japanern erhalten. Ihr Handel iſt Tauſchhandel, und die Waaren, welche ſie für rohe Schmuckſachen, baumwollene Zeuge und etwas Reis geben, ſind Fiſche und Pelze. Für einen Knopf ſind ihnen funfzig, ja hundert Fiſche nicht zu viel. Von den Japanern werden ſie mild behandelt und gegen Betrügereien geſchützt, aber für ihre geiſtige Bildung geſchieht gar nichts. Ihre Abgeſchloſſenheit von der übrigen Welt hat ihre Entwicklung vollſtändig gehemmt, und die Berührung der Art von Kultur, welche ihnen von den Matroſen der Walfiſchfahrer und von den ruſſiſchen Pelzhändlern gebracht wird, muß ſie ganz zu Grunde richten.

Japaner.

Die Religion der Japaner iſt durch chineſiſche Einwirkungen, beſonders durch die theilweiſe Annahme des Buddhismus umgeſtaltet worden. Selbſt der Name des urſprünglichen Glaubens iſt jetzt chineſiſch, und der Japaner, der ihm treu geblieben iſt, nennt ſich nicht mehr einen Bekenner des Kami no mitſi, ſondern des Sinſyu. Das erſte Wort iſt japaniſch, das zweite chineſiſch, und beide ſind mit „Weg der Götter" zu überſetzen. Nach dieſer Urreligion thronte zu Anfang der Dinge im höchſten Himmel ein Gott, der ſich ſelbſt erſchaffen hatte. Nach ihm ſtiegen aus dem Chaos zwei andere Götter auf und ſchufen das Waſſer. Von ſieben Gottheiten, die in der Regierung der Welt auf einander folgten, war Iza na gino mikoto der letzte und der einzige, welcher ſich verheirathete. Eines Tages ſuchte er, ſeiner Gemahlin Iza na mino mikoto zu Gefallen, mit ſeiner Lanze unter den Gewäſſern nach einem Lande, das ſich bewohnen laſſe. Die Waſſertropfen, die von der Waffe niederfielen, verdichteten ſich und bildeten die Inſel Kiuſiu, die mithin das älteſte Land der Erde iſt. Der Gott erzeugte nun acht Millionen Gottheiten, ſchuf „die zehntauſend Dinge" und übergab die Regierung derſelben ſeiner Lieblingstochter, der Sonnengöttin. Dieſe herrſchte 250,000 Jahre, und auf ſie

folgten vier Halbgötter, deren Regierungsperiode zusammen einen Zeitraum von 2,091,042 Jahren umfaßt.

Der Sonnengöttin gilt die Anbetung der Sintu oder Bekenner des Sinsyu vorzüglich. Sie ist zu erhaben, als daß der Betende sich unmittelbar an sie wenden dürfte. Er muß die Vermittlung der Kami anrufen, von denen es zwei Klassen giebt, eine höhere, zu der blos geborne Götter gehören, und eine niedere, welche die zu Göttern erhobenen oder heilig gesprochenen Menschen umfaßt. Die Seele ist unsterblich und es findet eine ewige Vergeltung statt. Himmlische Richter sprechen den Todten das Urtheil und öffnen ihnen entweder das Paradies, in welchem die Kami thronen, oder stürzen sie in die Hölle.

In die Macht des Menschen ist es gelegt, hier unten glücklich und in der andern Welt selig zu werden, wenn er die folgenden fünf Regeln beobachtet. Die erste ist die Bewahrung des reinen Feuers, des Symbols der Reinheit und des Werkzeugs der Läuterung. Die zweite schreibt vor, daß man sich die Reinheit der Seele, des Herzens und des Körpers erhalte, indem man den Geboten der Vernunft und des Gesetzes gehorche und sich von allem Unreinen fern halte. Als befleckend gilt die Gesellschaft eines Unreinen, das Anhören eines unsittlichen, rohen oder verbrecherischen Gesprächs, das Essen gewisser Speisen und jede Berührung mit Blut oder mit einer Leiche. Stirbt Jemand, so zündet man im Zimmer ein reinigendes Feuer an, und die Angehörigen müssen sich eine Zeit lang des Besuchs der Tempel und der meisten religiösen Handlungen enthalten. Zur Reinigung wird nicht blos der Ablauf einer gewissen Zeit erfordert, vielmehr müssen auch Fasten, Gebete und das Lesen heiliger Bücher in stiller Zurückgezogenheit dazu kommen.

Japanische Dame.

Die dritte Regel wird durch das feierliche Begehen der verschiedenen Feste erfüllt. Jedes derselben beginnt mit dem Besuche eines gewissen Tempels, wobei der Gläubige besonders zu beachten hat, daß er nicht bekümmert sei, weil seine Stimmung auf den Gott übergehen würde. Er muß Feierkleider tragen, vor dem Tempel eine Abwaschung vornehmen und in der Thorhalle knieend sein Gebet verrichten. Ein Gitter trennt ihn von dem Innern, wo ein Spiegel hängt, in den er

während des Gebets blickt. Hat er seine Andacht verrichtet, so opfert er Reis, Früchte, Thee oder Aehnliches und wirft etwas Geld in den Opferstock. Diese Sachen gehören den Priestern, welche Kami nusi oder Götterwirthe heißen. Sie sind verheirathet, und auch ihre Frauen verrichten gewisse heilige Handlungen. In der Hausandacht spielen die Feste der Kami eine Hauptrolle. Jedes muß begangen werden, und die Opfer pflegen in wohlriechenden Kerzen zu bestehen. Auf dem Schlußbild dieses Abschnitts sieht man den Schrein eines Kami, dem auf diese Weise geopfert wird.

Die vierte Regel, daß man die Kami in den Tempeln und in den Häusern anbete, verschmilzt mit der dritten. Die fünfte endlich befiehlt Pilgerreisen, und sie zu befolgen ist von der allerhöchsten Wichtigkeit. Unter den zweiundzwanzig Tempeln des Reichs, welche zu Wallfahrtsorten dienen, ist keiner so hoch angesehen wie der Tempel der Sonnengöttin zu Isye oder Ize. Das Gebäude ist einfach, allen Schmuckes baar und sehr alt. Kleinere Kapellen umgeben dasselbe, und der ganze Umkreis wird von Priestern und Priesterinnen bewohnt, unter denen die höchsten Stände des Reichs vertreten sind. Jeder Japaner, zu welchem Alter, Range und Geschlecht er gehören möge, muß in seinem Leben wenigstens einmal nach Isye wallfahrten. Selbst die Buddhisten haben diese Pflicht zu erfüllen, und wenn ihre Priester davon ausgenommen sind, so liegt der Grund in dem Zustande immerwährender Unreinheit, den sie sich durch die Erfüllung ihrer Pflichten bei Sterbenden und Todten zuziehen. Denn wer nach Isye geht, muß ganz rein erscheinen, weshalb selbst Die, welche sonst dafür gelten würden, sich vorher einer besondern Reinigung unterziehen. Wer der Göttin recht wohlgefällig sein will, macht die Reise zu Fuß und erbettelt sich unterwegs seine Lebensmittel. Sein Getränk schöpft er sich mit einem hölzernen Becher aus dem nächsten Bache, sein Nachtlager ist die Matte, die er auf dem Rücken trägt. Je mehr Entbehrungen und Mühseligkeiten er sich auferlegt, um so größer ist sein Verdienst. In Isye wählt sich jeder Pilger einen Priester, dem er beichtet und nach dessen Anweisung er die vorgeschriebenen Gebräuche erfüllt. Zum Schluß erhält er einen Ablaßzettel, in dem ihm die volle Vergebung aller seiner frühern Sünden zugesichert wird. Um der Sündenvergebung willen wiederholt Mancher die Pilgerfahrt mehrmals, und musterhaft Fromme gehen jedes Jahr einmal zum Sonnentempel in Isye.

Ein Aino von der Insel Jesso.

fu-tse. Sie heißt im Lande Siutu, d. i. der Weg der Weisen, und ihr Inhalt beschränkt sich auf Sittenlehren und einige unbestimmte Ansichten vom Leben der Seele. Sie hat unter den Gelehrten vielen Beifall gefunden, und obgleich sie lange Zeit wegen ihrer Verwandtschaft mit dem Christenthum, das für staatsgefährlich galt, verfolgt wurde, bekennen sich die gebildeten Klassen noch immer insgeheim zu ihr. Die Ungebildeten sind durchschnittlich Buddhisten, aber sowol sie als die Anhänger des Kong-fu-tse huldigen zugleich dem Nationalglauben des Sinshu. Der Buddhismus wird von der Regierung als Gegengewicht gegen das Christenthum unterstützt.

Die politische Geschichte Japans knüpft an die Götterlehre an. Der letzte der vier Götter, welche länger als zwei Millionen Jahre über die Welt regierten, verheirathete sich mit einer Frau irdischen Geschlechts und zeugte mit ihr einen Sohn, den Stammvater der heutigen Herrscher. Sein Name Jin mu ten wu, der göttliche Eroberer, führt zu der Vermuthung, daß er ein glücklicher Krieger war, der die kleinern Reiche, als deren Ueberbleibsel die jetzigen Lehnsfürstenthümer zu betrachten sind, zum ersten Male vereinigte, eine feste Regierung und einen gemeinschaftlichen Gottesdienst einrichtete. Dieses große Ereigniß wird in das Jahr 660 v. Chr. gesetzt. Der Titel Mikado, den der Eroberer annahm, heißt in wörtlicher Uebersetzung Sohn des Himmels. Die japanischen Geschichtschreiber lassen ihn 79 Jahre regieren und geben ihm bis zum ersten Kriege in Korea, der in das Jahr 201 unserer Zeitrechnung fällt, vierzehn Nachfolger. Jener Krieg schließt die erste Periode der japanischen Geschichte, und die zweite reicht bis zur Einführung des Buddhismus in Japan, von der bereits die Rede war. In dieser fernen Zeit scheint das bestimmende Element in Wechselbeziehungen zu China gelegen zu haben, von denen wir so gut wie nichts wissen. In Korea kämpfte man um den Besitz dieses oder jenes der kleinen Königreiche, und die Japaner scheinen zuweilen im Vortheil gewesen zu sein. Der chinesische Kaiser sah sie im Licht von Vasallen und benutzte jede günstige Gelegenheit, namentlich innere Unruhen, um ihrem Mikado eine Bestallung als Wang (König) von Nippon zu schicken.

Für die innere Geschichte hat der Verfall, in den die Gewalt der Mikados gerieth, die größte Bedeutung. Einige Jahrhunderte lang regierten diese Herrscher selbst und führten zuerst ihre Heere persönlich ins Feld. Als sie diese Gewohnheit aufgegeben und sich in ihren Palast zurückgezogen hatten, überließen sie sich nach und nach dem trägen Leben orientalischer Herrscher. Am verhängnißvollsten wurde für sie ihre Gewohnheit, der Herrschaft in noch jungem Alter zu entsagen. Oft war der Sohn, zu dessen Gunsten sie ihre Krone niederlegten, ein unmündiges Kind, und in diesem Falle übernahm der zurückgetretene Vater häufig die Regentschaft. Einer der Mikados, der auf diese Weise entsagte, hatte von seiner Frau, der Tochter eines mächtigen Fürsten, einen dreijährigen Knaben, dem die Krone zufiel. In diesem Falle bemächtigte sich der Fürst der Regentschaft und kerkerte den ehemaligen Mikado ein. Der letztere fand Vertheidiger, unter denen Yoritomo, ein entfernter Verwandter der kaiserlichen Familie, sich besonders auszeichnete.

Schlacht geflohen wären. Die Schlacht soll auf Tsusima oder in der Höhe von Iki stattgefunden haben und für die Mongolen darum verloren gegangen sein, weil sie alle ihre Pfeile verschossen hätten.

Der Siogun sprach nun eine allgemeine Verbannung aller Mongolen aus. Eine Gesandtschaft Kublai Khan's, die sich 1275 an seinem Hofe vorstellte, wurde einfach davon benachrichtigt, daß den Mongolen bei Todesstrafe verboten sei, den Fuß auf japanischen Boden zu setzen. Zwei fernere Gesandtschaften, die in den Jahren 1276 und 1279 kamen, wurden bis auf den letzten Mann enthauptet. Der mongolische Kaiser hatte jetzt China vollständig unterjocht und versuchte Rache an Japan zu nehmen. Im fünften Monat des Jahres 1280 sahen die Japaner eine Flotte gegen ihre Küste heransegeln, welche 100,000 Krieger an Bord hatte. Ihre Maßregeln waren gut gewählt, und sind die Berichte, die wir von diesem zweiten Angriff besitzen, wahr, so fuhren die Mongolen länger als zwei Monate an den Küsten hin, ohne eine Landung zu wagen. Die Elemente nahmen sich des bedrohten Landes an. In den ersten Tagen des achten Monats erhob sich einer der furchtbaren Teifuns dieser Meere, zerstreute die mongolische Flotte und warf viele ihrer Schiffe auf die felsige Küste. Am dritten Tage griffen die Japaner die hungernden und größtentheils waffenlosen Schiffbrüchigen an und erschlugen sie oder machten sie zu Gefangenen. Die letztern führte man nach Lakota und enthauptete sie. Blos drei wurden verschont, um dem Mongolenkaiser zu erzählen, welches Schicksal die Schiffbrüchigen in Japan getroffen habe. Er entsagte dem Gedanken an eine Unterwerfung Japans, und auch die spätern Kaiser seiner Dynastie ließen die Waffen ruhen, aber ein Handelsverkehr zwischen den beiden Reichen fand nicht mehr statt, bis China wieder einheimische Kaiser erhielt, welche zu Japan in freundschaftliche Beziehungen traten und auch einen Frieden mit Korea vermittelten.

Nach dem Aufhören der äußern Gefahr erging es den Sioguns wie früher den Mikados. Sie erschlafften, und nicht lange, so entglitt das Steuerruder des Reichs ihren Händen. Eine Behörde, die in ihrem Namen regiert hatte, verurtheilte sie zu derselben Rolle von Schattenkönigen, welche sie selbst vier Jahrhunderte früher über die Mikados verhängt hatten. Diese unblutige und allmälige Revolution vollzog sich, nachdem bereits die ersten Europäer an der Küste erschienen waren. Das letztere so folgenschwere Ereigniß müssen wir, um den Zusammenhang nicht zu unterbrechen, in den nächsten Abschnitt verweisen. Wir wollen an dieser Stelle blos bemerken, daß das Eingreifen der Portugiesen in die innern Angelegenheiten wesentlich dazu beigetragen hat, den staatlichen und gesellschaftlichen Zustand zu entwickeln, dem wir heute in Japan begegnen.

Der eine große Grundsatz, der alle japanischen Verhältnisse beherrscht, ist der einer von allen Seiten gesicherten Ruhe. Wäre es überhaupt möglich, ein System zu ersinnen, das, indem es alles Neue von sich weist, das vorhandene Alte gegen alle Beeinträchtigungen schützte, die aus menschlichen Gedanken und Ueberzeugungen, Schwächen und Leidenschaften hervorgehen können, so würde Japan die Ehre der Erfindung in Anspruch nehmen dürfen. Nahe genug ist dieses Land dem

Ziele gekommen, und doch hat dasselbe, wie die Geschichte der jüngsten Zeit lehrt, dem ewigen Stillstand plötzlich entsagen und das ängstlich abgewehrte Neue in einem vollen Strom in sich aufnehmen müssen.

Das hauptsächlichste Mittel, das der japanischen Politik zur Festhaltung des Volksgeistes an einer unüberschreitbaren Grenze gedient hat, ist das wahrhaft despotische Ansehn, das dem Gesetz und der Sitte beigelegt wird. Alles hat seine feste starre Norm, die für die gesellige Beziehung, wie für das Leben in Familie, Gemeinde und Staat gilt und gegen die zu fehlen eine Auflehnung gegen die menschliche und göttliche Ordnung sein würde. Gesetz und Sitte halten alle Stände gebunden, und je höher die Stellung eines Mannes ist, um so stärker empfindet er bei jedem Schritt und Tritt die Fessel, die man seinen Bewegungen angelegt hat. Gerade die beiden Herrscher, der Mikado und der Siogun, sind Sklaven, und Diejenigen, welche unsere Stände der Fürsten und Herren darstellen, befinden sich in einer schlimmern Lage als russische Leibeigene. Frei sind höchstens die Ausgestoßenen, die man so tief verachtet, daß man es nicht einmal der Mühe werth hält, ihre Kopfzahl festzustellen. Wollte einer der durch Gesetz und Sitte Gebundenen dennoch es wagen, seinem eignen Willen zu folgen, so würde er bei dem ersten Versuche in das Netz von Spähern und Angebern fallen, das über Japan ausgebreitet ist. Dieses ist die lebendige Mauer, die sich um die eherne Mauer der Satzungen zieht.

Der Mikado ist nicht blos der geistliche Herrscher von Japan, er ist die verkörperte Sonnengöttin selbst. Die Kami oder niedern Gottheiten werden als seine Untergebenen gedacht und verweilen jedes Jahr einen Monat lang an seinem Hofe, um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Während dieser Zeit besucht Niemand ihre Tempel, denn die Götter sind ja abwesend und würden die Gebete nicht hören, die man in ihrem leeren Hause an sie richtete. Als Gott stirbt der Mikado nicht, er verschwindet, und sein Nachfolger nimmt seinen Platz ein. Damit es ihm nie an einem solchen fehle, sind ihm zwölf Frauen gestattet, die er unter den Damen seines Hofes wählt. Seine und seiner Lebensgefährtinnen Tracht beschreiben wir nicht, unser Bild wird deutlicher sprechen. (S. die Abb. S. 21.)

Als geistlicher Herrscher entscheidet der Mikado über die theologischen und kirchlichen Angelegenheiten des Reichs und erhebt verstorbene Fromme zu Heiligen. Er bestimmt die Tage der beweglichen Feste, die zu gewissen kirchlichen Handlungen passenden Farben, ernennt oder bestätigt die Obern der Mönchsorden und spricht bei theologischen Streitfragen das letzte Wort. Er wohnt in Miyako, der schönsten und bestgebauten Stadt Japans, umgeben von der lieblichsten und reichsten Landschaft, deren gesundes Klima und reine Luft von keiner andern Gegend übertroffen werden sollen. Sein Palast heißt der Dairi, ein Name, der durch ein Mißverständniß zuweilen für einen Titel des Mikado gehalten worden ist. Allerdings wird der japanische Papst auch nach seiner Wohnung genannt, aber nicht Dairi, sondern Dairi sama, Herr des Palastes. Die Würdenträger, die ihn dort umgeben, sind alle vom höchsten Range, und zwei derselben, der Erzheilige oder Vorsitzende des geistlichen Raths und der „erste Diener seiner linken Hand", haben

sogar vor dem Siogun den Vortritt. Außerdem ist sein Hof ein Mittelpunkt der Literatur, wo sich die berühmtesten Theologen und Philosophen, Geschichtschreiber und Dichter vereinigen.

Damit es dem Mikado nie einfalle, aus seinem geistlichen Gebiet herauszutreten, erklärt das Gesetz alle weltlichen Angelegenheiten seiner Aufmerksamkeit unwerth. Was er für die Wohlfahrt des Reichs thun kann, ist allerdings von ungeheurer Wichtigkeit, beschränkt sich aber darauf, daß er jeden Tag einige Stunden unbeweglich auf seinem Throne sitzen muß, um das Gleichgewicht des Staats zu erhalten. Er darf den Kopf weder nach rechts noch nach links drehen, denn der Theil seines Reichs, von dem er sich abwendete, würde unfehlbar zu Grunde gehen. Für die Stunden, die er nicht selbst auf dem Throne zubringt, vertritt die Krone seine Stelle. Nach neuern Nachrichten ist dieser Zwang abgeschafft worden, weil man Unruhen befürchtete, wenn der Mikado den Kopf doch einmal zur Seite wendete. Alle seine Kleider müssen neu sein und werden von ihm blos einmal getragen. Ebenso werden alle Geräthschaften, deren er sich bedient, alle Tage erneuert. Kleider wie Geräthe werden nach einmaligem Gebrauche vernichtet. Wie dürfte ein Sterblicher tragen oder sonstwie benutzen, was ein Gott berührt hat! Damit er von keinem unheiligen Blick getroffen werde, verläßt er das Innere des Dairi nie. Diener tragen ihn von Gemach zu Gemach auf ihren Schultern und bewahren so seine heiligen Füße vor dem gemeinen Boden. Haare und Nägel sollten ihm eigentlich gar nicht beschnitten werden, aber daraus würden Unannehmlichkeiten für ihn entstehen, und so vollzieht man diese Operationen in der Nacht, wenn er schläft. So hülflos die einförmigen Pflichten seines Amts und die Ehrenbezeigungen, die ihn zu Boden drücken, seine Lage machen, steht ihm doch ein Aufpasser zur Seite. Jede Abweichung vom vorgeschriebenen Wege, die er sich zu Schulden kommen ließe, würde auf der Stelle nach Jeddo berichtet werden. Schlimm genug, wenn eine höhere Macht ihn einmal zwingt, seine Heiligkeit zu vergessen! Ein solcher Fall trat 1788 ein, als der damalige Mikado bei einem großen Brande den Flammen nicht anders entgehen konnte, als indem er seinen eignen Füßen vertraute und sogar lief. Daß eine solche Existenz, die uns in komischem Lichte erscheint, einem nicht ganz geistesschwachen Manne fürchterlich werden kann, begreift sich. Es geschieht sehr häufig, daß ein Mikado voll Ueberdruß seine Würde niederlegt. Frei wird er dadurch nicht, aber er braucht doch nicht ganze Tage unbeweglich da zu sitzen oder sich anbeten zu lassen.

Der Siogun thront als weltlicher Herrscher in der Hauptstadt Jeddo. Nach seinem Kubo oder Schloß nennt man ihn auch Kubo sama, Herrn des Schlosses. Er ist, wie der Mikado, im Grunde eine Puppe, die man mit so viel leerem Formenwesen umgiebt, mit so viel unnützen Pflichten belastet, daß für Staatsgeschäfte keine Zeit bleibt. Die Etikette verbietet ihm, seinen Palast, der von ungeheurem Umfang und stark befestigt ist, zu verlassen, die Etikette schreibt ihm vor, welche Gebete er in jeder Stunde des Tags zu verrichten, welche Besuche und Geschenke er anzunehmen hat. Dabei ruhen in jedem Augenblicke die Augen von Spähern auf ihm, die er persönlich nicht kennt, von denen er aber weiß, daß sie da

sind und den kleinsten Wink, die geringste verdächtige Bewegung auffassen und weiter berichten würden. Giebt er Anstoß oder wird er seines entsetzlich leeren Lebens müde, so weist man ihm eins der Schlösser an, welche ausdrücklich zur Aufnahme ehemaliger Sioguns bestimmt sind, und sein Erbe tritt an seine Stelle. Auf unserm Bilde erscheint der Siogun mit den Zeichen seiner Würde, mit einer seiner Frauen, die ihm vielleicht zuweilen die ewige Langweile seines glänzenden Elends verscheuchen.

Wir kennen nun die beiden Schatten, zwischen denen die Gewalt angeblich getheilt ist. Der Sitz der wirklichen Gewalt ist der Staatsrath, der immer aus fünf Fürsten und aus acht niedern Adligen besteht. In Europa würde man diese Behörde aus den fähigsten Männern bilden, in Japan wählt man sie unter den Familien, die sich in den Bürgerkriegen, deren Folge die Entstehung der heutigen Verfassung war, um den Staat verdient gemacht haben. Um sich ihrer Treue zu versichern, stellt man andere Behörden, zwei „Herren der Tempel" vom höchsten Rang und mehrere Polizeiminister, mit beaufsichtigender Gewalt neben sie und umgiebt sie mit denselben gesetzlichen Schranken, mit denselben Späherschwärmen, denen man in Japan in Allem vertraut, was die Ruhe und Ordnung betrifft. Die Beschlüsse des Staatsraths werden dem Siogun vorgelegt. Eigentlich ist seine Bestätigung eine leere Form, aber er besitzt doch das Recht, sie zu verweigern, und macht davon in sehr seltenen Fällen Gebrauch. Das japanische Gesetz, das an Alles denkt, bestimmt auch, was dann geschieht. Ein Schiedsgericht, aus drei Prinzen von Geblüt bestehend, tritt zusammen. Findet dasselbe, daß der Siogun im Unrecht ist, so muß er seine Würde niederlegen; erklärt es sich gegen den Staatsrath, so bleibt den Mitgliedern desselben nichts übrig, als ihre Abweichung von dem Pfade des Gesetzes oder der Sitte durch Selbstmord zu sühnen. Welcher starke Zügel die Aussicht auf ein solches Loos für den eigenmächtigsten Staatsrath sein muß, brauchen wir nicht auszumalen.

Die Lehnsfürsten und die Adligen überhaupt verursachen der japanischen Staatsweisheit schwere Sorgen. Man fürchtet, daß sie Träume von Unabhängigkeit hegen, die das Reich erschüttern könnten, und trifft seine Gegenmittel. Früher gab es 68 Lehen, jetzt zählt man deren 604, denn man hat die großen Fürstenthümer zerstückelt, um die Macht des Adels zu brechen. Jeder Fürst ist gezwungen, die Hälfte jeden Jahres oder jedes zweite Jahr in Jeddo zu verleben, und seine Familie bleibt als Pfand seines Wohlverhaltens immer dort. Befindet er sich auf seinen Gütern, wo man ihm nie einen befreundeten Fürsten als Nachbar läßt, so wird ihm von der Hauptstadt aus bis in die kleinste Einzelnheit befohlen, wie er leben soll. Nach Vorschrift erhebt er sich von seinem Lager und legt sich nieder, nach Vorschrift betet er, empfängt Besuche und macht einige wenige Ausflüge. Dem Namen nach ist er souverän, aber die Geschäfte besorgt für ihn ein vom Staatsrath ernannter Beamter. So weit geht die Vorsicht dieses argwöhnischen Systems, daß man nicht einen, sondern zwei Beamte ernennt, von denen der eine in der fürstlichen Residenz, der andere in Jeddo lebt. Beide wechseln mit einander ab, und die Familie des eben im Amt befindlichen wird in Jeddo zurückgehalten.

damit verbundenen Ranges ungemein gesucht werden, so entsteht ein Streben nach ihnen, das den ganzen Stand in Abhängigkeit erhält.

Die der Regierung unmittelbar unterworfenen Provinzen und die Städte werden durch Beamte verwaltet, die der Staatsrath ernennt. Die Statthalterstellen besetzt man doppelt, um abwechselnd einen der Statthalter und die Familie des andern in Jeddo unter den Augen zu behalten; die untern Beamten, die man in einer kaum glaublichen Zahl anstellt, sind zum größten Theil nicht vom Statthalter, sondern vom Staatsrath abhängig. Jeder ist in seinen Befugnissen beschränkt, die einen beaufsichtigen die andern, und alle wissen, daß sie sich in einem dichten Kreise von Spähern bewegen. Die letztern werden amtlich als Metsiuken oder unerschütterliche Beobachter bezeichnet. Fürsten sind nicht unter ihnen, aber jeder andere Stand stellt zu der überaus zahlreichen Schaar sein Contingent. Der Statthalter muß für den Späher, der ihm etwas berichten will, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zu sprechen sein, und es wäre schlimm für ihn, wenn man in Jeddo einen Vorgang früher erführe, ehe von ihm Meldung eingegangen wäre. Nicht selten geben sich Vornehme zu Kundschaftern her, um die Stelle des Beamten zu erhalten, den sie beaufsichtigen. Einst wurde der Statthalter von Matsmai, gegen den gegründete Beschwerden vorlagen, abgesetzt. Wie staunte man, als man in seinem Nachfolger einen Tabakschneider erkannte, der vor einiger Zeit den Laden seines Herrn heimlich verlassen hatte. Dieser Arbeiter war ein Adliger der Provinz, der jene Verkleidung angenommen hatte, um den Statthalter besser beobachten zu können.

Man sollte meinen, ein so durchgebildetes Aufsichtssystem müßte der argwöhnischsten Regierung genügen. In Japan trifft man noch andere Maßregeln und macht auch Privatleute für die Erhaltung der Ruhe verantwortlich. Jeder Ort wird in Gruppen von fünf Häusern eingetheilt, deren Eigenthümer für sich und für ihre Hausgenossen haften. Bei dem geringsten Verstoß gegen die öffentliche Ordnung, ja bei jedem Lärm oder außergewöhnlichen Ereigniß hat der Hausherr Anzeige zu machen. Versäumt er diese Pflicht in einem einzigen Falle, so trifft ihn eine körperliche Züchtigung oder eine Gefängnißstrafe. Die letztere ist in Japan schwerer Natur, denn nicht genug, daß man im Geschäft des Verhafteten einen völligen Stillstand eintreten läßt, untersagt man der Familie jeden Verkehr mit der Außenwelt und schließt Thüren und Fenster ihres Hauses. Diese Strenge wirkt so, daß man bei offenen Thüren schlafen kann, und daß ein Verbrecher im ganzen Reiche keinen Zufluchtsort findet. Ja, einem irgend anrüchigen Menschen wird es sogar schwer, eine Wohnung zu erhalten. Da die Nachbarn für ihn verantwortlich sind, so müssen sie ihre Einwilligung geben, ehe man ihn in ein Haus einziehen läßt, und sie weigern sich natürlich immer, einen Verdächtigen unter sich aufzunehmen.

Die Zahl der Einwohner des japanischen Reichs läßt sich mit Zuverlässigkeit nicht angeben. Man spricht bald von 15, bald von 40 Millionen. Siebold, ein sehr zuverlässiger Gewährsmann, nimmt die Seelenmenge zu 33—34 Millionen an.

Dieſe ganze Bevölkerung theilt ſich in acht Kaſten, deren Rangordnung genau beſtimmt iſt und deren Grenzen ſo ſtreng feſtgehalten werden, daß nur in den allerſeltenſten Fällen ein Uebergehen aus einer Kaſte in die andere ſtattfindet. Faſt ohne Ausnahme bleibt der Japaner in der Kaſte, der er vermöge ſeiner Geburt angehört und für deren Pflichten er erzogen worden iſt. Die erſte dieſer Kaſten iſt die der Fürſten oder Koksiu, die zweite die der Kinin oder Adligen. Aus ihnen wählt man die Staatsräthe, die andern Oberbeamten der Hauptſtadt Jeddo, die Statthalter und Generale. Von der Pracht, die man dem Adel geſtattet, wird die Abbildung eines japaniſchen Generals auf S. 27 einen Begriff geben.

Der Adel muß mit ſeinen Vaſallen Kriegsdienſte leiſten, wofür man ihn durch Lehen entſchädigt.

Die dritte Kaſte beſteht aus den Sintu- und buddhiſtiſchen Prieſtern. Die vornehmſten Mitglieder derſelben ſind der Oberprieſter zu Niko, dem Begräbnißorte der jetzigen Dynaſtie von Sioguns, und der Oberprieſter von Jeddo. Beide Würden ſollen immer von Söhnen des Mikado bekleidet werden und gelten für ſo heilig, daß Niemand die Namen ihrer Inhaber ausſprechen darf. Die Prieſter des regelmäßigen Klerus heißen Kaminuſi. Zu ihnen zählt man auch die Mitglieder von zwei Mönchsorden, in die blos Blinde aufgenommen werden können. Die Geſchichte oder die Sage erzählt den Grund dieſer Beſtimmung auf folgende Weiſe. Der Stifter des einen Ordens war Senmimar, der jüngſte Sohn eines Mikado und der ſchönſte Jüngling ſeiner Zeit. Er beweinte den Verluſt einer Geliebten ſo lange, bis er erblindete, und gründete dann, damit das Andenken an ſeine Liebe für alle Zeiten ſich erhalte, jenen Orden. Die zweite fromme Genoſſenſchaft von Blinden entſtand in den Bürgerkriegen, in denen Yoritomo ſeine Gewalt befeſtigte. Ein feindlicher General Kakekigo gerieth in die Gefangenſchaft

Ein japaniſcher Krieger (nach Siebold).

des Siegers und wurde von diesem aufgefordert, ihm zu dienen. „Ich schulde dir Dankbarkeit", antwortete er, „denn du hast meines Lebens geschont. Du bist aber der Mörder meines Herrn und ich könnte dich nie anblicken, ohne daß ich wünschte dich zu tödten. Dieser Widerstreit zwischen meinen Gefühlen kann blos dadurch enden, daß ich zu sehen aufhöre." Mit diesen Worten blendete er sich. Von Yoritomo in Freiheit gesetzt, zog er sich in die Einsamkeit zurück, versammelte Blinde um sich und gab ihnen die Verfassung eines Mönchordens.

Die vierte Kaste begreift die Krieger oder die Vasallen des Adels. In frühern Zeiten konnten die Krieger ihre Dienste Jedermann anbieten, der zum Halten von Truppen berechtigt war, gegenwärtig sind sie an ihren Lehnsherrn gebunden. Golowin will bemerkt haben, daß die Soldaten des Kaisers weit besser gehalten werden, als jene der Fürsten, so daß ein kaiserlicher Gemeiner wie ein fürstlicher Offizier aussehe. Der Dienst aller Soldaten beschränkt sich auf die Stellung von Ehrenwachen, auf die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und auf die Bewachung der Küsten. Einen Krieg hat Japan seit länger denn zwei Jahrhunderten nicht geführt.

Aus diesen vier Kasten bestehen die obern Stände, welche allein berechtigt sind, zwei Degen zu tragen.

An der Spitze der Bevölkerungsklassen, deren Gesammtheit wir unter dem Namen des Bürgerstandes zusammenfassen würden, stehen als fünfte Kaste die Unterbeamten und die Aerzte und Wundärzte. Man schenkt ihnen eine gewisse Achtung, und das Gesetz erlaubt ihnen, einen Degen zu tragen.

In der sechsten Kaste stehen alle Kaufleute und Händler, welche ihr Geschäft im Großen betreiben. Während man die Fürsten und den Adel zu unsinnigen Ausgaben verleitet, verbietet man den Kaufleuten jeden unnöthigen Luxus durch strenge Gesetze. Man hat für sie Aufwandsgesetze, die weit über die Kleiderordnungen des deutschen Mittelalters hinausgehen. Man verachtet die Kaufleute so tief, daß man von den ungeheuren Schätzen, die sich in ihren Händen anhäufen, nicht die geringste Gefahr befürchtet. Will ein Händler das Recht erlangen, einen Degen tragen zu dürfen, so muß er zuvor die demüthigendsten Dienste geleistet haben.

Die siebente Kaste vereinigt die sämmtlichen Kleinhändler und Handwerker, zu denen der japanische Gebrauch auch die Künstler rechnet. Nur die Gerber gehören nicht zu dieser Kaste. Welche Rangunterschiede man innerhalb derselben macht, ist für europäische Augen schwer zu unterscheiden. Nur so viel steht fest, daß solche Unterschiede bestehen und daß ein Maler oder ein Goldschmied höherer Achtung genießt, als ein Zimmermann und ein Schuster.

Die achte Kaste wird von den Landleuten und den Handarbeitern aller Art gebildet. Wie sehr ihre Mitglieder in der Bildung und in der Art der Beschäftigung von einander abweichen mögen, ein charakteristisches Merkmal ist ihnen allen gemeinschaftlich — die Armuth. Man erdrückt den Städter durch Abgaben, und den Landleuten, die größtentheils Leibeigene sind, theilweise aber auch eine Stellung etwa wie unsere Pächter einnehmen, legt das Lehnswesen so viele Lasten auf, daß

ſie nicht frei zu athmen vermögen. Dennoch ſcheinen dieſe Unglücklichen zufrieden zu ſein und denken jedenfalls an keine Auflehnung gegen eine Ordnung der Dinge, die für ſie ſo ſtiefmütterlich ſorgt. Sie ſind mit Wenigem zufrieden, leben mit der größten Mäßigkeit und haben ihre Freude an dem Mitgenuß der Feſte und Umzüge, die man ihnen unentgeltlich bietet. Der Arbeiter und die Arbeiterin

Ein General.

unſers Bildes auf S. 29 zeigen uns die Tracht und zwei der Beſchäftigungen, die bei der achten Kaſte am häufigſten vorkommen.

Unter allen Kaſten ſteht noch eine Bevölkerung von Ausgeſtoßenen — die Gerber und Alle, welche mit den Häuten und Fellen der Thiere zu thun haben. Die äußerſte Verachtung, die man ihnen erweiſt, ſteht mit dem Lehrſatze des Sintu-Glaubens, daß jede Berührung eines todten Körpers verunreinige, im innigſten Zuſammenhange. Die Gerber müſſen ſich mit Theilen von Thierleichen

fortwährend zu schaffen machen und man schließt sie daher von der menschlichen Gesellschaft völlig aus. Sie dürfen nicht in den gewöhnlichen Städten wohnen, keinen öffentlichen Ort besuchen, und Jeder flieht sie. Sind sie auf Reisen, so nehmen sie ihr Mahl auf der Straße zu sich; betreten sie eine Stadt, so geschieht es nur, um die Dienste von Kerkermeistern oder Henkern zu verrichten. Die Verachtung, die man ihnen beweist, geht so weit, daß man sie bei Volkszählungen unberücksichtigt läßt, und den Raum, den sie an einer Straße in besondern Dörfern bewohnen, in die Länge des Wegs nicht einrechnet. Die Behörden würden sich beschimpfen, wenn sie von dem Dasein solcher Menschen Notiz nähmen.

Die Gesetze sind mit Blut geschrieben. Viele Verbrechen, die man in Europa kaum für Verbrechen hält, werden mit dem Tode bestraft. So wird unter Anderm der Kutscher, der Jemand überfährt und dadurch tödtet, als Mörder hingerichtet. Durch ihn ist ein Mensch ums Leben gekommen; diesen Gesichtspunkt faßt das Gesetz ausschließlich auf. Eben so wird der Gefangenwärter, der einen Verbrecher entkommen läßt, hingerichtet, und dieselbe Strafe trifft die Frau, welche bei Lebzeiten ihres ersten Mannes zum zweiten Male heirathet. Mit der Todesstrafe belegt man den Diener, der gegen seinen Herrn die Hand erhebt, den Dieb, wenn die gestohlene Summe einen bedeutenden Werth hat, und noch viele andere Verbrechen. Für diejenigen Vergehen, welche nicht mit dem Tode bestraft werden, sind Prügelstrafen angedroht. Geldbußen wendet man in Japan nicht an, weil der Reiche vor dem Armen einen ungerechten Vorzug bekommen würde. In der Praxis wird dadurch eine gewisse Milde herbeigeführt, daß Vergehen, die sich nicht gegen den Staat richten, von dem Beschädigten verfolgt werden müssen. Da jeder gerichtliche Schritt mit Kosten verknüpft ist, so unterbleibt die Anzeige oft und der Verbrecher kommt mit den polizeilichen Nachtheilen seiner That davon. Die Polizei erfährt Alles und vergißt nichts.

Mit der Todesstrafe verbindet sich Vermögenseinziehung und die Familie des Verbrechers wird von unauslöschlicher Schande getroffen. Wer in Japan etwas begangen hat, worauf der Tod steht, wird sich daher womöglich selbst entleiben. Bei den Vornehmen ist der Selbstmord in solchen Fällen allgemein üblich und hat immer die Form des Harakiri oder Bauchaufschlitzens. Man giebt sogar den Kindern in dieser Kunst Unterricht. Erfolgt die Verhaftung, ehe der Verbrecher sich hat das Leben nehmen können, so besticht die Familie den Henker, daß er ihn auf der Folter tödte. Vor dem Gesetz gilt er nun für unschuldig, die Familie erhält die Leiche zurück und Ehre und Vermögen sind gerettet. Ist ein Todesurtheil ausgesprochen worden, so vollzieht man es öffentlich und nicht selten mit Grausamkeit. Das Enthaupten ist die gewöhnlichste Strafe, aber auch das Kreuzigen und das Verbrennen kommen vor. Schwere Verbrecher zerfleischt der Henker mit Säbelhieben, und er muß es verstehen, sechzehn Streiche zu führen, ohne daß er den Tod giebt. Junge Adlige pflegen ihre Waffen dazu herzugeben, um sie einzuweihen oder die Güte derselben zu prüfen.

Die gewöhnlichen Gefängnisse haben eine menschliche Einrichtung, und die Gefangenen finden darin Luft, Licht, Wärme und eine angemessene Nahrung.

Pflicht wird. Die Erziehung der Mädchen hat vor der unserigen in der Beziehung den Vorzug, daß man dabei die künftige Hausfrau ins Auge faßt. Der Unterricht erstreckt sich nämlich auch auf feine Nadelarbeiten und auf die Haushaltung. Mit funfzehn Jahren ist die Erziehung beider Geschlechter vollendet. Dem Knaben scheert man nun den Kopf und giebt ihm einen andern Namen. Dieser Namenswechsel kommt noch öfter vor, z. B. bei jeder Beförderung zu einem höhern Amte.

Die Bewohner des eigentlichen Japan oder der drei Inseln Nippon, Sikok und Kiusiu gehören zu der großen mongolischen Völkerfamilie, bilden aber einen eigenthümlichen, von dem chinesischen wesentlich verschiedenen Theil derselben. Die chinesische Sprache ist einsilbig, die japanische mehrsilbig, und zwar in dem Grade, daß das japanische Wort für unser „ich" (watakusi) viersilbig und die Mehrzahl „wir" (watakusidomo) sogar sechssilbig ist. Diese Sprache ist sehr reich und hat einen weichen, angenehmen Klang. Ihre 48 Buchstaben werden durch beigefügte Zeichen, durch die man die Aussprache angiebt, verdoppelt. Klaproth ist bei seinen Forschungen zu dem Resultat gekommen, daß die Kunst des Schreibens in Japan bis 284 v. Chr. unbekannt war. In jenem Jahre schickte der regierende Fürst eine Gesandtschaft nach Korea, die sich mit der Literatur der Chinesen bekannt machen mußte, damit sie nach ihrer Rückkehr dem Volke Lehrer geben könne. Daraus erklärt sich, daß in Japan neben vier eignen Schriftarten, welche später entstanden sind, auch die chinesische im Gebrauch ist, und daß die Japaner gleich ihren westlichen Nachbarn mit senkrecht stehenden Zeilen und von der Rechten zur Linken schreiben. In manchen Büchern wendet man alle fünf zusammen an, damit das Ganze ein möglichst gelehrtes Aussehn erhalte.

Das gebräuchlichste ist das Alphabet Katakana, dessen Name „Theil von Buchstaben" daher stammt, daß es den chinesischen Charakteren entnommen ist. Es hat 48 wirkliche Buchstaben. Die übrigen drei Alphabete bestehen ebenfalls aus Buchstaben, und alle vier mögen deren 300 zählen. Nimmt man die 3—400 chinesischen Charaktere, die keine einzelnen Laute, sondern Begriffe darstellen, und deren man sich mit Vorliebe bedient, hinzu, so erhält man einen Reichthum von Schriftzeichen, der es sehr begreiflich macht, daß das bloße Lesen- und Schreibenlernen bei den Japanern keine Kleinigkeit ist. In Nebenstehendem geben wir das Katakana-Alphabet.

Die Buchdruckerkunst ist seit Jahrhunderten bekannt, besitzt aber keine beweglichen Typen und verwendet Holztafeln, auf denen die Charaktere eingeschnitten sind.

Die japanische Literatur umfaßt Werke über die Geschichte, Erdkunde und Reisen, Philosophie und Naturgeschichte, Encyklopädien, Schauspiele und Gedichte. Die holländischen Schriftsteller sprechen von dieser Literatur mit hoher Achtung; was wir aber von den japanischen Werken durch Uebersetzungen kennen gelernt haben, rechtfertigt dieses günstige Urtheil keineswegs. Klaproth hat uns mit einem geographischen und Titsingh mit einem geschichtlichen Werke der Japaner bekannt gemacht. Das geographische ist noch das beste, denn es giebt wenigstens eine genaue Beschreibung von Korea, den Liu-kiu und den Kurilen. Der

aufeinander folgen, bald nach einem ganz unwissenschaftlichen und launenhaften System angeordnet sind.

Von den dichterischen Werken der Japaner hat man uns nichts als einige Proben mitgetheilt, aus denen wir schließen müssen, daß man blos die Formen des Liedes, des Lehrgedichts, der Ballade und Romanze kennt. Die Lieder stehen unserer Gefühlsweise am nächsten und sind einfach und wahr empfunden. Die Schauspiele entnehmen ihre Stoffe hauptsächlich der Sage oder der Geschichte des Landes und schildern die Thaten und Schicksale der alten Helden und Götter. Einige wenige beschäftigen sich mit erdichteten Liebesabenteuern und noch andere wollen die Hauptsätze der Sittenlehre in lebenden Bildern vorführen. In den geschichtlichen Schauspielen tritt der Durst nach Rache als nationale Eigenthümlichkeit besonders hervor und ganze Scenen sind nichts als die Darstellung der Folterqualen, denen der siegreiche Held seine Gegner unterwirft. Das Schauspiel begleitet die Hauptperson gewöhnlich von der Geburt bis zum Tode und folgt ihr nicht blos von Insel zu Insel, sondern sogar von der Erde in den Himmel. Von Einheit oder auch nur Zusammenhang der Handlung ist keine Spur zu finden, und das einzige dramatische Gesetz scheint das zu sein, daß nicht mehr als zwei Personen zugleich auf der Bühne stehen dürfen. In die ernsten Scenen werden heitere verflochten.

Die Schauspielkunst scheint ganz im Vortrage aufzugehen. Kann ein Schauspieler eine Viertelstunde lang in einem unnatürlichen Tone leidenschaftlich sprechen, so gilt er für einen großen Künstler. Den höchsten Gipfel ersteigt er, wenn es ihm möglich ist, in demselben Stück verschiedene Charaktere darzustellen. Die Dekorationen sind glänzend, aber da man die Perspektive in Japan nicht kennt, so können sie auf einen künstlerischen Charakter keinen Anspruch machen.

Die Darstellungen beginnen in einer frühen Nachmittagsstunde und enden spät am Abend. Häufig giebt man drei Stücke, aber nicht so, daß man das eine Drama ausspielt und dann erst das zweite folgen läßt, sondern in Bruchstücken, indem man die ersten Aufzüge jedes Stücks aufeinander folgen läßt, dann mit den zweiten Aufzügen beginnt und so bis zum Schlusse fortfährt. Vielleicht liegt der Grund dieser eigenthümlichen Einrichtung darin, daß die in jedem Stück beschäftigten Schauspieler, wenn man die Aufzüge hintereinander weg spielte, zu müde werden würden. Durch diesen Grund erklärt man auch, daß keine Frauen die Bühne betreten und ihre Rollen von Knaben gegeben werden. Wir sollten jedoch meinen, daß eine Frau dem ermüdenden japanischen Vortrage immer noch besser gewachsen sein müßte als ein Knabe.

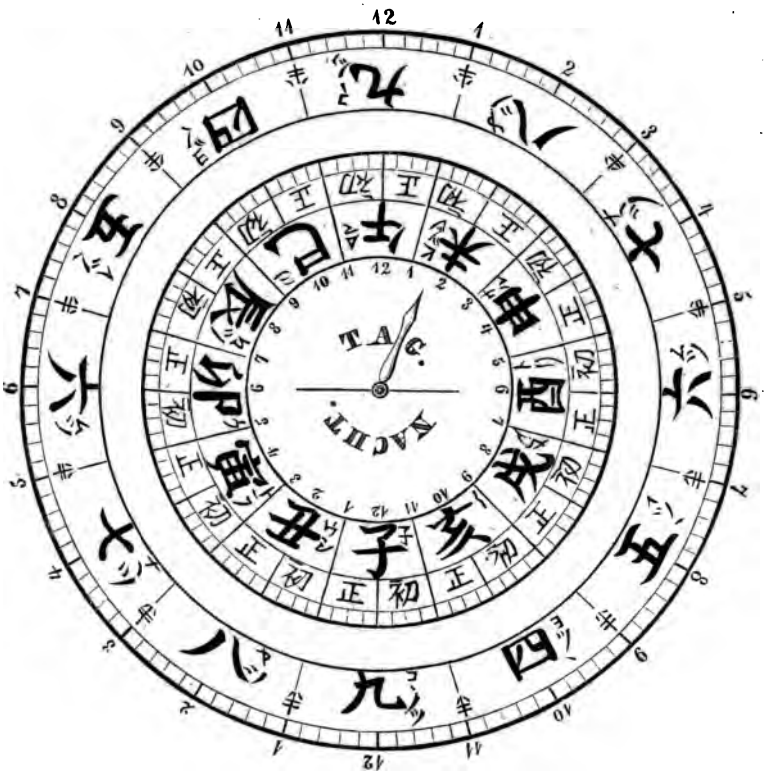
Die Arzneikunde und die Astronomie sind die beiden Wissenschaften, welche in Japan die meiste Pflege finden. Den japanischen Aerzten gereicht es zur Ehre, daß sie die Erfinder der Acupunktur und der Moxa sind. Sie haben in der Anwendung der Nadel eine außerordentliche Geschicklichkeit, und unverdächtige Augenzeugen erzählen von Fällen, wo die schrecklichsten Krankheitserscheinungen, welche allen andern Heilmitteln widerstanden, nach Anwendung der Nadel wie durch einen Zauber gebannt sofort verschwanden. Die Verfertigung der Nadeln bildet einen eignen Geschäftszweig, der mit großer Sorgfalt betrieben werden

muß. Sie müssen von Gold oder Silber sein, eine tadellose Glätte und eine äußerst feine Spitze haben; auch darf nicht der geringste Zusatz von Kupfer oder anderm Metall vorkommen. Die Moxa hat ihren Namen von einer Moosart, die man auf dem kranken Theile abbrennen läßt. Die Arzneien werden sämmtlich aus dem Pflanzen- und Thierreiche genommen; die Benutzung mineralischer Mittel verbietet der Mangel an chemischen Kenntnissen. Man hat übrigens auch Wundermittel, die Erfindungen von Quacksalbern, denen die Leichtgläubigkeit des Volkes zu einem fabelhaften Reichthum verholfen hat. Das berühmteste ist ein Pulver, aus Pflanzen bereitet, die man auf einem in der Sage berühmten Berge sammelt. Die Familie des Erfinders ist durch dieses Pulver so reich geworden, daß sie der Schutzgottheit des Berges drei große Tempel errichtet hat. Die Anatomie ist leider gänzlich unbekannt, da das Vorurtheil, daß die Berührung von Todten verunreinige, Zergliederungen unmöglich macht.

Mit den Gesetzen der Himmelserscheinungen ist man ziemlich genau bekannt. Man berechnet sogar die Sonnen- und Mondfinsternisse, wozu man allerdings von Europäern Anleitung erhalten haben mag. Die Art, wie man das Jahr berechnet und die Zeit eintheilt, ist von der unserigen verschieden. In der Chronologie benutzt man drei Cyklen, die von einander unabhängig und neben einander in Gebrauch sind. Der einfachste ist der Dai oder die Regierungszeit des Mikado. Stirbt der Kaiser mitten im Jahr, so läßt man den Dai seines Nachfolgers doch erst mit dem nächsten Neujahr beginnen. Der zweite Cyklus, Nengo genannt, ist eine rein willkürliche Periode, da er mit irgend einer wichtigen Begebenheit anfängt, die der Mikado auszeichnen will, und die so lange läuft, bis eine andere Begebenheit für bedeutsam genug gehalten wird, um mit ihr eine neue Rechnung zu beginnen. Nach dem Nengo werden gewöhnlich die Zeitangaben in den geschichtlichen Werken der Japaner gemacht. Der dritte Cyklus ist ein astronomischer und umfaßt einen Zeitraum von sechzig Jahren, der nach dem Thierkreise und nach den Elementen berechnet wird. Die Zeichen des japanischen Thierkreises sind andere wie die unserigen. Wir geben die japanischen Bezeichnungen in deutscher Uebersetzung, indem wir die bei uns gebräuchlichen Namen in Klammern beifügen: Maus (Widder), Kuh (Stier), Tiger (Zwillinge), Hase (Krebs), Drache (Löwe), Schlange (Jungfrau), Pferd (Wage), Ziege (Skorpion), Affe (Schütze), Hahn (Steinbock), Hund (Wassermann), Eber (Fische). Die fünf Elemente der Japaner sind das Feuer, das Wasser, die Erde, das Holz und das Metall. Die Luft wird nicht zu den Elementen gerechnet, die dafür durch das Holz und das Metall bereichert werden. Durch eine sehr verwickelte und für uns geradezu unverständliche Verbindung der fünf Elemente mit den zwölf Zeichen des Thierkreises erhält man sechzig Figuren, von denen jede ein Jahr des astronomischen Cyklus darstellt.

Das japanische Jahr ist kein Sonnenjahr, sondern ein Mondjahr und wird wie das unserige in zwölf Monate getheilt. Dennoch hat es nicht 336, sondern 354 Tage, da der Mikado mehreren Monaten zwei Tage hinzufügt. Da das wirkliche Sonnenjahr auf diese Weise noch nicht erreicht wird, so schiebt man alle drei Jahre

einen Monat ein, dem man die erforderliche Länge giebt. Dieſes Schaltjahr beſteht aus 384 Tagen. Das Jahr beginnt mit unſerm Februar, und den Monaten giebt man Namen, welche entweder den Naturerſcheinungen oder den Feſten des Zeitabſchnitts entſprechen. So hat man einen Monat der geſelligen Freude (Februar), des Kleiderwechſels (März), der Knospen (April), der Blüten (Mai), des Umpflanzens (Juni), der Trockenheit (Juli), des Briefwechſels (Auguſt),



Zifferblatt einer japaniſchen Uhr.

der fallenden Blätter (September), der langen Nächte (Oktober), der Götterloſigkeit (November, weil die Götter in dieſem Monat auf Beſuch beim Mikado ſind), des Schnees (Dezember) und des Jahresſchluſſes (Januar).

Die Eintheilung des Tages in Stunden iſt eine ſonderbare. Von den zwölf Stunden, die der Tag in Japan hat, treffen in jeder Jahreszeit ſechs auf den Tag und ſechs auf die Nacht. Daraus folgt, daß die Stunden des Tags, vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne, blos während der Tag- und Nachtgleiche

als indem man das Land gegen die höhern Kulturen des Auslandes absperrte. Zwei Jahrhunderte lang wiederholten sich die Versuche der Europäer, Zugang zu gewinnen, ohne Erfolg. Zeigte sich ein Schiff in einem japanischen Hafen, so wiesen die Behörden mit unerschütterlicher Ruhe jeden Handelsverkehr ab, weil kein Bedürfniß dazu vorhanden sei, erfüllten aber gewissenhaft die Pflichten der Menschlichkeit, indem sie die Fremden mit allem Nöthigen versahen, wofür nie Geld genommen wurde. Das mehrmals angewendete Mittel, dadurch Eingang zu gewinnen, daß man schiffbrüchige Japaner zurückführte, verfing nie. Die Schranke blieb unübersteiglich, und die Holländer traf der nicht ungegründete Verdacht, daß sie aus Handelseifersucht die Abneigung der Japaner gegen alle Fremden nährten. Daß man sie von allen seefahrenden Völkern allein zuließ, mußten sie mit schweren Demüthigungen bezahlen. Auf der kleinen künstlichen Insel der Bucht von Nagasaki, wo sie ihre Waarenlager hatten, waren sie Gefangene, und nie ließ sich ein Beamter des Landes herbei, sie als ebenbürtig zu behandeln. Dennoch war es für die Wissenschaft ein Gewinn, daß wenigstens ein Kulturvolk in Verbindung mit dem östlichsten Lande blieb, wenn auch bis auf Siebold Alles, was aus der winzigen Ausgangsthür von Desima in die Welt drang, so lückenhaft war, daß das Verlangen, eine bessere Kunde von Japan zu bekommen, immer lebhaft sich äußerte.

In unserm Jahrhundert fanden die Nordamerikaner endlich den Schlüssel zu Japan, den man so lange vergeblich gesucht hatte. Von den vergeblichen Bemühungen ihrer Vorgänger und von ihren eignen Erfolgen haben wir nun zu erzählen.

Japanisches Götzenbild und Räucherkerzen.

Die Europäer in Japan.

Die ältesten Nachrichten über Japan. — Die erste Landung von Europäern. — Die Portugiesen und die Glaubensboten. — Große Christenverfolgung. — Vertreibung der Portugiesen. — Die Holländer. — Die Formen ihres Verkehrs. — Versuche der Engländer. — Die Russen: Larmann, Resanoff, Krusenstern, Golowin. — Amerikaner und Engländer: Stewart, Pellew. — Mercator Cooper. — Cecille und Biddle. — Glynn. — Commodore Perry schlägt eine Expedition nach Japan vor. — Fahrt bis zu den Liu-kiu.

Die ersten Nachrichten, die man in Europa über Japan erhielt, brachte der Venetianer Marco Polo 1295 von seinen langen Reisen in Asien mit. Er erzählte von einem Lande östlich von China, das er nicht selbst gesehen habe, von dem er aber wisse, daß die Bewohner von Kathai (China) viel mit ihm handelten und Gold, Perlen und Gewürze von dort holten. Das Land bestehe aus einer großen Insel, Zipangu genannt, nebst einer Menge kleinerer, und sein Reichthum sei ein so unermeßlicher, daß der Kaiser in einem mit Goldplatten gedeckten Palaste wohne. Diese Erzählung Marco Polo's nahm nicht blos den Sinn seiner Zeitgenossen gefangen, sie erhielt sich vielmehr im Gedächtniß der Menschen zwei Jahrhunderte lang. Als unser Martin Behaim, der Entdecker einer der Azoren, 1492 seine berühmte Erdkugel anfertigte, trug er auf sie, dreizehn Längengrade von dem chinesischen Kanghu (Hang-tscheu-fu), die Insel Zipangu ein. Um den westlichen Weg zu diesem Fabellande und seinen 7456 Gewürzinseln aufzufinden, lief Christoph Columbus am 3. August 1492 von Palos aus. In San Salvador glaubte er eine jener Inseln entdeckt zu haben, und sein Wahn wurde bestärkt, als die Indianer der andern Eilande, die er besuchte, auf eine große Insel im Südwesten hindeuteten, wo es Edelsteine, Perlen, Gold, Gewürze und Baumwolle im Ueber-

fluß gebe. Die Insel, welche die armen Wilden mit ihrer Zeichensprache meinten, war Cuba, und kaum hatte Columbus den alten Kanal bei Puerto del Principe erreicht, als die Schönheit der grünen Inselgruppen, die sich seinen Blicken darboten, vor seine Einbildungskraft das Bild „der unzähligen Eilande, die wir auf unsern Karten im äußersten Osten wahrnehmen", zauberte. „Ich glaube", trug er in sein Tagebuch ein, „daß diese kleinen Gruppen an Gewürzen und Edelsteinen reich sind, und daß ihre Zahl gegen Süden zunimmt." Auf Cuba überzeugte er sich nun freilich, daß hier Zipangu nicht sei, und übertrug den Namen zugleich mit seinen hohen Erwartungen auf Hayti. An Zipangu lag ihm indessen weniger als an Kathai, und er hielt fortwährend Dolmetscher in Bereitschaft, die den Großkhan der Tataren in arabischer, chaldäischer und hebräischer Sprache anreden sollten. Die feste Ueberzeugung, die zu Zipangu gehörenden Inseln gesehen zu haben, verließ ihn bis zu seinem Tode (1506) nicht. Ja noch 1534 wurde eine Weltkarte gezeichnet, die sich jetzt auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar befindet, auf der fünf Grade westlich von Veragua „Zipangu, reich an Pfeffer und Gold", eingezeichnet ist.

Siebenunddreißig Jahre nach dem Tode des großen Entdeckers gelangten die ersten Europäer nach dem wirklichen Japan. Widrige Winde verschlugen ein portugiesisches Schiff und trieben es an die bis dahin unbekannte Küste der Insel Kiusiu. Den Japanern war dieses Ereigniß ein so merkwürdiges und das Aeußere der Fremden ein so auffallendes, daß sie beide durch Schrift und Bild verewigten. Von dem Gemälde, das ihre Künstler aufnehmen mußten, ist uns nichts bekannt, der Bericht in den japanischen Jahrbüchern lautet nach Siebold's Uebersetzung: „Unter dem Mikado Konara und dem Siogun Yose Faro, im zwölften Jahre des Nengo Tenbun, am zweiundzwanzigsten Tage des achten Monats (im Oktober 1543) landete ein fremdes Schiff bei Tanega Sima, in der Nähe von Kura in der entfernten Provinz Nisimura. Die Schiffsmannschaft, die aus ungefähr 200 Personen bestand, hatte ein sonderbares Aeußere, die Sprache der Fremden war unverständlich, und Niemand wußte etwas von ihnen und von ihrem Vaterlande. Am Bord war ein Chinese Namens Gohu, der das Schreiben erlernt hatte, und von ihm erfuhr man, daß das Schiff den Nanban (Barbaren des Südens) gehöre. Am sechsundzwanzigsten Tage des Monats führte man die Fremden in den Hafen Aku-oki im Nordwesten der Insel, und Toki Taka, Statthalter von Tanega Sima, ließ genaue Nachforschungen anstellen, wobei der Priester Tsyusyu-zu als Dolmetscher diente. Am Bord des Schiffes der Nanban waren zwei Befehlshaber, Mora Syukia und Krista Muta. Sie trugen Gewehre und machten die Japaner zuerst mit dieser Waffenart und mit der Bereitung des Schießpulvers bekannt." Die Portugiesen, deren Namen die japanischen Jahrbücher in verstümmelter Form wiedergeben, hießen Antonio Mota und Francesco Zeimoto. Zwei Jahre später besuchte ein dritter Portugiese die Insel, Fernan Mendez Pinto, der aber bei seinen Zeitgenossen als Lügner verrufen war, so daß seine Erzählungen keinen Glauben fanden. Sie haben sich indessen größtentheils bestätigt.

Die Japaner legten den Portugiesen keine Hindernisse in den Weg und gewährten vielmehr allen, welche kamen, die gastfreundlichste Aufnahme. Der Handel kam mächtig in Schwung, und die Portugiesen verdienten dabei hundert Procent. Wie der alte ehrliche Kämpfer versichert, führten sie jährlich allein an Gold 300 Tonnen, die Tonne im Werth von 57,000 Thalern, mit sich fort. Im Jahre 1636, als ihr Handel schon sehr abgenommen hatte, verschifften sie von Nagasaki noch 2350 Kisten Silber oder einen Werth von 2,350,000 Taels (der Tael = 28 Silbergroschen). Portugiesische Händler verheiratheten sich vielfach mit reichen Japanerinnen, so daß in den Hafenstädten der Unterschied zwischen Einheimischen und Ausländern zu verschwinden anfing. „Wäre der Handel so fortgegangen", sagt Kämpfer, „so würden Goa und Makao, die beiden portugiesischen Stapelplätze östlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung, zu einem Reichthum gelangt sein, wie ihn Jerusalem in Salomo's Zeit besaß."

Den Kaufleuten folgten die Glaubensboten auf dem Fuße. Ein junger Japaner Homsiro hatte 1549 aus seinem Vaterlande flüchten müssen und war in Goa zum Christenthum bekehrt worden. Als er zurückkehrte, begleitete ihn Franz Xaver, der Mitbegründer des Jesuitenordens. Dieser wahrhaft bedeutende Mann, der eben so viel Talent als Muth besaß, gewann durch seine große Demuth, sein tugendhaftes Leben, seine Uneigennützigkeit und seine Freigebigkeit gegen Arme und Kranke die Herzen der Japaner. Die Bekehrungen erfolgten zu Tausenden, und nicht blos Bungo, wo die Portugiesen ihre Niederlassungen hatten, sondern auch die übrigen Provinzen bevölkerten sich mit Christen. Die ersten Glaubensboten wissen in ihren Briefen und Schriften die Gelehrigkeit und die günstige Stimmung der Landesbewohner nicht genug zu rühmen. „Wenn ich von den Japanern spreche", sagt Franz Xaver, „kann ich nicht wieder aufhören. Sie sind das Entzücken meines Herzens." Als er 1551 Japan verließ, um schon im nächsten Jahre in China am Perlfluße, nicht weit von Makao, zu sterben, schien das Werk der Bekehrung gesichert zu sein.

Diese günstigen Verhältnisse änderten sich bald, und zwar durch die Schuld der Glaubensboten selbst. Den klugen Jesuiten drängten sich ungestümere Orden nach, Dominikaner, Augustiner und Franziskaner. Nicht genug, daß diese rohern Mönche wie Fanatiker bekehrten, gaben sie durch ihren Hochmuth, ihre Prachtliebe und ihre Goldgier täglichen Anstoß. Selbst die einheimischen Christen führten über sie Klage. Im Jahre 1596 kam ein Fall von geistlichem Hochmuth vor, der fast wie ein Majestätsverbrechen betrachtet wurde. Ein Bischof, der einem Staatsrath auf der Landstraße begegnete, verließ seine Sänfte nicht und machte sich dadurch des gröbsten Verstoßes gegen die Etikette schuldig. Die Klage des Beleidigten gelangte bis zum Kaiser, der bereits Beschränkungen der übermüthigen Christen angeordnet hatte und nun noch mehr erbittert wurde.

Die Einmischung der Portugiesen in die innern Angelegenheiten beschleunigte ihren Untergang. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts saß Taiko Sama, ein energischer und kluger Mann, auf dem Throne der Sioguns. Er ist es, der die Würde des Mikado zu einem Schatten gemacht und durch die Unterdrückung der

Lehnsfürsten den Grund zu dem jetzigen System gelegt hat. Als er starb (1598), hinterließ er als Erben seines Throns einen sechsjährigen Knaben Hyde Yori, den er, um ihm die Herrschaft zu sichern, mit einer Enkelin Iyeyas', des mächtigen Fürsten von Mikawa, verlobt hatte. Nach dem Tode Taiko Sama's griffen die Fürsten zu den Waffen, um ihre alte Macht wieder zu erlangen, und Iyeyas benutzte diese Wirren, die Würde des Siogun zu erlangen. Er führte gegen den rechtmäßigen Thronerben offenen Krieg, und die Jesuiten und ihre Zöglinge nahmen sämmtlich für den letztern Partei. Sie hofften nicht ohne Grund, daß er zum Christenthum übergehen werde. Zum Unglück für sie erlag Hyde Yorsi und verlor 1516 seine letzte Festung Ohosaka, mit ihr wahrscheinlich sein Leben.

Der siegreiche Iyeyas richtete seine Macht gegen Alles, was in Japan noch Unabhängigkeit besaß, und in erster Linie gegen die Christen. Die Verfolgungen, denen diese Unglücklichen ausgesetzt wurden, trugen einen politischen Charakter, und mit so beispielloser Grausamkeit man gegen sie wüthete, zeigte man auf der andern Seite eine gewisse Mäßigung. Während die japanischen Christen zu Tausenden gefoltert, enthauptet, gehängt, gekreuzigt, in siedende Teiche gestürzt wurden, verbannte man die fremden Priester blos und ließ die portugiesischen Kaufleute ihren Handel, wenn auch in beschränkterer Weise, forttreiben. Früher hatte ihnen das ganze Reich offen gestanden, jetzt beschränkte man sie auf Desima, eine künstliche Insel im Hafen von Nagasaki, die man eigends für sie baute. Daß sie bald darauf ganz vertrieben wurden, bewirkten die Holländer.

Ein Engländer, Wilhelm Adams, führte das erste niederländische Schiff nach Japan. Er befand sich als Lootse am Bord des Admiralsschiffs einer kleinen Flotte von fünf Segeln, die am 24. Juni 1598 vom Texel auslief. Eine Fahrt um das Kap Horn hatte damals Schrecken, die ein heutiger Seemann kaum begreift. Man hatte schlechte Schiffe und schlechte Nahrungsmittel, kannte weder die Strömungen noch die Winde jener unwirthlichen Breiten und wurde vom Scorbut, der Pest des Meeres, verfolgt. Jene Flotte hatte eine besonders unglückliche Fahrt. Noch ehe sie die Südspitze von Amerika erreichte, brach der Scorbut aus und raffte den Admiral nebst einer Menge von Offizieren und Matrosen hinweg. In der Magellansstraße, wo man in Folge der Unwissenheit des neuen Befehlshabers einen fürchterlichen, sechs Monate langen Winter verlebte, tödteten Scorbut und Hunger noch mehr Menschen. Wieder neue Opfer forderte die Südsee, auf deren Inseln man in Hinterhalte der Wilden gerieth. Zuletzt war noch ein einziges Schiff übrig, und als dieses nach unendlichen Leiden am 12. April 1600 einen Hafen der japanischen Provinz Bungo erreichte, hatten nur noch fünf Mann so viel Kraft, daß sie Dienst zu thun vermochten. Auch diese bemitleidenswerthen Ueberreste einer zahlreichen Mannschaft suchten die Portugiesen ins Verderben zu stürzen, indem sie den Japanern einflüsterten, die Holländer seien keine Kaufleute, sondern Seeräuber, die auf nichts als Plünderung ausgingen.

Um die folgenden Scenen im rechten Licht zu sehen, muß man sich an den wüthenden Glaubenshaß der Zeit, an den Aufstand der Niederlande gegen Philipp II. und an die spanisch-portugiesischen Ansprüche auf Alleinherrrschaft

in den neu entdeckten Meeren erinnern. Papst Alexander VI. hatte entschieden, daß alle Meere und Länder im Westen einer Linie, die 370 Seemeilen westlich von den Azoren und den Inseln des grünen Vorgebirges gezogen wurde, den Spaniern, alle östlich gelegenen Gebiete den Portugiesen gehören sollten. Der Papst war für die katholische Welt die höchste Autorität, und sowol die Spanier als die Portugiesen gründeten auf diesen Ausspruch ein unbestreitbares Recht, alle fremden Völker vom Verkehr in den fernen Meeren auszuschließen. Die Engländer und Holländer achteten den Ausspruch des Papstes nicht und suchten an dem gewinnbringenden Handel der indischen Meere Theil zu nehmen. Da sie einer feindlichen Behandlung gewiß waren, so bewaffneten sie ihre Schiffe und ließen sie in Geschwadern segeln. Da traf es sich nun häufig, daß ein Engländer oder Holländer einen portugiesischen oder spanischen Kauffahrer, dem er auf offenem Meere begegnete, kaperte und auf diese Weise reiche Waaren gegen ein paar Kanonenschüsse eintauschte. Ihrerseits verfuhren die Spanier und Portugiesen ohne alle Schonung, denn ihre Gegner waren Ketzer und betrieben einen vom Papst verbotenen Handel.

Trotz der Gegenbemühungen der Portugiesen faßten die Holländer in Japan festen Fuß und erhielten die Erlaubniß, im ganzen Reiche Handel zu treiben. Wilhelm Adams gelangte am Hofe zu Jeddo in große Gunst, unterrichtete den Kaiser in der Mathematik und baute für ihn zwei Schiffe. Er beschreibt seine Lage auf folgende Weise: „Für die Geschäfte, die ich übernommen habe und täglich zu besorgen fortfahre, denn ich stehe im Dienst des Kaisers, hat er mir ein Lehn gegeben, so groß wie eine Herrschaft in England, mit achtzig bis neunzig Ackerleuten, die gleichsam meine Diener und Sklaven sind. So etwas ist hier nie erlebt worden. So hat Gott nach großem Elend für mich gesorgt; sein Name sei ewig gepriesen. Amen.“ Glücklich fühlte sich der arme Mann nicht, denn er hatte in England eine junge Frau und zwei Kinder zurückgelassen, die er zärtlich liebte. Als er hörte, daß die Küste von Malabar von englischen Schiffen besucht werde, richtete er an seine „unbekannten Freunde und Landsleute“ ein Schreiben, in dem er sie bat, den eingeschlossenen Brief an seine Frau zu besorgen. Der Brief kam wirklich nach England, ob er aber an seine Adresse abgegeben wurde, ist unbekannt geblieben. So viel ist gewiß, daß Wilhelm Adams die Seinigen nie wiedersah und zu Firato (Firando) 1620 nach zwanzigjährigem Aufenthalt in Japan starb.

In den Jahren 1609 und 1611 landeten wieder holländische Schiffe und der Verkehr wurde zu einem regelmäßigen. Die Eifersüchteleien und Feindseligkeiten zwischen Portugiesen und Holländern hörten nicht mehr auf. Einst kaperte ein holländisches Schiff ein portugiesisches, auf dem sich ein Brief eines vornehmen Japaners fand, der hochverrätherischen Inhalts war. Der Brief — nach den portugiesischen Berichten wäre er ein untergeschobener gewesen — wurde in Jeddo übergeben und rief eine neue Christenverfolgung hervor. In ihrer Verzweiflung zogen sich die japanischen Christen in das alte Schloß Simabara auf der Küste von Arima zurück und leisteten dort, 40,000 an Zahl, den hartnäckigsten Widerstand. Der Kaiser vermochte sie nicht zu besiegen und forderte von den Holländern Hülfe. Bei Firato

Bergen baute man Wachhäuser und besetzte sie mit Soldaten. Segelte ein fremdes Schiff gegen die Küste heran, so loderten auf allen Höhen Lärmfeuer empor, und in weniger als 24 Stunden war die Nachricht, daß die Sicherheit des Reichs bedroht sei, in Jeddo. Indem man diese Sicherheitsmaßregeln gegen außen ergriff, gab man zuletzt dem System einer Alles beaufsichtigenden, jede Gewalt, jeden Stand, jede kräftige Lebensäußerung in Schranken einengenden Regierung, das wir im vorigen Abschnitt geschildert haben, seine letzte Vollendung. Von dieser Zeit an war Japan ruhig und in gewisser Beziehung glücklich. „Die Abschließung des Landes", sagt Kämpfer, „zwang die Eingeborenn, die Mehrzahl der Gegenstände, welche ihnen früher die fremde Industrie geliefert hatte, selbst herzustellen. Indem es sich in den Künsten vervollkommnete und den Boden seines Vaterlandes durchsuchte, fand dieses verständige Volk bald Mittel und Stoffe, welche ihm erlaubten, die hauptsächlichsten Erzeugnisse des Auslandes zu ersetzen. Die Rohstoffe des Landes stiegen in dem Maße an Werth, als man der fremden Waaren entbehren lernte. Der Ackerbau und die Gewerbe machten merkliche Fortschritte. Das Land erzeugte Baumwolle, Zucker, Färbestoffe und Arzneiwaaren selbst und in wachsenden Mengen. Von allen Seiten brachten arbeitsame Hände Stoffe, Werkzeuge und Luxusgegenstände herbei, welche mit denen, die Japan früher aus fernen Ländern bezogen hatte, wetteiferten. Dieses Reich, das sich über funfzehn Breitengrade ausdehnt, umfaßt so verschiedene Klimate, daß fast alle Provinzen eigenthümliche Waaren von vortrefflicher Beschaffenheit besitzen, und dieser Umstand erleichtert den Binnenhandel sehr und verleiht ihm eine Wichtigkeit, welche in andern Ländern unbekannt ist."

Die Holländer durften anfänglich drei bis vier Schiffe jährlich schicken. Später wurde die Zahl auf zwei herbeigesetzt, und in diesen bescheidenen Schranken ist ihr Handel bis auf die neueste Zeit geblieben. Der Ausgangspunkt dieser Schiffe war Batavia und dorthin gingen sie auch bei der Rückfahrt. Sie brachten rohe Seide, seidene, baumwollene und wollene Zeuge aus China, Bengalen und Persien, europäische Tuche, Farbehölzer, verschiedene Felle und Häute, Corduan und gewöhnliches Leder, Büffelhörner, Wachs, Zucker, Pfeffer, Nelken und Muskatnüsse, Sandelholz, Quecksilber. Blei, Salpeter, Alaun, Borax, Zinnober, Safran, Bisam, Benzoe, Gummilack, eingemachte Früchte, einige Arzneiwaaren, Bleistifte und Röthel, Nähnadeln, Brillen, Spiegel und große feine Pokale, Bernstein, echte und nachgemachte Korallen, schöne Vögel und andere ausländische Seltenheiten. Was sie dafür holten, war feines und grobes Kupfer, im Anfang jährlich 12 — 20,000 Pikols im Gewicht von 120 deutschen Zollpfund, Kampher, 6 — 12,000 Pfund, einige hundert Ballen Porzellan, lackirte Sachen, Thierhörner, Fischhäute, Saki, ein Getränk von Reis, das bald mit Wein, bald mit Bier verglichen wird, Soja, eine aus einer Bohnenart bereitete Brühe, Tabak, etwas Thee und Conditorwaaren. Ueber den Ertrag dieses Handels äußert Kämpfer: „Unser Gewinn mag ein Jahr ins andere gerechnet ungefähr auf sechzig vom Hundert steigen. Zieht man hiervon die Abgaben und Unkosten bei unserm Markte ab, so bleibt nicht viel über vierzig oder fünfundvierzig vom Hundert reiner

Stadt, ſo wurde er regelmäßig von Aufſehern und japaniſchen Dienern begleitet, welche keinen andern als den erlaubten Verkehr geſtatteten. Er hatte auf dieſe Weiſe ein Gefolge von mindeſtens 25 — 30 Perſonen, ungerechnet die zahlreiche Gaſſenjugend, die mit dem lauten Geſchrei: Horanda! Horanda! (Holländer) freiwillig folgte. Er mußte überdies alle ſeine Begleiter und Diejenigen, welche

Ein buddhiſtiſcher Tempel.

unterwegs von ihnen eingeladen wurden, freihalten. Dafür ſah er immer Dasſelbe, einige Straßen, ein paar Theehäuſer, die in Japan der Aufenthalt von feilen Mädchen ſind, und einen oder zwei buddhiſtiſche Tempel. Wenn auch die Bauart eines ſolchen Tempels merkwürdig genug iſt, wie unſere Abbildungen zeigen, ſo lohnten ſie doch wahrlich die großen Koſten eines ſolchen Beſuches nicht. Benutzte der Holländer ſein Recht, in das Innere einzutreten, um dort eine Erfriſchung einzunehmen, ſo ſah er, was er ſchon viele Male geſehen. Abwechslung

und einem Markthelfer. Wer nicht des Handels wegen nöthig war, wurde in Desima nicht zugelassen. In den wenigen Fällen, wo holländische Beamte oder Offiziere aus Wißbegierde der Langenweile einer mehrjährigen Abgeschlossenheit sich unterwerfen wollten, mußten sie Handelsverrichtungen übernehmen, um nicht abgewiesen zu werden. Als ein neuer Handelsvorsteher seine junge Frau, ein neugebornes Kind und eine Amme mitbrachte, wurde in Jeddo angefragt, ob diese Neuerung geduldet werden solle, und die Antwort lautete so entschieden verneinend, daß die Frau mit dem Kinde und der Amme auf dem nächsten Schiffe nach Batavia zurückgehen mußte. Bedient wurden die Holländer von Japanern, welche die Insel jeden Tag bei Sonnenuntergang zu verlassen hatten. Ihre Bedürfnisse oder ihre Waaren selbst einzukaufen, war ihnen nicht gestattet. Ihre Möbel und alle Artikel des täglichen Gebrauchs erhielten sie durch die Vermittlung von Mäklern, für die man die portugiesische Bezeichnung Comprador beibehalten hatte. Ihre Waaren mußten sie japanischen Beamten übergeben, welche sie verkauften und für den Erlös die Waaren anschafften, aus denen die Rückfracht der beiden Schiffe bestehen sollte. Durch diese Beamten wurden auch die Mäkler bezahlt. Rechnung wurde den Holländern abgelegt, aber kein Beleg hinzugefügt, denn ihre japanischen Mittelsleute waren nicht ihnen, sondern ihrer Regierung verantwortlich. Wie es scheint, ging die japanische Regierung bei allen Verkäufen einheimischer Waaren von dem Grundsatze aus, daß dabei 50 Procent verdient werden müßten.

Das japanische Mißtrauen forderte von jedem eingebornen Diener und jeder Dienerin der Holländer einen Eid, daß sie mit den Fremden keine Freundschaft schließen, ihnen keine Belehrung über die Sprache, die Gesetze und Gebräuche, den Glauben und die Geschichte Japans geben und sich überhaupt auf Das beschränken wollten, was in der Natur ihrer Verrichtungen liege. Andere Japaner durften die Insel nur mit besonderer Erlaubniß betreten. Zu jeder Stunde war städtische Polizei anwesend, die von Tag zu Tag abgelöst wurde. Die übergroße Zahl der Dolmetscher, 60—70 für sechs Holländer, läßt darauf schließen, daß viele Kundschafter unter ihnen waren. Dennoch wurden diese Leute bei jeder Verhandlung von einem Beamten begleitet.

Nicht genug, daß die Holländer sich diese peinliche Absperrung und Beaufsichtigung gefallen lassen mußten, unterwarf man sie unerhörten Demüthigungen. Kaum lief eines ihrer Schiffe in die Bucht von Nagasaki ein, so zeigte sich ein japanisches Boot und fragte nach dem Namen des Schiffes, dem Ort der Abfahrt, der Zahl und den Namen der Mannschaft. Während die Japaner die Befehle des Statthalters einholten, durfte das Schiff seinen Platz nicht verlassen, wenn es nicht als feindlich behandelt werden wollte. Inzwischen verschloß der Schiffsführer alle Bibeln, Gebetbücher und frommen Bilder, mit einem Worte Alles, was zu dem Christenthum in naher oder ferner Beziehung stand, in eine Kiste. Bald darauf erschien ein zweites Boot, welches Geißeln verlangte und sie ans Land führte. Die nächste Förmlichkeit bestand in einer sorgfältigen Untersuchung, ob das Schiff wirklich zu den beiden Fahrzeugen gehöre, denen der Handel mit Japan gestattet sei. Zeigte sich das Gegentheil, so mußte es die Rhede auf der

Stelle verlassen. Hatte es eine Beschädigung erlitten, oder mangelte es ihm an Holz, an Wasser, an Lebensmitteln, so lieferte man ihm alles Nöthige, und zwar unentgeltlich, um dadurch anzudeuten, wie unerschütterlich man entschlossen sei, sich in keinen Handel einzulassen. Hatte man dagegen erkannt, daß das Schiff zum Handel berechtigt sei, so ließ man es zum Verkehr mit der Faktorei zu, nachdem man die Kiste mit den Bibeln nebst allem Schießbedarf, allen Geschützen und kleinern Waffen weggenommen hatte. Diese Gegenstände wurden erst bei der Abfahrt zurückgestellt. Beim Landen wurden alle Holländer, den Handelsvorsteher allein ausgenommen, am ganzen Leibe untersucht, ob sie verbotene Waaren bei sich trügen. Diese Demüthigung hatten sich die Holländer selbst zugezogen, da ihnen verschiedene Schmuggelversuche nachgewiesen worden waren.

Im Verkehr mit den Behörden behandelte man den Handelsvorsteher nach der Landessitte. Wir haben gesehen, in welcher geringen Achtung die japanischen Kaufleute stehen, und dies übertrug sich auf ihre holländischen Berufsgenossen. Lassen wir Alles unberücksichtigt, was nicht ganz erwiesen ist, so bleibt noch genug, was die Lage der Holländer als eine sehr demüthige erscheinen läßt. Dem Handelsvorsteher allein war das Tragen eines Degens (eines einzigen, während der höhere Rang in Japan durch zwei Degen angedeutet wird) gestattet, und auch er durfte die Ehrenwaffe nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten umgürten. Machten der erste Polizeibeamte und der erste Bürgermeister der Stadt einen amtlichen Besuch, so hatte der Handelsvorsteher sich dreimal so tief zu verbeugen, daß seine Stirn den Boden berührte, und dieser Gruß wurde nicht einmal durch ein leichtes Kopfnicken erwiedert. Niemals richtete einer dieser Beamten das Wort unmittelbar an den Holländer, wie es in Japan unter Gleichgestellten Sitte ist. Es kam einige Male vor, daß ein Handelsvorsteher, der die Landessprache verstand, die Beamten anzureden wagte. In jedem solchen Falle stellten sie sich, als ob sie seine Worte nicht hörten, und setzten die Unterredung durch Dolmetscher fort.

Etwa ein Jahrhundert lang war es Sitte, daß eine holländische Gesandtschaft alljährlich nach Jeddo ging, um dem Siogun Geschenke, nach japanischer Auffassung einen Tribut, zu überbringen. Als der Handel zwischen Batavia und Japan abnahm, wurden diese kostspieligen Reisen seltener, und seit 1792 fanden sie nur noch alle vier Jahre statt. Die Geschenke mußten aber nach wie vor jedes Jahr überschickt werden. In der spätern Zeit bestand die Gesandtschaft nur aus drei Personen, dem Handelsvorsteher, seinem Sekretär und seinem Arzt. Um so zahlreicher war die japanische Begleitung und das Gefolge. Beamte aller Grade gingen etwa 35 mit, und die Zahl der ganzen Reisegesellschaft pflegte aus mehr als 200 Personen zu bestehen. Dafür war das Gepäck der Holländer, das häufig von Lastträgern getragen werden mußte, auch ungewöhnlich groß. Außer den Gegenständen, die einem Reisenden in Europa unentbehrlich sind, versahen sie sich mit Tischen, Stühlen, Tafel- und Küchengeschirr, mit Wein, Eiern, Käse, Butter und andern Artikeln, die man in Japan nicht findet, mit den Geschenken für den Siogun und dessen höchste Beamte, endlich mit einer Unmasse von Zuckerwerk,

Kenntnisse über Japan gesetzt, die wir bis zur neuesten Zeit besaßen. Die Reise zerfiel in drei Theile und berührte eine Menge interessanter Punkte. Zuerst gingen die Reisenden zu Lande auf der Insel Kiusiu von Nagasaki bis Kokura. Nicht überall trafen sie hier solche gute Straßen, wie unser Bild eine vorführt, auf denen Wagen fahren konnten.

Oft genug mußte das Gepäck Thieren aufgeladen oder an Lastträger vertheilt werden. Von allem Merkwürdigen, was sie sahen, war den Holländern die Körperkraft dieser Männer das Unbegreiflichste. Sie machten mit ihrer schweren Last siebzehn Stunden des Tags, nahmen am Abend ein warmes Bad und waren am nächsten Morgen so frisch, als solle ihre Arbeit eben erst beginnen. Auf Kiusiu wie auf der ganzen Reise zu Lande war die Marschordnung unabänderlich dieselbe. Die Geschenke an den Siogun wurden vorangetragen, von Beamten umgeben, dann kam das Gepäck, weiterhin die Dienerschaft der Holländer, dann die Dolmetscher, der holländische Arzt, der gleichsam als Anhängsel seinem Arzneikasten folgte, der Sekretär der Gesandtschaft und endlich der Gesandte selbst, worauf Beamte und japanische Diener den langen Zug schlossen.

In Kokura schiffte sich die Gesandtschaft ein, um nach Nippon zu segeln. Man berührte hierbei Simonoseki, die westlichste Seestadt von Nippon, die unsere Abbildung S. 49 vorführt.

Die Fahrt bot die angenehmste Abwechslung dar, denn bald fuhr man auf offenem Meer oder streifte dicht an einer Felsenküste hin, bald bewegte man sich zwischen Inselschwärmen, die einen bunten Wechsel vom lachendsten Grün bis zur nacktesten Felsbildung darboten. Von Ohosaka bis Jeddo reiste man wieder zu Lande. Die ganze Reise nahm durchschnittlich einen Zeitraum von funfzig Tagen in Anspruch.

Auf dem Wege von Ohosaka nach Jeddo berührte man Miyako (Miako), die Residenz des geistlichen Kaisers von Japan. Es war hier ein Ruhetag gestattet, damit die Geschenke für den Mikado niedergelegt werden könnten, die auf der Rückreise übergeben werden sollten. Weiterhin gelangte man zum Fusi Jama, den unsere Leser bereits aus der Abbildung S. 5 kennen. Er ist so steil, daß man zu seiner Ersteigung drei Tage braucht; aber zum Hinunterkommen braucht man nur eben so viel Stunden, da man sich auf hölzerne Schlitten setzt, die im Winter auf dem Schnee, im Sommer auf dem Sande des glatten Abhangs pfeilschnell abwärts schießen. Den Japanern gilt der Fusi Jama für den Sitz des Gottes der Winde, und man sieht an seinem Fuße stets Pilger, die auf dem Gipfel opfern wollen. Eine zweite Merkwürdigkeit Japans folgt auf den schönen Berg in geringer Entfernung. Es ist der Fluß Oingawa, der wegen der durchsichtigen Reinheit seiner Wellen und der Schönheit seiner Ufer von den japanischen Dichtern hoch gefeiert wird.

Die größte Angelegenheit des Aufenthalts in Jeddo war die Vorstellung bei Hofe. Während die Geschenke in den Palast getragen wurden, wies man der Gesandtschaft eine Wohnung an, bei deren Auswahl keine andere Rücksicht als die Leichtigkeit der Beaufsichtigung maßgebend gewesen war. In der Regel lag sie

waren. Sobald ein Hofbeamter: Kapitän Horanda! rief, mußte der Handelsaufseher sich auf Händen und Füßen gegen den unsichtbaren Monarchen hin bewegen, vor ihm den Boden mit der Stirn berühren und auf dieselbe Art, wie er gekommen war, zurückkriechen. Während dieser minutenlangen Scene wurde kein Wort gesprochen und man hörte nichts als das leise Gemurmel, durch das man in Japan seine Ehrfurcht zu erkennen giebt.

In frühern Zeiten folgte noch eine zweite Audienz, bei der die Holländer eine unbegreifliche Rolle spielten. Kämpfer, der im Jahre 1691 eine Gesandtschaft nach Jeddo begleitete, ist unser Gewährsmann für die folgende Erzählung. Man führte die Holländer in einen Saal, in welchem, hinter einer spanischen Wand mit Gitterfenstern verborgen, der Kaiser mit seinen Frauen und vielen Hofdamen sich befand. Nachdem sie, alle in einer Reihe, bei den Gitterfenstern des Kaisers kriechend und niederfallend vorübergezogen waren, richtete man alle die Fragen an sie, die den kaiserlichen Damen von ihrer Neugier eingegeben wurden. Was nun folgte, möge Kämpfer selbst erzählen: „Der Kaiser, der bisher ziemlich weit von uns geblieben war, näherte sich unserer Rechten und setzte sich so nahe wie möglich hinter die Gitterfenster. Er ließ uns darauf nach und nach befehlen, unsere Mäntel abzunehmen, aufgerichtet zu stehen, zu gehen, stille zu stehen, Complimente mit einander zu machen, zu springen, Trunkene vorzustellen, japanisch zu radebrechen, holländisch zu lesen, zu malen, zu singen, zu tanzen, unsere Mäntel umzunehmen und abzulegen. Wir bewerkstelligten diese Verordnungen, und ich fügte meinem Tanze ein verliebtes deutsches Liedchen zu. Auf diese Art und durch hundert andere Possen mußten wir unsere Geduld zur Belustigung des Kaisers und des Hofes üben. Die folgenden Tage", fährt unser ehrlicher Deutscher fort, „brachte der Gesandte mit Besuchen bei den Ministern und vornehmsten Staatsräthen zu. Man empfing ihn überall sehr höflich durch die Intendanten und Sekretäre, die ihn mit Thee, Tabak und Confekt bewirtheten. Die Zimmer, wo man ihn hin führte, waren hinter den Schirmen und Gitterfenstern voll von Leuten, die sehr wünschten, daß die Holländer ihre lustigen Possen machen möchten. Ueberall erhielt man diese Gefälligkeit nicht, doch tanzten und sangen sie an einigen Orten, wo sie mit der Bewirthung zufrieden waren. Manchmal stieg ihnen das starke Getränk, das man sie etwas zu häufig trinken ließ, auch zu sehr in den Kopf." Zuletzt wollte es den Holländern doch scheinen, als sei es ihrer nicht so ganz würdig, den Großen zum Possenspiele zu dienen. „Wir sahen uns", schließt Kämpfer seinen Bericht, „nicht als Kaufleute an, die nur des Handels wegen gekommen wären, sondern als Gesandte, denen man mit Ehrerbietigkeit begegnen sollte."

Die Abreise der Holländer war immer ein Ereigniß für die ganze Stadt. Alles wollte sie noch einmal sehen, und man drängte sich so ungestüm um sie, daß die Wachen, obgleich sie rücksichtslos auf die Menge schlugen, kaum Platz zu schaffen vermochten. Die Rückreise erfolgte auf derselben Straße, auf der man gekommen war. Das Land bot indessen einen ganz andern Anblick dar, denn bei der Hinreise nach Jeddo, die im Februar angetreten wurde, trug es sein Winterkleid, und jetzt hatte es seinen schönsten Frühlingsschmuck angelegt. In Miyako wurde

ein längerer Halt gemacht, weil die Geschenke, die man dort zurückgelassen hatte, überreicht werden mußten. Der Ehre, den Mikado von Angesicht zu sehen oder auch nur seinen Palast zu betreten, wurden die Holländer nie gewürdigt. Sie übergaben ihre Geschenke an die Statthalter und erhielten dafür seidene Gewänder mit Silberstickereien. Auch in Ohosaka wurde länger als auf der Hinreise verweilt. Man zeigte den Holländern jetzt die Stadt und ließ sie an den Festen Theil nehmen, die in Ohosaka häufiger als irgend wo sonst begangen werden. Beim Abschiede nahmen sie die Waaren mit, welche sie bestellt hatten, und versorgten sich mit Holzkohlen, da dieser Artikel in Nagasaki schwer zu bekommen ist. Mit einem feierlichen Empfange in Yagami, unfern von Nagasaki, schloß die Reise, und die Holländer waren wieder für vier Jahre Gefangene auf einer Zwerginsel.

In der Eintönigkeit dieses streng geregelten Verkehrs verfloß mehr als ein Jahrhundert, ohne daß von einem andern Volke ein energischer Versuch gemacht wurde, Zutritt in Japan zu erlangen. Die Engländer hatten vor der Vertreibung der Portugiesen, von 1613—1623 eine Faktorei in Firando besessen und durch einen günstigen Vertrag völlige Handelsfreiheit erlangt. Ein Verein von Kaufleuten, aus dem die mächtige ostindische Gesellschaft hervorgegangen ist, betrieb den Handel mit Japan, verlor aber dabei 40,000 Pf. St. und gab ihn ganz auf, indem sie zugleich die Faktorei und das Land räumte. Inzwischen waren die Holländer im Osten allmächtig geworden, hatten sich in Batavia befestigt, die Portugiesen von Amboina und Timor verdrängt und waren die Herren der Küsten von Koromandel und Malabar geworden. An ihrer Eifersucht scheiterten 1636 die Versuche von vier englischen Schiffen, mit Nagasaki Handel zu treiben. Im Jahre 1673 ließ die ostindische Gesellschaft wieder ein Schiff nach Japan abgehen. Auf dem englischen Throne saß damals Karl II., der mit einer Prinzessin aus dem Hause Braganza vermählt war. Die Holländer zögerten nicht, die Japaner damit bekannt zu machen und das Verhältniß so darzustellen, als ob Engländer und Portugiesen durch dieselbe Verfassung und denselben Glauben verbunden seien. Der Empfang, der den Engländern zu Theil wurde, war daher der schlechteste. Der geschickteste englische Anwalt kann die Zeugen seines Gegners keinem verfänglichern Kreuzverhör unterwerfen, als die Engländer es zu bestehen hatten. Sie sollten zu dem Geständniß verleitet werden, daß sie den Portugiesen sehr nahe ständen, daß ein Lootse jenes Volks sie nach Nagasaki geführt habe, daß sie einen Mann Namens Santo Christo und eine Frau Namens Santa Maria verehrten. Als der Argwohn der Japaner wohl oder übel beschwichtigt worden war, erhielt er durch einen unbedeutenden Umstand neue Nahrung. An einem Sonntag hißten die Engländer ihre Flagge mit dem Georgskreuz auf, und dieses Kreuz galt den Japanern für einen Beweis, daß ihre Gäste trotz ihres Leugnens doch Glaubensgenossen der Portugiesen seien. Es wurde nach Jeddo berichtet, und die kaiserliche Entscheidung lautete, daß die Engländer, da ihr König mit einer Tochter des Königs von Portugal verheirathet sei, unverzüglich mit allen ihren Waaren absegeln und nie zurückkehren sollten. Ehe ein neues englisches Schiff seine Flagge an den Küsten von Japan zeigte, verfloß mehr als ein Jahrhundert.

Im Jahre 1696 entdeckten die Russen Kamtschatka, 1711 fanden sie den Weg zu den Kurilen, 1741 sah Behring, indem er die nach ihm benannte Straße durchfuhr, die Nordwestküste von Amerika. Spangenberg, Walton und Schelting befuhren 1739 die östliche Küste von Japan, doch hatte ihre Reise blos Höhenbestimmungen und andere wissenschaftliche Untersuchungen zum Zweck, und ein Verkehr mit den Japanern wurde nicht angeknüpft. Bald lernte man den Reichthum der amerikanischen Küste an Pelzen, besonders an schönen Seeotterfellen, die in Kiachta zu den höchsten Preisen abgesetzt wurden, würdigen und beschäftigte in jedem Jahre mehr Schiffe im Pelzhandel. Die nördlichen Kurilen unterwarfen sich der russischen Herrschaft, und die Insel Kodiak, in der Mitte zwischen den Aleuten, Kamtschatka und Amerika gelegen, wurde die Hauptniederlage für dieses Geschäft. Cook's Entdeckungsreisen nach der amerikanischen Nordwestküste und die Gründung der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft gaben einen neuen Anstoß. Man war zum Nachbar der Japaner geworden und konnte dem Verkehr in den östlichen Meeren, wenn man Japan in seine Kreise zog, Ausdehnung und Mannichfaltigkeit verleihen.

Ein glücklicher Zufall schien die Vermittlung übernehmen zu wollen. Im Jahre 1782 wurde ein japanisches Schiff nach Amtschitka, einer der russischen Aleuten, verschlagen und litt dort Schiffbruch. Man führte die Fremden nach Irkutzk und hielt sie dort zehn Jahre zurück, wahrscheinlich aus keinem andern Grunde, als um sie im Russischen zu unterrichten und von ihnen Japanisch zu lernen.

Im Jahre 1792 erließ Katharina II. endlich den Befehl, sie in ihr Vaterland zurückzuführen und bei dieser Gelegenheit zu versuchen, ob es nicht möglich sei, mit Japan einen Handelsvertrag abzuschließen. Dem Generalstatthalter von Sibirien wurde ausdrücklich vorgeschrieben, keinen Mann von hohem Rang zu wählen und die Geschenke nur in seinem, nicht im Namen der Kaiserin überreichen zu lassen. Dieser eine Zug beweist, wie wenig man von der Etikette und dem Hochmuth der Japaner eine Ahnung hatte. Man wollte den Siogun wie einen Halbwilden behandeln, der sich geehrt fühlen müsse, wenn ein russischer Beamter durch den Mund eines Mannes von geringem Range mit ihm rede. Zum Gesandten wurde der Schiffsleutnant Laxmann erkoren, und man gab ihm ein gewöhnliches Transportschiff, Katharine genannt, das von einem Steuermann befehligt wurde. Laxmann landete auf der nördlichen Küste der Insel Matsmai und überwinterte dort in einem kleinen Hafen. Er verletzte dadurch die japanischen Gesetze, nach denen Nagasaki der einzige den Fremden geöffnete Hafen war. Im folgenden Sommer segelte er nach Hakodade und hatte in einer Stadt, drei Tagereisen davon entfernt, Unterredungen mit japanischen Beamten. Der Schluß war eine Erklärung der Japaner, daß die Russen, weil sie an einem verbotenen Küstenorte gelandet seien, eigentlich den Tod verdient hätten. Man wolle sie jedoch wegen ihrer Unbekanntschaft mit den Landesgesetzen schonen und ihnen die Rückkehr in ihr Vaterland erlauben. Die schiffbrüchigen Japaner könne Laxmann wieder mitnehmen, da sie Rußland angehörten, nachdem ihr Schicksal sie dahin versetzt und ihr Leben dort vom Untergange gerettet habe. Zwingen wolle man die Russen dazu übrigens

Er durfte weiter nichts enthalten, als einen kurzen Bericht über die Fahrt nach Japan und die Mittheilung, daß sich auf dem Schiffe Alles wohl befinde.

Nach langem Zögern erlaubte man dem Gesandten, in Nagasaki nahe bei der Stadt eine Wohnung zu beziehen. Das Haus stand auf einer Landspitze so nahe am Meere, daß das Wasser zur Zeit der Flut bis unter die kleinen, mit einem doppelten Gitter versehenen Oeffnungen stieg, welche die Stelle von Fenstern vertraten. Eine hohe Wand von Bambusrohr umgab das ganze Gebäude nicht nur von der Landseite, sondern auch gegen das Meer hin, wo man außerdem zwei Reihen Pfähle in das Wasser eingeschlagen hatte, zwischen welche die landenden Boote hineinfahren mußten. Das Thor auf der Seeseite hatte zwei Schlösser, deren Schlüssel zwei Offizieren anvertraut waren. Diese Thür blieb nie über fünf Minuten offen, und selbst wenn man wußte, daß ein Boot nach kurzer Zeit zurückfahren werde, verschloß man die Schlösser zweimal und öffnete sie gleich darauf wieder. Die Landseite war mit der nämlichen Vorsicht verwahrt. Die Wohnung und die Vorrathshäuser hatten je einen Hof, und an der Thür von beiden stand immer eine Wache. Um den zweiten Hof zog sich eine Reihe von Wachhäusern, in denen zwölf Offiziere mit einer starken Mannschaft lagen. Auf dem Wege nach der Stadt gab es in geringen Entfernungen Thüren, welche nicht nur verschlossen, sondern auch von Soldaten bewacht wurden. Landete ein Boot, so zählte man die Personen, welche darin saßen, und ließ es nicht eher wieder abfahren, als bis die frühere Anzahl wieder voll war. Ob dieselben Menschen wieder abfuhren, darum kümmerten sich die Japaner nicht, und es blieb den Russen auf dem Schiff unbenommen, mit ihren Gefährten auf dem Lande für einen Tag oder eine Nacht zu tauschen.

Das japanische Mißtrauen äußerte sich auch darin, daß man das russische Schiff, so lange die beiden holländischen zum Handel ermächtigten Fahrzeuge anwesend waren, im innern Hafen nicht Anker werfen ließ. Uebrigens gab man den Russen Alles, was sie zur Ausbesserung gebrauchten, versah sie pünktlich mit Vorräthen für die Mannschaft und lieferte nicht blos immer das Beste, was in Nagasaki zu haben war, sondern auch genau die Menge, um die gebeten worden war. Die Versprechungen, die man ihnen hinsichtlich der Reise nach Jeddo gab, erwiesen sich als leere Worte. Die Geschenke nahm man vorläufig an und verwahrte sie in der Stadt.

Am 19. Februar 1805 erhielt Resanoff die Anzeige, daß der Kaiser einen Bevollmächtigten nach Nagasaki abgeschickt habe, um mit ihm zu unterhandeln. Das hieß mit andern Worten, daß der Gesandte nicht in Jeddo zugelassen werden solle. Wenige Tage später erhielten die Russen einen zweiten Wink, indem man die Frage an sie richtete, wann ihr Schiff segelfertig sein werde. Der japanische Bevollmächtigte traf am 30. März in Nagasaki ein, und die Verhandlungen begannen damit, daß man das Ceremoniel festsetzte. Der russische Gesandte erhielt das Zugeständniß, daß er auf europäische Art grüßen dürfe, aber er mußte ohne Degen und Schuhe erscheinen, und man bewilligte ihm weder einen Stuhl noch einen andern Sitz. In zwei Zusammenkünften wurde Alles beendigt. Den Russen

wurde ausdrücklich verboten, Japan jemals wieder zu betreten. Ihre Geschenke und sogar den Brief ihres Kaisers an den Siogun gab man ihnen zurück. Würden in Zukunft abermals Japaner an ihre Küsten verschlagen, so möchten sie diese Leute an die Holländer abgeben, welche sie über Batavia nach Nagasaki schicken würden. Auf Kosten der japanischen Regierung wurde das russische Schiff auf zwei Monate mit Lebensmitteln versorgt und an die Mannschaft wie an die Offiziere Geschenke vertheilt. Die Matrosen erhielten 2000 Säcke Salz, jeden zu 30 Pfund, und 100 Säcke Reis, jeden zu 150 Pfund, die Offiziere 2000 Stück seidner Watte. Wegen der Ausschlagung der kaiserlichen Geschenke entschuldigten sich die Japaner, indem sie anführten, wenn ihr Monarch dieselben annehme, so müsse er dem Kaiser von Rußland Gegengeschenke machen und dieselben ebenfalls mit einem Gesandten nach Petersburg abschicken. Nach den Reichsgesetzen sei es aber verboten, daß irgend ein japanischer Unterthan sein Vaterland verlasse. So endete diese Gesandtschaft, von der man sich Großes versprochen hatte.

Resanoff benutzte für seine Rückkehr nach Kamtschatka ein Schiff der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft, auf dem ein Leutnant Chwostow den Befehl führte. Er landete in Ochotzk und reiste durch Sibirien nach Petersburg, erkrankte aber unterwegs und starb. Chwostow stach wieder in See und überfiel 1806 und 1807 mehrere Dörfer der japanischen Kurilen. Nicht zufrieden damit, Lebensmittel fortzuführen, zerstörte er alle Vorräthe, die er nicht brauchen konnte, und verbrannte die Tempel und Häuser. Sein Benehmen war um so grausamer, als der Reis, das vorzüglichste Nahrungsmittel dieser Inseln, von Japan aus zugeführt wird, und der eine Ueberfall spät im Herbste, wenn die Verbindung bereits aufgehört hat, der andere dagegen im Frühling erfolgte, ehe die Schiffe mit neuen Vorräthen ankommen. Da auch die Wohnhäuser niedergebrannt worden waren, so hatten die Japaner von Hunger und Kälte viel zu leiden, und viele von ihnen fanden ihren Tod. Die russische Regierung schritt gegen diese Schändlichkeiten nicht weiter ein, als daß sie Chwostow's Benehmen mißbilligte. Die Strafe dafür sollte völlig Unschuldige treffen.

Im Jahre 1811 erhielt Golownin, der Kapitän der Kriegsschaluppe „Diana", von seiner Regierung den Befehl, die südlichen Kurilen und die Küste der Tatarei genau zu untersuchen. Auf Iturup wurde er von den Japanern unfreundlich behandelt und überzeugte sich jetzt, welche Erbitterung Chwostow's Grausamkeit hinterlassen hatte. Obgleich er versicherte, nichts als Wasser und Salz einnehmen zu wollen, und bei seinen Landungen das friedlichste Benehmen beobachtete, flüchtete man alle werthvollen Sachen ins Innere der Insel und vermied den Verkehr mit ihm so viel wie möglich. Er fand hier verschiedene Bewohner der russischen Kurilen, welche hieher verschlagen sein wollten, in Wahrheit aber des Handels wegen gekommen waren. Ihr Geschäft beruhte auf einem reinen Tausch, dem aber feste Werthe zu Grunde lagen. Für ein Biberfell erhielten die russischen Inselbewohner zehn große Säcke Reis, für ein Seehundsfell sieben kleine Säcke, für zehn Adlerschwänze zwanzig kleine Säcke oder einen seidnen Rock, für drei

Adlerschwänze einen baumwollenen Rock mit demselben Futter und Watte, für zehn Adlerflügel ein Bund Tabak in Blättern.

Auf der Insel Kunaschir empfing man die Russen von der Festung aus mit Kanonenschüssen. Man ließ eines ihrer Boote ganz nahe heran kommen und feuerte dann plötzlich aus allen Batterien. Golownin litt einen solchen Mangel an Lebensmitteln, daß er sich nicht entfernen konnte. Er bemühte sich auf jede Weise, das Vertrauen der Japaner zu gewinnen, und glaubte seinen Zweck schon erreicht zu haben, als sie ihm ganze Bootsladungen von Fischen und andern Geschenken zuschickten. Am 11. Juli 1811 machte er mit zwei Offizieren, vier Matrosen und einem Aino, der als Dolmetscher diente, in der Festung einen Besuch. Er fand dort an 400 Soldaten, die mit Flinten, Pfeilen und Spießen bewaffnet einen Kreis bildeten. Der Oberbefehlshaber, zu dem man ihn führte, trug unter seinem kostbaren seidenen Kleide eine volle Rüstung. Ebenso waren auch die andern Offiziere gepanzert. Man bewirthete Golownin auf das höflichste, aber kaum war die Unterhaltung in Gang gekommen, so wurden unter die Soldaten blanke Säbel vertheilt. Als die Russen unruhig wurden und sich entfernen wollten, erklärte man ihnen, daß sie als Geiseln zurückbleiben müßten, bis in der Hauptstadt darüber entschieden worden sei, ob sie für Chwostow's Schandthaten verantwortlich gemacht werden sollten. Sogleich sprangen alle auf und ergriffen die Flucht. Die Japaner erhoben ein gewaltiges Geschrei, wagten aber keinen Angriff auf sie, sondern warfen ihnen Ruder und Holzstücke nach, damit sie fallen sollten. Sie erreichten den Landungsplatz, sahen aber mit Schrecken, daß inzwischen die Ebbe eingetreten war und ihr Boot auf dem Trocknen gelassen hatte. Sie ergaben sich nun und wurden in die Festung geführt.

Die Behandlung, der man sie unterwarf, war eine ganz eigenthümliche, denn sie verband die größte Grausamkeit mit der zartesten Milde. Man fesselte die Russen mit fingerdicken Stricken, die mit dünnen Schnuren überwunden wurden. Rund um die Brust und den Hals hingen Schlingen, die Ellenbogen berührten sich fast, und die Hände waren fest an einander geknebelt. Außerdem wurden noch die Beine an zwei Stellen, über den Knieen und unter den Waden, gebunden. Von den Fesseln an den Händen ging ein langer Strick aus, dessen Ende ein Japaner in der Hand hielt. Die Stricke an den Füßen entfernte man, wenn auf dem Transport nach andern Städten zu Fuß gegangen wurde, aber die übrigen Fesseln blieben so eng zusammengeschnürt, daß die Gefangenen in den Händen und in allen Knochen fast unerträgliche Schmerzen empfanden. Diese Grausamkeit hielt man für nöthig, damit sie nicht entfliehen könnten. In allen andern Beziehungen behandelte man sie mit der größten Sorgfalt. Man fütterte sie mit kleinen Stäbchen, ließ sie häufig trinken und stellte Leute mit Zweigen neben sie, um die Mücken und Fliegen zu entfernen. Das gewöhnliche Getränk war sehr schlechter Thee ohne Zucker, seltener Saki, das Essen bestand gewöhnlich aus Reisbrei und gesalzenem Rettig, welche die Stellen des Brotes und des Salzes ersetzten, aus Gemüsen, Nudeln und gebratenen oder gekochten Fischen, wozu manchmal eine Pilzsuppe und ein hart gekochtes Ei kamen.

auch in jener Welt der größten Herrlichkeit theilhaftig zu sein. Als Golownin von diesen Bekehrungsversuchen vernahm, hielt er sich für verloren.

Vor der Hauptstadt der Insel wurden die Russen wieder gebunden, damit man ihrer Wache keine Nachlässigkeit vorwerfen könne. Man führte sie von dort nach Hakodade. Dreißig Meilen vor dieser Stadt beginnt das eigentliche japanische Gebiet, während bis dahin Ainos wohnen. Die Grenze bildet ein kleiner reißender Strom, der bei der Ueberfahrt der Russen nach starken Regengüssen hoch angeschwollen war. Die Dörfer der Kurilen sind in der Regel klein und bestehen aus Hütten von ärmlichem Ansehen, die nie von einem Garten umgeben werden. Die Dörfer der Japaner sind dagegen groß und haben regelmäßige Straßen, in denen hübschgebaute Häuser stehen. Jedes derselben hat seinen Gemüsegarten und viele sind in Gruppen von Obstbäumen versteckt. In den Straßen und Häusern herrscht eine bewunderungswürdige Reinlichkeit.

In Hakodade wurden die Russen mehreren Verhören unterworfen. Man fragte sie nach allem Möglichen, unter anderm auch darnach, ob in Rußland nicht die Religion verändert worden sei. Laxmann habe einen langen Zopf und starkes Haar getragen, welches mit Mehl bestreut gewesen sei, und sie schnitten ihr Haar kurz ab. Dann wurde auch gefragt, wie Resanoff in Petersburg von Japan gesprochen habe, weshalb so viele Gebäude, Fahrzeuge und Sachen von Chwostow verbrannt worden seien und wer den Befehl dazu gegeben habe? Einige Antworten der Russen wurden mit offenbarer Befriedigung aufgenommen, aber es blieb noch so viel Argwohn zurück, daß Golownin über sein Schicksal nicht beruhigt wurde.

Von Hakodade führte man die Gefangenen noch weiter, nach der Stadt Matsmai. Das Gefängniß, das man ihnen dort anwies, sah wie eine hölzerne Scheune aus, die auf drei Seiten Wände ohne alle Oeffnungen hatte, während die vierte Seite aus Staketen von starken Balken bestand, die vier Zoll weit von einander entfernt waren. In der Mitte dieses Gebäudes standen zwei Käfige, aus gleichen Balken wie die Stakete erbaut und durch Gänge von den Wänden und von einander getrennt. Der eine Käfig war sechs Schritte lang und breit und zehn Fuß hoch, der andere eben so breit und hoch, aber acht Schritte lang. Der Eingang in diese Käfige war so niedrig, daß man hinein kriechen mußte. Die Thür bestand aus dicken Balken und wurde mit einem starken eisernen Riegel verschlossen. Ueber derselben befand sich eine kleine Oeffnung, durch welche man das Essen reichte. Neben den Staketen der Außenwand des Gebäudes war ein Schilderhaus angebracht, in welchem beständig zwei Soldaten die Wache hatten. Sie konnten die Gefangenen sehen und wandten ihre Augen nicht von ihnen ab. Um das Ganze zog sich ein hoher Zaun mit hölzernen Spitzen, auf den in einiger Entfernung ein zweiter folgte.

So schlecht dieses Gefängniß war, so gut behandelte man die Gefangenen. Man suchte die Zubereitung der russischen Gerichte kennen zu lernen und setzte ihnen oft russische Kuchen und Grütze vor. Dreimal des Tages wurden Mahlzeiten gehalten, bei denen man bald Thee, bald Saki auftrug. Als Schnee fiel,

schoß man für die Russen Hasen, Bären und Seehunde. Die Fragen, die man an sie richtete, waren unzählig und wurden ohne alle Ordnung gestellt. So fragte man z. B.: Welche Kleidung trägt der russische Kaiser? Womit bedeckt er sein Haupt? Was für Vögel giebt es in der Gegend von Petersburg? Was für Kleider tragen die russischen Frauenzimmer? Auf was für einem Pferde reitet der russische Kaiser? Wie oft gehen die Russen an einem Tage in die Kirche? Wann fangen die Frauen in Rußland an Kinder zu gebären und wann hören sie auf? Wurden die Russen über die vielen unnützen Fragen ungeduldig, so versöhnte man sie durch Liebkosungen.

Als es Golownin endlich gelungen war, die Japaner zu überzeugen, daß er keinen Angriff beabsichtigt habe, behandelte man ihn nicht mehr als Gefangenen, sondern als Gast. Sein Käfig verwandelte sich plötzlich durch Wegnahme der Stakete und durch das Legen von Bretern und reinen neuen Matten in einen hübschen Saal. Man gab ihm Pfeifen und Tabak und ersetzte die Lampe mit Fischthran durch Wachslichter. Auch Bewegung im Freien, allerdings unter starker Bedeckung, wurde gestattet. Mehrmals ließ man die Russen eine halbe deutsche Meile weit ins nahe Gebirge vordringen, oder führte sie weit an der Seeküste hin. Dann trugen ihnen Diener Theegeschirre, Speisen, Saki und Matten nach. Nicht lange, so wies man ihnen ein Haus an, in dem ein japanischer Beamter gewohnt hatte. Das Gebäude war geräumig und stieß an einen Hof, den die Japaner einen Garten nannten, weil er mit vier Bäumen und einigem Gesträuch bepflanzt war. Eine Pfütze, die man in einem Winkel ausgegraben hatte, stellte einen See vor, drei oder vier Erdhaufen, die aus dem Wasser hervorragten und mit Steinen belegt waren, wurden als Inseln bezeichnet. Auf diesem Hof konnten die Russen frei umhergehen und der erfrischenden Luft genießen. Sie überblickten einen Theil der Stadt, die Gegend bis zum Gebirge hin und die Bucht, in der oft japanische Küstenfahrer hinter Steinhaufen, die als Wellenbrecher dienten, die Anker auswarfen.

Bei aller Freundlichkeit, die man ihnen erwies, wurde den Russen schlimmer und schlimmer zu Muthe. Man sagte ihnen, daß sie die Japaner als Landsleute und Brüder betrachten müßten, und schien sie dadurch auf ein ewiges Gefängniß vorbereiten zu wollen. Eines Tages hörten sie, daß man in Japan einen Krieg mit Rußland erwarte. Sie wußten, daß in Ochotzk keine Streitmacht vorhanden sei, die gegen die Küsten des Landes mit Kraft zu handeln vermöge, und daß Rußland bei der damaligen Weltlage seine Kronstadter Flotte nicht ins Stille Meer schicken könne, war ihnen eben so genau bekannt. Mit einer langen, vielleicht ewigen Haft vor Augen entschlossen sie sich zur Flucht. Die Ausführung hatte ihre Schwierigkeiten, aber unmöglich war sie nicht. Alles beruhte darauf, daß es gelinge, in der Bucht ein segelfertiges Fahrzeug zu nehmen und das offene Meer zu gewinnen.

Die Russen verschafften sich einen Kompaß, einen scharfen Meißel, der an einer Stange befestigt als Spieß gebraucht werden konnte, zwei Messer und Lebensmittel. Auf ihren Spaziergängen merkten sie sich alle Wege und Fußsteige,

[illegible] daß sie nicht immer in der Zeit jeden kommen. Am Abend des 23. April [illegible] mehreren [illegible] [illegible] im Heft und pflanzten unter dem Schutz der gegen [illegible] Straße um die Stämme standen. Am Morgen [illegible] fanden die andern von [illegible] unter dem Schnee naß und warm im Freien. Da der Weg nach der [illegible] unpassirbar war, mußte [illegible] wandten sich die Fußgänger in [illegible] Gebirge, die einen Vorsprung [illegible] Solowiew hatte sich am Knie verletzt und [illegible] Schmerzen. Seine fünf Gefährten [illegible] über die Berge. Am ersten Tage [illegible] in einer Höhle, in der zweiten Nacht [illegible] aus Moos eine Hütte. Sie waren auf dem Gipfel eines der höchsten Berggipfel [illegible] Insel. Durchfroren. Das majestätische Bild der Natur erregte meine ganze Aufmerksamkeit. erzählt Solowiew. Der Himmel war hell über unter uns, umfaßten den Bergen, wogte schwarzes Gewölk. Wahrscheinlich regnete es in den Ebenen. Der Schnee von allen Bergen umher schimmerte in der Ferne und mir dann ist früher bemerkt, daß die Sterne so stark leuchteten, als in dieser Nacht. Eine tiefe nächtliche Stille herrschte rings umher. Allein dieses erhabene Schauspiel schwand, wenn meine Gedanken plötzlich auf unsere Lage fielen. Alle Schreckbilder derselben traten vor meine Seele. Sechs Menschen auf einem der höchsten Gipfel der Gebirge von Matémai, ohne Kleidung, ohne Nahrung, sogar ohne Waffen, von Feinden und wilden Thieren umringt, ohne sich vertheidigen zu können, auf einer Insel umherirrend, ohne die Gewißheit und die Kraft zu haben sich eines Fahrzeugs zu bemächtigen, ich überdies mit einem kranken Beine, welches mich bei jedem Schritte furchtbar quälte — das Nachdenken über diesen hülflosen Zustand brachte mich fast zur Verzweiflung. Inzwischen waren einige meiner Gefährten auch erwacht, und ihre Seufzer und Gebete rührten mich noch mehr. Ich vergaß mich selbst und weinte heiße Thränen über ihr unglückliches Schicksal."

In den nächsten Tagen waren mehrere reißende Ströme zu durchschreiten, und der Weg führte oft an tiefen Abgründen vorbei. Die Tage waren heiß, die Nächte dagegen so kalt, daß es schwer wurde, die durchnäßten Kleider zu trocknen, da ein großes Feuer zu unterhalten gefährlich gewesen wäre. Um ihre wenigen Vorräthe zu schonen, aßen die Flüchtlinge wilden Knoblauch und Sauerampfer. Sie erreichten endlich den Strand, wo mehrere Boote lagen, die aber alle zu klein waren. Ein größeres Fahrzeug lichtete in dem Augenblicke, als sie es überfallen wollten, den Anker. Von jetzt an gingen sie jede Nacht an das Ufer, um nach einem Schiff zu suchen, und kehrten vor dem Hellwerden in die Berge zurück, die in der Nähe des Meeres kahl waren. Die weiten Wege, welche sie machen mußten, um ein Versteck zu finden, verringerten ihre Kräfte von Tage zu Tage mehr. Golownin vermochte zuletzt nichts mehr zu essen und litt beständig an Durst, den er nicht befriedigen konnte, ohne daß Uebelkeit eintrat. Entdeckt glaubten die Russen nicht zu sein, obgleich sie in den Dörfern mehrmals von Hunden angebellt worden waren.

Das Unglück verfolgte die Armen fortwährend. Sie wollten getrocknete Fische von den Gerüsten bei den Dörfern nehmen, und alle Gerüste waren leer, sie wollten Pferde auf der Weide fangen, um sie zu schlachten, und alle

aber keine Beleidigung oder Schmähung gegen sie. Sobald man sah, daß Golownin hinke, faßten ihn zwei Soldaten unter den Arm und unterstützten ihn bei schwierigen Stellen. So oft der Weg durch Dörfer führte, versammelten sich die Einwohner, um die Gefangenen zu sehen. Keiner erlaubte sich eine Schmähung oder einen Spott, alle verriethen in ihren Blicken Mitleid, und von den Frauen weinten viele, indem sie zugleich Speisen und Getränke herbeibrachten.

Unterwegs sahen die Russen, daß eine fremde Hand überall, wo sie Nachts gewesen waren, Stäbe in ihre Fußtapfen gesteckt habe. Von den Soldaten hörten sie, daß man ihre Spur beständig verfolgt und sie oft gesehen habe. Es wurde ihnen genau beschrieben, wo sie Halt gemacht, Wasser getrunken oder Pflanzen gesammelt hätten. Weshalb trotzdem kein Angriff auf sie erfolgt war, blieb ihnen ein Räthsel. Wahrscheinlich fürchtete man, daß sie sich wie Verzweifelte vertheidigen würden, und wollte warten, bis der Hunger sie geschwächt habe.

Wurde es unterwegs dunkel, so ging neben jedem Russen ein Mann mit einer Laterne. Auch vorn und am Ende des Zugs wurden Laternen getragen. Kam man zu steilen Abhängen, so liefen die Landleute voraus, die von ihrem Dorfe bis zum nächsten Orte das Geleit gaben. Jeder trug ein großes Bund Stroh, welches an gefährlichen Orten aufgeschichtet und angezündet wurde, so daß sich eine Tageshelle verbreitete.

Der Statthalter von Matsmai empfing die zurückgebrachten Flüchtlinge mit seiner gewöhnlichen Leutseligkeit. Der einzige Vorwurf, den er an sie richtete, lag in der Frage: „Wußtet ihr nicht, daß, wenn euch die Flucht gelungen wäre, ich mit mehreren andern Beamten das Leben hätte einbüßen müssen?“ Nach einem langen Verhör sagte er ihnen: „Wäret ihr Japaner und hättet euer Gefängniß heimlich verlassen, so könnten die Folgen für euch sehr übel ausfallen. Da ihr aber Ausländer seid und die japanischen Gesetze nicht kennt, auch nicht in der Absicht geflohen seid, uns einen Schaden zuzufügen, sondern blos um euer Vaterland wiederzusehen, welches jeder Mensch höher als Alles schätzen muß, so haben wir unsere gute Meinung von euch nicht verändert.“

Die Russen wurden indessen nicht in das Haus, das sie zuletzt bewohnt hatten, sondern in ein Gefängniß geführt. Golownin, der als Befehlshaber die ganze Verantwortlichkeit der Flucht auf sich genommen hatte, erhielt den schlechtesten Käfig von allen, der in der dunkelsten Ecke des Schuppens stand. Qualvoll war das Anrufen der Wächter, das in der Nacht jede halbe Stunde erfolgte. Statt des Thees wurde warmes Wasser gereicht, und die Speisen bestanden blos in Reis und Suppen von wildwachsenden Gemüsen, zu denen ausnahmsweise einige Stücke Walfischfett oder gesalzenen Fisches hinzugefügt wurden. Menschenfreundliche Rücksichten wurden noch immer genommen. Bekam z. B. einer der Gefangenen in der Nacht Durst, so weckte ein Wächter einen Diener, der bereitwillig Wasser brachte. Einst entstand nach Mitternacht ein so heftiges Erdbeben, daß das ganze Gefängniß wankte. Sogleich kamen die Wächter mit Laternen herbei und baten die Russen, ruhig zu sein, denn die Erdbeben seien in Matsmai allerdings häufig, aber nicht gefährlich. Wie menschenfreundlich erscheint diese Theil-

und heimtückischste von allen, brachte die Schreckensbotschaft: „Kapitän Golownin und die übrigen Russen sind getödtet.“ Auf die Aussage eines Mannes hin durfte Ricord nicht handeln, und er beschloß daher, einige Japaner gefangen zu nehmen und sich bei ihnen weiter zu erkundigen. Das nächste Schiff, das sich zeigte, wurde von einem Boot geentert. Die meisten der Mannschaft sprangen ins Meer, wo neun von ihnen ertranken, aber des Eigenthümers, eines Kaufmanns Takatai Kachi, bemächtigten sich die Russen. Dieser Fang war ein höchst glücklicher. Takatai war ein eben so gebildeter als wackerer Mann, ein Freund der Fremden und von Herzen geneigt, das Seinige zur Befreiung Golownin's beizutragen. In Kamtschatka, wohin die vorgerückte Jahreszeit zurückzukehren zwang, verständigten sich die Russen mit diesem klugen und wohlwollenden Japaner vollkommen. Daß die Gefangenen alle lebten, erfuhr Ricord durch Takatai bereits in der Bucht von Kunaschir.

Als Ricord im Vorsommer wieder vor jener Festung erschien, hatte sich dort wenigstens so viel geändert, daß man nicht auf ihn schoß. Nachrichten von den Gefangenen einzuziehen wollte nicht gelingen, und Ricord wurde darüber so erbittert, daß er seinem japanischen Freund mit dürren Worten erklärte, er glaube von ihm hintergangen zu sein und werde ihn mit nach Ochotzk zurücknehmen. Seine Heftigkeit verschaffte ihm einen Beweis von japanischem Ehrgefühl. Takatai antwortete kalt: „Es steht nicht in deiner Macht, mich nach Ochotzk mitzunehmen“, verrichtete vor einem Heiligenbilde ein langes Gebet und übergab das Bild nebst seinem Säbel einem Matrosen, damit er beide seinem Sohn und Nachfolger einhändige. Ricord ließ seinen Entschluß natürlich fallen und Takatai erklärte ihm nun sein Benehmen. „Ich war fest entschlossen“, sagte er, „einen Selbstmord an mir zu begehen. Als Beweis der Ausführung desselben schnitt ich den Haarbüschel von meinem Kopfe und legte ihn in das Kästchen meines Heiligenbildes. Dies bedeutet nach unsern Sitten, daß Derjenige, von dem die Haare kommen, sein Leben mit Ehren geendet, das heißt sich den Bauch aufgeschlitzt habe. Die Haare werden mit eben den Feierlichkeiten zur Erde bestattet, als ob es der Leichnam selbst wäre. Da du mich Freund nennst, so will ich dir nichts verhehlen. Meine Erbitterung ging so weit, daß ich dich und den ältesten Offizier tödten und es nachher der Mannschaft selbst anzeigen wollte. Im Schlafe hätte ich dich nicht gemordet, nein, ich wäre offen zu Werke gegangen.“

In dieser Zeit war in Jeddo die Sache der Gefangenen bereits entschieden. Was sie über die Mißbilligung von Chwostow's Gewaltthaten durch die russische Regierung und über ihre eignen Absichten bei ihrem Besuch in Japan ausgesagt hatten, war durch die Erklärungen der aus Kamtschatka zurückgekehrten Japaner bestätigt worden. Ricord bemerkte diesen günstigen Umschwung an dem Benehmen des Statthalters. Man ließ ihn Wasser schöpfen und schickte ihm Fische und andere Lebensmittel, für die jede Bezahlung zurückgewiesen wurde. Am 27. Juli 1813 kam einer der gefangenen russischen Matrosen nach Kunaschir und mit ihm ein japanischer Beamter. Man erfuhr so zu gleicher Zeit, wie die übrigen Gefangenen sich befänden und welche Bedingungen die japanische Regierung stelle. Der letztern

Trotz aller dieser Freundlichkeit und Theilnahme kamen die Russen in der Hauptsache um keinen Schritt weiter. Man gab ihnen einen Erlaß der Regierung mit, in dem sie benachrichtigt wurden, daß der christliche Glaube in Japan streng verboten sei, also auch europäische Schiffe außer in Nagasaki nirgends gelitten und mit Kugeln vertrieben werden würden. Man wünsche keinen Handel mit auswärtigen Ländern, denn an nöthigen Dingen leide man keinen Mangel. In Nagasaki lasse man blos solche Ausländer zu, mit denen Japan lange in Verbindung stehe, und dulde sie nicht des Gewinnes wegen, sondern aus andern wichtigen Ursachen. „Aus euren frühern oft wiederholten Bitten", schloß der Erlaß, „sehen wir, daß ihr die Gebräuche unseres Landes mit den eurigen vergleicht, doch hierin irrt ihr sehr. Daher ist es besser, einer Handelsverbindung künftig nicht mehr zu erwähnen." Die Russen ließen sich dies gesagt sein und erneuerten ihre Versuche nicht wieder, bis eine andere Nation, deren Reich unter den Großstaaten der Erde das jüngste ist, Japan erschlossen hatte.

Die Engländer bewiesen bei ihrem Streben, Zugang in Nagasaki zu gewinnen, größere Beharrlichkeit. Im Jahre 1791 zeigte sich der „Argonaut", ein Kauffahrer, der Cook's Entdeckungen an der Nordwestküste von Amerika benutzt hatte, um sich kostbare Pelze zu verschaffen. Der Kapitän hoffte einen Tauschhandel eröffnen zu können, wurde aber abgewiesen, nachdem man ihn auf seine Bitten mit Holz und Wasser versehen hatte. Broughton, der in den Jahren 1795—1797 nautische Vermessungen der Küsten und Untersuchungen der Meere um Japan auszuführen hatte, wurde ganz ebenso behandelt. Die nächsten Christen, welche mit Japan in Verkehr traten, waren Nordamerikaner. Sie kamen indessen nicht unter eigner, sondern unter holländischer Flagge. Holland war in dieser Zeit von den Franzosen unterworfen worden, und die holländischen Behörden in Batavia fürchteten mit Recht, daß Schiffe ihrer Nationalität von den englischen Kreuzern weggenommen werden würden. Sie mietheten ein Newyorker Schiff, die „Elisa", unter Kapitän Stewart, und dieses machte 1797 die gewöhnliche Fahrt nach Desima. Die Japaner geriethen in keine geringe Verwirrung, als ein Schiff in den Hafen einsegelte, das die holländische Flagge führte und dessen Mannschaft gleichwol nicht holländisch sprach. Der holländische Handelsvorsteher suchte ihnen den Zusammenhang zu erklären, und sie willigten endlich ein, das Schiff als ein holländisches zu betrachten, obgleich seine Erläuterungen ihnen unverständlich blieben. Als Stewart im nächsten Jahre wiederkam, stieß sein Schiff bei der Abfahrt im Hafen an einen Felsen und ging unter. Um die Ladung, die aus Kupfer und Kampher bestand, zu retten, verwendete man Taucher, aber zwei derselben erstickten durch die Gase, die sich aus dem schmelzenden Kampher entwickelten. Die Amerikaner wußten keinen Rath weiter, und ein einfacher japanischer Schiffer war es, der ihr Schiff rettete. Er legte neben dasselbe auf jede Seite siebzehn Boote und befestigte sie an das Schiff und untereinander mit starken Tauen. Auf dieselbe Art setzte er einen Küstenfahrer mit dem Stern der „Elisa" in Verbindung und wartete nun, bis sich ein starker Seewind mit einer Hochflut verband. Sobald dies geschah, ließ er alle Fahrzeuge die Segel entfalten und zog das gesunkene Schiff glücklich in seichtes Wasser, wo es

antwortlich gemacht, obgleich er sich in Jeddo befand, und mit hunderttägigem Gefängniß bestraft. Um sich wieder in Gunst zu setzen, erbat er sich vom Staatsrath die Erlaubniß, dem unschuldigen Sohn des Statthalters ein Geschenk von 2000 Kobangs (etwa 26,500 Gulden C.-M.) machen zu dürfen. Der Staatsrath gab ihm die Erlaubniß dazu und bemerkte ihm zugleich, damit er nicht wiederholte Bitten zu stellen gezwungen sei, wolle man ihm gleich jetzt vergönnen, daß er sein Geschenk jährlich wiederholen dürfe. Diese Andeutung war ein Befehl und der Fürst hatte mithin eine lebenslängliche Entschädigung zu bezahlen.

Die Verlegenheiten der Holländer sollten noch größer werden. Im Jahre 1811 wurde Batavia von den Engländern genommen und der Statthalter Jansens zu einem Vertrage gezwungen, durch den die Engländer Java „mit allem Zubehör" erhielten. Es unterlag keinem Zweifel, daß Desima unter diesem Zubehör mit begriffen war, und der englische Statthalter von Java, Sir Stamford Raffles, schickte sich daher an, Besitz zu ergreifen. Er wählte die mildeste Form, indem er 1813 zwei Schiffe, dieselben, welche den jährlichen Zwischenhandel besorgten, abgehen ließ und ihnen einen neuen Handelsvorsteher, den Holländer Cassa, mitgab, damit er Doeff, der bereits das Doppelte der gebräuchlichen Zeit in Desima zugebracht hatte, ablöse. Doeff ließ sich indessen nicht vertreiben. Er stellte sich, als glaube er weder an die Eroberung Hollands durch die Franzosen, noch an den Verlust Javas, und als halte er die beiden Schiffe für Nordamerikaner, die wie schon früher einmal von dem Statthalter von Batavia gemiethet worden seien. Da die japanischen Beamten seiner Auffassung beitraten und die Engländer keine Gewalt anwenden konnten, so drang er durch, und es trat nun das merkwürdige Verhältniß ein, daß die kleine Insel Desima der einzige Punkt auf der Erde war, wo es noch holländische Behörden und eine holländische Flagge gab. Der Handel hörte allerdings auf, aber die Japaner waren anständig genug, ihre Gäste so lange mit allem Nöthigen zu versehen, bis der europäische Umschwung erfolgte und der alte Verkehr sich herstellte.

Durch die Besuche der Engländer und Russen hatten die Japaner Bekanntschaft mit zwei andern europäischen Sprachen erlangt. Sie benutzten diese auf ihre Weise, indem sie in allen Küstenplätzen Dolmetscher unterhielten, welche landenden Russen oder Engländern erklären konnten, weshalb man sie zurückweise. Lange bot sich diesen Sprachkennern keine Gelegenheit, ihre Pflichten zu erfüllen, denn die europäischen Schiffe mieden die ungastliche Küste. Im Jahre 1831 wurde aber eine japanische Dschunke durch die Winde von der Küste verschlagen und scheiterte endlich, nachdem sie eine Zeit lang hülflos im Stillen Ocean getrieben hatte, an der nordamerikanischen Westküste, in der Nähe der Mündung des Columbiaflusses. Die Amerikaner nahmen die Schiffbrüchigen freundlich auf und führten sie nach Makao. Dort befand sich der deutsche Glaubensbote Gützlaff, der von den Japanern ihre Sprache erlernte und nicht ruhte, bis er King, einen amerikanischen Kaufmann, bestimmt hatte, ein Schiff auszurüsten, auf dem die Schiffbrüchigen in ihre Heimat zurückgebracht werden sollten. Gützlaff begleitete seine Schützlinge, und mit ihm schiffte sich ein zweiter Glaubensbote, Dr. Parker,

auf dem „Morrison" ein. Man nahm weder Geschütze noch andere Waffen mit und glaubte dadurch den friedlichen Zweck der Reise genug an den Tag gelegt zu haben, um der freundlichsten Aufnahme sicher zu sein. Die Amerikaner begingen indessen den Fehler, nicht in Nagasaki, dem einzigen für Fremde offenen Hafen, sondern in der Bucht von Jeddo zu landen, wo nicht einmal allen japanischen Schiffen der freie Verkehr gestattet ist. Die Landesbehörden ließen sich auf Unterhandlungen ein, und Gützlaff glaubte schon gewonnenes Spiel zu haben, als plötzlich auf den „Morrison" gefeuert wurde. Nicht besser erging es ihm in der Bucht von Kagosima, die zum Fürstenthum Satzuma gehört. Er segelte dann, ohne Nagasaki zu berühren, nach Makao zurück und nahm die schiffbrüchigen Japaner mit.

In dieser Zeit traten zwei Ereignisse ein, welche der japanischen Politik die Aufrechthaltung der Isolirung ihres Landes ungemein erschwerten und auf die Länge unmöglich machen mußten. Das eine Ereigniß war die veränderte Richtung, die der Walfischfang nahm, das zweite der Krieg Englands mit China.

In frühern Zeiten jagte man den Walfisch in dem arktischen Striche des Atlantischen Oceans zwischen Amerika und Europa, um Grönland, Spitzbergen und in den großen Buchten, der Hudsons- und Baffinsbai. Die unausgesetzten Nachstellungen verminderten die großen Thiere dort so, daß der Fang nicht mehr einträglich war und andere Jagdplätze aufgesucht werden mußten. Längere Zeit benutzte man den südlichsten Theil des Stillen Oceans, und dieser Wahl verdanken wir die meisten Entdeckungen in den antarktischen Meeren, die sich an die Namen der Walfischfänger Bristol, Palmer, Powell, Weddell u. s. w. knüpfen. Der reiche Fang lockte immer mehr Schiffe nach jenen Breiten, und so lieferte das gefährliche Gewerbe auch hier geringern Ertrag. Man fing nun an, den Walfisch in dem nordwestlichen Theil des Stillen Oceans aufzusuchen, und namentlich wendeten sich die Nordamerikaner zahlreich nach dem Meere von Ochotzk und den angrenzenden Gewässern. Für Walfischfänger, die nicht selten mehrere Jahre ausbleiben, ist es ein Bedürfniß, in der Nähe des Fangorts eine Küste zu haben, wo sie ihre Vorräthe erneuern können. Der geographischen Lage nach waren die japanischen Inseln in dieser Beziehung am gelegensten, und es ließ sich unschwer voraus sehen, daß die abgehärteten, verwegenen und zu Gewaltthaten geneigten Matrosen dieser Schiffe das japanische Verkehrsverbot nicht achten würden. In der That wurden die Häfen der Inseln von Walfischfängern immer häufiger besucht. Die Behörden boten in solchen Fällen stets Wasser und Holz an, aber die Schiffer begnügten sich damit nicht immer und nahmen sich, was man ihnen nicht freiwillig gab.

In ihrem Kriege mit China waren die Engländer durch die Erfahrung belehrt worden, wie wenig Kräfte dazu gehören, um ein großes ostasiatisches Reich bis in den Staub zu demüthigen. Begnügten sich die Engländer mit der Oeffnung der chinesischen Häfen, die der Friedensvertrag von Nanking (29. August 1842) ihnen gewährte, so blieb ihre Politik, den verschlossenen Osten in den großen Weltverkehr hineinzuziehen, auf halbem Wege stehen. In dem Jahre des Friedens von Nanking hatte die japanische Regierung, durch die häufiger werdenden Zwistig-

holte nur, er dürfe nicht wiederkommen. Cooper fragte darauf, ob er seine japanischen Landsleute Hungers sterben oder ertrinken lassen solle, wenn er sie retten könne? Der Statthalter antwortete, er möge sie in einen holländischen Hafen bringen, aber nie wieder nach Japan kommen. Er sagte dies auf eine milde Art, aber mit vieler Festigkeit, als ob er den Willen des Kaisers ausspreche.

Am fünften Tage erklärte Cooper, daß er zur Abreise bereit sei, nur erlaube ihm der widrige Wind nicht, ins hohe Meer hinauszusegeln. Der Statthalter wollte nicht zugeben, daß Wind und Wetter einen Grund darbieten könnten, die Abfahrt zu verschieben, und fand wirklich ein Mittel, die Ungunst der Elemente zu besiegen. Nachdem Cooper die Anker gelichtet hatte, wurde eine Reihe von Booten an das Schiff angehakt. Man stellte je vier neben einander, und sie bildeten eine so lange Reihe, daß man sie nicht zählen konnte. Sie schienen etwa tausend zu betragen, und ihre Menge setzte die Schiffsmannschaft in Erstaunen. Die Ordnung auf dieser Flotte von Booten war vollkommen. Jedes wurde durch ein einziges Ruder in Bewegung gesetzt, an dem aber mehrere Menschen arbeiteten. Auf diese Art wurde der „Manhattan" vier und eine halbe Meile weit ins Meer hinausgezogen, und der Offizier, der die Japaner befehligte, würde das Bugsiren noch weiter fortgesetzt haben, wenn Cooper ihm nicht gedankt hätte. Die Japaner nahmen den höflichsten Abschied von Cooper, der seine Segel aufzog und gegen Kamtschatka steuerte, während die lange Reihe von Booten mit einer langsamen und zierlichen Schwenkung nach Jeddo zurückruderte.

Der Staat, dessen Bürger Cooper war, erhielt durch die günstige Erledigung des Streits um das Oregongebiet einen langen Küstenstrich am Stillen Ocean. Auch in Kalifornien waren die Pfadfinder aus dem Osten vorgedrungen, und an dem prächtigen Wasserbecken, in das der Sacramento und der San Joaquim ihre Gewässer ergießen, erhoben sich die ersten Gebäude, der schwache Kern, aus dem der Welthandelsplatz San Francisco sich entwickeln sollte. Die holländische Regierung vergaß nicht, in Japan auf diese veränderten Verhältnisse aufmerksam zu machen. Die Antwort des Siogun bestand in der Bitte, daß Holland den übrigen Staaten zwei im Jahre 1846 erlassene Gesetze bekannt machen möge. Das erste schärfte den Fremden die alte Bestimmung ein, daß japanische Schiffbrüchige nur von niederländischen oder chinesischen Schiffen in ihr Vaterland zurückgeliefert werden dürfen. Das zweite war ein unbedingtes Verbot, die Inseln und Küsten des Reichs aufzunehmen. Selbst den Japanern sei dies nicht gestattet, und wie dürften gar Fremde sich unterfangen, die äußern Umrisse eines Reichs zu zeichnen, das zu betreten ihnen verboten sei!

Die neuen Gesetze waren durch abermalige Besuche von Fremden hervorgerufen worden. Im Jahre 1846 kamen fast gleichzeitig zwei Geschwader an die Küste, ein französisches und ein nordamerikanisches. Ueber die Schicksale der französischen Kriegsschiffe, deren Anführer der Admiral Cecile war, haben die amtlichen Zeitungen ein merkwürdiges Stillschweigen beobachtet. Wir erfuhren durch sie weiter nichts, als daß der Admiral nicht den Auftrag gehabt habe, einen Handelsvertrag abzuschließen, und daß der Zweck der Reise allein der gewesen sei, die französische

forderung, zu gehen und nicht wieder zu kommen. Bei ihrer Abfahrt ließen sich die beiden Schiffe von der ganzen japanischen Barkenflotte bugsiren. Die Boote wechselten Signale unter einander und bewegten sich mit großer Ordnung.

Nordamerika unterhielt jetzt in den chinesischen Meeren eine Kriegsflotte, um die Interessen seines Handels wahrzunehmen. Im Jahre 1849 lief bei dieser Meldung ein, daß sechzehn amerikanische Matrosen an der Küste von Japan gescheitert seien und gefangen zurückgehalten würden. Der Befehlshaber der Station ließ sogleich das Kriegsschiff „Preble" unter Glynn abgehen. Als Glynn den Küsten von Japan nahe kam, hörte er, daß auf allen Vorgebirgen Signalkanonen abgefeuert wurden, und sah Nachts auf den Bergen Feuer leuchten. Diese Anstalten bereiteten ihn auf den Empfang vor, der im Hafen von Nagasaki seiner wartete. Kaum hatte er sich am Eingange gezeigt, so fuhren ihm verschiedene große Boote entgegen und befahlen ihm umzukehren. Er durchbrach die Reihen und ankerte an der Stelle, die er dazu ausersehen hatte. In den nächsten Tagen ruderte Boot auf Boot in die Bucht, und jedes war mit Soldaten gefüllt. Diese Truppen bezogen auf den hochliegenden Küsten, welche den Ankerplatz der Amerikaner umgaben, ein Lager. Auf den Bergen führten die Japaner in Zwischenräumen Batterien auf, deren sechzig schwere Geschütze ihre Mündungen drohend auf das fremde Schiff richteten.

Glynn ließ sich durch diese Drohungen nicht schrecken und forderte die Herausgabe der Gefangenen. Zuerst gab man hochmüthige Antworten; doch als der Amerikaner rundweg erklärte, er werde Gewalt brauchen und seine Regierung besitze Mittel genug, die Japaner zu einem menschenfreundlichern Betragen zu zwingen, wurde man höflich und versprach die Ueberlieferung der Gefangenen binnen zwei Tagen. Die Japaner hielten pünktlich Wort und Glynn kehrte auf seine Station an der chinesischen Küste zurück. Die Matrosen waren fast siebzehn Monate gefangen gewesen und erzählten viel von der unmenschlichen und grausamen Behandlung, die man sich gegen sie erlaubt habe. Erinnern wir uns, wie man Golownin und seine Russen, die man für Feinde hielt, behandelte, so müssen wir der Vermuthung Raum geben, daß die Amerikaner, wenn man ihnen wirklich mit unmenschlicher Härte begegnete, durch ihr eignes Betragen volle Veranlassung dazu gegeben haben werden. Ihre Erzählung, daß man sie mit dem Tode bedroht habe, wenn sie nicht das Bild des Erlösers, „des Teufels von Japan", mit Füßen träten, ist ganz bestimmt eine Lüge.

Auf der nordamerikanischen Flotte befand sich ein Offizier, der die verschlossenen Küsten Japans jahrelang nicht aus den Gedanken verlor. Dieser Mann war der Commodore Perry. Als guter Patriot begeisterte er sich für den Plan seiner Landsleute, die Frachtfahrer der ganzen Welt zu werden. Nachdem Kalifornien in Folge der Entdeckung von Goldlagern einen beispiellosen Aufschwung genommen und der nordamerikanische Handel im Stillen Ocean sich in reißenden Fortschritten entwickelt hatte, war der Gedanke gar nicht so ausschweifend, den ganzen Verkehr zwischen dem Osten und Westen über Nordamerika zu leiten. Eine Eisenbahn vom Stillen zu dem Atlantischen Ocean, von den Nordame-

Kaum war der Beschluß der Regierung bekannt geworden, als sich Männer der Wissenschaft aus allen Theilen der Welt erboten, die Reise mitzumachen. Der namhafteste und nützlichste von allen war unser Landsmann Siebold, aber auch er wurde gleich allen übrigen mit seiner Bitte abgewiesen. Der nordamerikanische Bericht über die Expedition sagt mit dürren Worten, daß man gegen den deutschen Gelehrten den Argwohn gehegt habe, er werde viel zu sehr im holländischen, wenn nicht gar im russischen Interesse handeln, um seine Verwendung räthlich zu machen. Hatte man dieses Motiv wirklich, so erklärt sich schwer, wie man die holländische Regierung ersuchen konnte, mittelst des Handesvorstehers auf Desima zur Beförderung der friedfertigen und freundschaftlichen Sendung des Commodore Perry mitwirken zu wollen. Mißtrauen gegen einen Gelehrten, der im Interesse seiner Wissenschaft einer Regierung einmal gedient hat, und volles Vertrauen zu eben dieser Regierung lassen sich miteinander nicht vereinigen. Die Gründe, welche gegen Dr. Siebold sprachen, werden dieselben gewesen sein, durch die der Ausschluß aller Gelehrten überhaupt herbeigeführt wurde. Die Schiffe sollten keine andern als nautische und politische Zwecke verfolgen. Man mußte ihnen eine starke Mannschaft geben, die den ganzen Raum in Anspruch nahm. Die strengste militärische Controle war nothwendig, und von Gelehrten ließ sich nicht erwarten, daß sie sich dem Zwang der Schiffszucht gern unterwerfen würden. Aus diesen Gründen schloß man sie ganz aus.

Am 24. November 1852 lief Perry aus der Bai Norfolk aus und fuhr Mittags am virginischen Vorgebirge Henry vorbei. Als die Sonne in die Wellen hinabsank, verlor er die weißen Dünen des Strandes aus dem Gesicht und nahm auf lange Zeit vom nordamerikanischen Boden Abschied. Die Passatwinde beschleunigten seine Fahrt, so daß er am 13. Dezember in der Bucht von Funchal auf Madeira Anker werfen konnte. Vier Tage später zeigte sich der Pik von Teneriffa in weiter Entfernung über den Wolken. Der Neujahrstag wurde unter der Linie gefeiert. Die Luft hing dunstig und schwer über den Schiffen, kein Lüftchen regte sich, die Hitze war kaum zum Ertragen, von Zeit zu Zeit fiel ein Regen, der aber ebenfalls warm war. Die Taufe, die beim Ueberschreiten der Linie gewöhnlich vorgenommen wird, unterblieb für dieses Mal. Am 10. Januar 1853 legte man unter den nackten Felsen der Jamesbai von St. Helena an. Den Offizieren blieb kaum so viel Zeit, das Grab Napoleon's zu besuchen, denn noch an demselben Abend wurden die Anker wieder gelichtet.

Als am 24. Januar 1853 die Sonne aufging, hatte man die südwestliche Küste von Afrika vor Augen. Der Wärmemesser stand auf 23°, Kormorans und Möven flogen in ganzen Schaaren umher, auf den weißen Sandbänken der Küste standen Pinguins. Weiter landeinwärts zeigten sich Hügel mit Gestrüpp bedeckt, aber keine Spur von Wasser. In der Tafelbai, die man beim Dunkelwerden erreichte, lagen über sechzig große Schiffe, zwischen denen eine Unzahl von Fischerbooten, die mit Malaien oder Chinesen bemannt waren, umherfuhren. Nachmittags setzte der Tafelberg seine Wolkenhaube auf, und die altbekannte Vorbedeutung bewährte sich auch diesmal. Es erhob sich ein Sturm, der die Schiffe wie Nußschalen

Das nächste Reiseziel war Singapur, eine kleine Insel im südlichen Asien, vor der äußersten Spitze der Halbinsel der Malaien, die vor vierzig Jahren noch kaum bekannt war und von Niemand beachtet wurde, und die jetzt eine Stadt mit 63,000 Menschen trägt. Im Jahre 1819 war die Insel das werthlose Eigenthum eines malaiischen Sultans, als Sir Thomas Stamford Raffles mit dem praktischen Blick eines Engländers erkannte, daß an diesem Ort in der unmittelbaren Nähe einer großen Seehandelsstraße und mitten unter einer Menge vereinzelter Niederlassungen eine blühende Kolonie gegründet werden könne. Singapur hob sich rasch, und jetzt ist die Stadt einer der Haupthandelsplätze der indischen Meere geworden. In der Straße von Malakka war Perry sieben amerikanischen Klippern begegnet, im Hafen von Singapur fand er blos einen einzigen unter einer Masse chinesischer Dschunken.

Die weitere Fahrt führte in den chinesischen Archipel. Die Inseln desselben bestehen aus Granitmassen von der schönsten Bildung, und zwischen ihnen bedecken immer Dschunken von allen Größen und Formen, theils mit Fischerei, theils mit Küstenschiffahrt beschäftigt, in allen Richtungen weithin das Wasser. Am 8. April war man in Hongkong und hatte damit den Punkt erreicht, wo die Expedition eigentlich begann, denn hier war der Sammelpunkt für die Schiffe. Die Vereinigung derselben ließ sich jedoch erst in Schanghai vollständig bewirken. In Wu-Schang, an der Mündung des Yangtsekiang, versorgten sich die Schiffe mit Kohlen und nahmen dann die Richtung auf die Gruppe der Liukiu.

In diesem Theile der chinesischen Meere begegnet der Schiffer eigenthümlichen Lufterscheinungen. Die auffallendste ist ein dichter, ganz weißer Nebel, der oft Tage lang das Meer bedeckte, so daß man kaum von einem Ende des Schiffs zum andern sehen konnte. Zuweilen schwebte dieser Nebel 30 — 40 Fuß über dem Meere, so daß man wol den Rumpf, nicht aber die Masten der andern Schiffe wahrnahm. Auch ein Teifun fehlte nicht, der aus Südosten heranstürmte und das Geschwader derb schüttelte.

Am 20. Mai sah man Land und beschäftigte sich diesen ganzen Tag damit, die Waffen in Stand zu setzen. Es war leicht möglich, daß das Spiel ein blutiges wurde, und man übte daher die Matrosen in der Behandlung der Geschütze. Das Land, das man sah, war eine Insel, deren Durchmesser etwa zwei Meilen betragen mochte. Ihr südwestliches Ufer bestand aus Felsen, die senkrecht aus dem Wasser aufstiegen, die übrigen Seiten verflachten sich allmälig zu ausgedehnten Feldern, die, im üppigsten Grün prangend, von Baumgruppen unterbrochen waren und einen höchst anmuthigen Anblick gewährten. Die Amerikaner segelten im Laufe des Tags wol an zwanzig solchen Inselchen vorbei, kamen aber nie nahe genug, um Bewohner wahrnehmen zu können. Gegen Sonnenuntergang ankerten sie in der Bucht von Napa und nun begann ihre eigentliche Mission.

außen abgesperrt hatten, als die vielgepriesene Riesenmauer solches mit dem benachbarten China vermocht. Es kam auf einen Versuch an, ob man zunächst auf den Liukiu die Grundsätze zur Geltung bringen könnte, die im Verkehr der Völker der Neuzeit maßgebend sind.

Der Hafen von Napa, in welchem die Schiffe Perry's sich befanden, war der bedeutendste der ganzen Gruppe und die Insel, zu der er gehört, die größte von allen. Sie wird daher als Groß-Liukiu bezeichnet. Die Aussicht, die man von den Schiffen hatte, war entzückend. Das Ufer war hüglig und prangte im frischesten Grün. Weiter landeinwärts ragten höhere Berge empor, hier und da von Felsen und Klippen unterbrochen, welche vulkanischen Kräften ihr Dasein zu verdanken schienen. Der Kamm dieser Berge war mit Nadelholz bekleidet, während an den Hängen Gärten und Kornfelder abwärts zogen. Gegen Norden erreichten die Berge ihre höchste Höhe und endeten am Ufer in zwei Vorgebirgen, hinter denen man tiefe Buchten vermuthen mußte. Der Pflanzenwuchs machte einen eigenthümlichen Eindruck, denn er vereinigte die kräftige Frische einer englischen Landschaft mit den schönen Formen tropischer Gegenden. Im Hintergrunde der Bucht zeigte sich die Stadt Napa, von den Hügeln schimmerten weiße Flecken, in denen man später Gräber von Kalkstein erkannte.

Fiel der Blick auf das Meer unten, so wurde er noch mehr gefesselt als durch die Schönheit der Landschaft. Das Wasser war von so wunderbarer Klarheit, daß man bis auf den tiefsten Grund sehen konnte, auf dem Korallenfelsen ihre Wunder entfalteten. Wurde ein Boot auf dieses durchsichtige Element ausgesetzt, so hatte die Mannschaft das Gefühl, als schwebe sie über den Gipfeln eines Waldes in der Luft. Die Aehnlichkeit der blauen, violetten, blaßgrünen, gelben und weißen Korallenbildungen mit Bäumen, die der Herbst mit manchfaltigen Farben ausgestattet hat, war wirklich täuschend. Sie traten einander so nahe, daß nur schmale leere Zwischenräume blieben, und jede Korallengruppe bildete Grotten, in denen es von kleinen Fischen wimmelte. Man sah die letztern pfeilgeschwind hin- und herschießen. Einige waren blau wie Lapislazuli, bei andern herrschte ein blendendes Smaragdgrün vor und die Schwänze und Flossen waren mit Gold gesprenkelt. Zuweilen zeigte sich vor den schmalen Eingängen der Korallengrotten ein mächtiger Raubfisch und lauerte, ob nicht einer der kleinern Fische seinen sichern Zufluchtsort verlasse.

Das erste Zeichen, daß man die Amerikaner bemerke, gab eine englische Flagge, die über einem Hause nahe an der Küste in die Höhe stieg. Dort wohnte Dr. Betelheim, ein vom Judenthum bekehrter Glaubensbote aus Pest, der sich in England verheirathet hatte und seit acht Jahren, von frommen englischen Seeoffizieren unterstützt, auf Groß-Liukiu wohnte, ohne bis jetzt einen einzigen Einwohner bekehrt zu haben. Nicht lange, so stellten sich neben seinem Flaggenstocke zwei Personen auf, um die fremden Schiffe zu beobachten, und aus der Stadt eilten viele Menschen, alle mit weißen Regenschirmen, an die Küste. Zwei Stunden später stieß ein Boot ab und ruderte zu der Flotte. Zwei Beamte stiegen an Bord des Flaggenschiffs und überreichten ein rothes Papier, das wol eine Elle lang war.

chinesische Lastträger nach der Küste auf. Ihr nächstes Ziel war Schudy, die Hauptstadt der Insel, die von Napa etwa eine halbe Meile entfernt ist. Die Straße zwischen beiden Orten ist mit Sandsteinblöcken gepflastert und so glatt wie ein europäischer Kiesweg. Das Land zu beiden Seiten ist vortrefflich angebaut. In den Ebenen wächst Reis, die Hügel tragen auf künstlichen Terrassen Gärten und Kornfelder, durch die man kleine Wasserrinnen geleitet hat, die Flüsse sind von dichten Bananenhecken eingefaßt. Oben auf den Hügeln breitet die Pinie der Liukiu, die der Ceder des Libanons ähnlich ist, ihre Zweige wagerecht aus.

In Schudy traten die Amerikaner durch ein hohes hölzernes Thor ein, das zwei Inschriften in chinesischen Schriftzeichen trug. Die Straßen waren von Mauern eingefaßt, die eine cyklopische Bauart hatten. Mörtel hatte man bei ihnen nicht angewendet, aber die Steine sind so gut an einander gefügt, daß das Ganze in einiger Entfernung den Eindruck einer einzigen Masse macht. Hinter diesen Mauern liegen die Häuser, von dichtem Laubwerk halb versteckt. Das Hauptgebäude der Stadt ist das befestigte Schloß, ein massiver Bau auf einer beherrschenden Höhe, um die sich rings schattige Baumgänge ziehen.

Bis hierher hatten die Beamten der Insel ihre Gäste ohne Anstand begleitet. Als die Amerikaner aber keine Miene machten, zu ihren Schiffen zurückzukehren und vielmehr in entgegengesetzter Richtung weiter gingen, wurden die Japaner unruhig und besorgt. Sie gingen noch eine Strecke weit mit, bemerkten dann aber, daß es spät werde und der Weg zu den Schiffen ein weiter sei. Die Amerikaner antworteten ruhig, sie dächten nicht vor dem fünften oder sechsten Tage wieder am Bord zu sein, und die Japaner nahmen diese Bemerkung trotz ihrer Bestürzung ohne Widerspruch hin. Der Weg wandte sich jetzt gegen Osten und führte an dem etwa 600 Fuß hohen Bergrücken aufwärts, der den höchsten Kamm der Insel bildet. Das Steigen war ein um so mühsameres, als der gepflasterte Weg aufhörte und der Boden aus einem nassen Lehm bestand; doch oben bot sich eine reiche Aussicht über das Meer und einen Halbkreis von Hügeln, die ohne Ausnahme bis zum Gipfel angebaut waren. Auf der andern Seite der Bergreihe wurde am Ufer einer tief ins Land eindringenden Bucht übernachtet. Unser Bild zeigt die Amerikaner, wie sie eben ihr Zelt aufschlagen.

Von Nachtruhe war übrigens wenig die Rede, da die vielen Moskitos des Orts unerträglich zudringlich waren und Niemand bis zum Morgen mehr als höchstens eine halbe Stunde Schlaf gestatteten.

Die japanischen Wirthe oder Aufseher der Amerikaner hatten sich in ihr Schicksal ergeben. Ihr ganzes Streben richtete sich dahin, den Fremden jeden Verkehr mit den übrigen Einwohnern abzuschneiden. So oft die erstern einen Ort betraten, waren die Straßen verlassen und die Hausthüren mit Vorsetzern von Bambusrohr verschlossen. Selbst die Kaufbuden standen leer, und die Eigenthümer ließen lieber ihre Waaren ohne Aufsicht, als daß sie sich einer Berührung mit den Fremden aussetzten. Wurde ein Einwohner einmal überrascht, so entfernte er sich unter tiefen Verbeugungen. Die Weiber und Kinder waren stets die Ersten, welche die Flucht ergriffen, und sie suchte man am sorgfältigsten versteckt zu halten. Die

Scene gewiß unverständlich war, sahen zu, ohne daß sie die geringste Unruhe verriethen.

Daß die jetzigen Bewohner auf diese von Fichten bewachsene und nur zum kleinsten Theil urbare Gegend wenig Gewicht legten, zeigte die ärmliche Bauart und Einrichtung der wenigen hier und da zerstreuten Wohnungen. In der Regel standen die Hütten zu zweien und dreien neben einander, und jede enthielt ein einziges, von Rauch geschwärztes und mit dem rohesten Hausrath ausgestattetes Zimmer. In zwei dieser Hütten war sechs Zoll über dem Boden ein Bambusgitter angebracht, auf dem die dicken Matten lagen, welche den Inselbewohnern zum Nachtlager dienen. Dagegen stieß man auf Zeichen, welche deutlich sagten, daß diese Gegend in sehr alten Zeiten eine zahlreiche Bevölkerung getragen haben müsse. An den Rändern ungeheurer viereckiger Felsmassen, zwischen denen tiefe Spalten klafften, waren Gräber in den Stein gehauen. Sie waren sorgfältig gemeißelt, enthielten ein ziemlich geräumiges Gemach und waren an der Seite, die dem Eingang gegenüber lag, mit einem in den Felsen gehauenen Sitz ausgestattet. Mit den jetzigen Gräbern, die ohne Ausnahme über der Erde liegen, haben sie keine Aehnlichkeit. Die Begleiter der Amerikaner wollten oder konnten von diesen Denkmälern einer uralten längst untergegangenen Bevölkerung weiter nichts sagen, als daß sie Gräber der Männer des Teufels seien.

Eine Stunde vom Bannerfelsen entfernt wurde die merkwürdigste Erinnerung an eine verschollene Zeit aufgefunden. Auf einem Vorsprunge, der von der Centralkette in die Ebene hinaustrat, lagen die Trümmer einer Festung. Auf vielen Stellen waren die Mauern so mit Weinranken und Gesträuch überzogen, daß sie sich vom Felsen kaum unterscheiden ließen, doch konnte man die äußere Linie der Befestigungen verfolgen. Sie lief im Allgemeinen von Nordost gegen Südwest und war theilweise wohlerhalten. Hin und wieder sprangen viereckige Basteien vor, deren Vorderseite nicht nach außen, sondern nach innen gebogen war. Durch diese Umfassungsmauer führte ein gewölbtes Thor zu einer Terrasse, auf der ein steinernes Gebäude stand, in welchem die Amerikaner ein Grabmal erkennen wollten. Auf einer steinernen Treppe gelangten sie zu einem zweiten gewölbten Thor, an das sich eine Vorhalle anschloß, und betraten nun das Innere der Festung. An der Nordseite waren Stufen in den Felsen gehauen, die unter den Grundmauern in einer halb mit kaltem Wasser gefüllten Grotte endeten. Der Tag war ein drückend heißer, und die Amerikaner fanden diese Grotte, vor der sich ein undurchdringliches Laubdach wölbte, köstlich.

Alle Bauten dieser alten Festung waren in Kalkstein vorzüglich ausgeführt. Die Steinblöcke hatten häufig vier Fuß im Geviert und waren so sorgfältig behauen und aneinander gefügt, daß man die Fugen kaum wahrnahm. Die Thorbogen hatten eine eigenthümliche Bildung, denn sie waren doppelt. Der untere Bogen bestand aus zwei behauenen Steinen, die fast eine Kegellinie darstellten und in der Mitte auf einander trafen. Darüber wölbte sich der zweite Bogen, der in seiner Form an ägyptische Muster erinnerte und einen regelmäßigen Schlußstein hatte.

Weiterhin weideten auf einer Hochebene mehrere Rinder, die ersten, welche man sah. Pferde zeigten sich hier und da, schienen aber ziemlich selten zu sein. Die Gegend wurde wieder reich bewaldet, die Hügel nahmen runde Formen an und die Ebenen hatten Wellenlinien. In dem Dorfe, wo übernachtet wurde, verriethen die Einwohner solche Neugier, daß sie zu Hunderten, Kopf an Kopf gedrängt, über die Mauer des Hofes blickten, in welchem die Amerikaner ausruhten. Um so größere Vorsichtsmaßregeln trafen ihre Begleiter. Ringsum wurden Feuer angezündet, und der düstere Schein der Fackeln, der sich fortwährend hin und her bewegte, verrieth, daß Wachen umhergingen, um die Fremden zu isoliren. In der ganzen Nacht blieben immer funfzig bis sechzig Japaner neben dem Feuer sitzen und wachten. Da es wenig Moskitos gab, so hatten die Reisenden diesmal eine bessere Nacht.

Am nächsten Morgen betrat man eine anmuthige Ebene, die ziemlich ausschließlich mit Bohnen und süßen Kartoffeln bestellt war. Die Dörfer versteckten sich ganz hinter Bambusgehölz, daß die Wächter ihre gewöhnlichen Mittel, die Amerikaner von den Ortschaften fern zu halten, nicht für nöthig hielten. Blos ein Führer ging voraus, der sich beständig links hielt, so daß es klar wurde, er wähle einen nach Sandy führenden Weg. Die Amerikaner wollten aber weiter und namentlich kam ihnen Alles darauf an, die Bucht kennen zu lernen, die auf ihren Karten als Barrowsbai bezeichnet wurde. Nach einer kurzen Berathung schlugen sie einen Weg ein, der sie dorthin geleiten mußte. Die Eingebornen widersprachen lebhaft, doch als sie sahen, daß auf sie nicht geachtet werde, gaben sie nach und waren eben so willig und zuvorkommend wie vorher.

Hinter einem Hügel, dessen weicher Kalkstein zwei natürliche Grotten bildete, entfaltete sich eine Landschaft, die einen reizenden Wechsel von Nadelholz und Feldern darbot und sowol in ihren Zügen als in ihrem dunkeln Laubwerk mit Gegenden des südlichen Deutschlands viel Aehnlichkeit hatte. Unter den Sträuchern war einer mit kleinen weißen Blüten und mit weichen hellgrünen Blättern und ein anderer mit gelben Beeren von stark aromatischem Geschmack. Neben der Orange trat eine Pflaumenart auf und in den Gärten wurde auch ein 15 Fuß hoher Baum mit milchweißen Blüten, die einen Muskatgeruch hatten, gepflegt.

Barrowsbai war als ein guter Hafen geschildert worden. Sicherheit bietet sie jedenfalls dar, denn die Südwinde werden durch ein hohes Vorgebirge abgehalten, und vier Inseln, die vor dem Eingange liegen, wirken wie Wellenbrecher. Das Wasser scheint jedoch außerordentlich seicht zu sein, so daß größere Fahrzeuge nicht einlaufen können. Es ist zugleich so salzig, daß das Gesicht eines Amerikaners, der ein Bad genommen hatte, nach dem Abtrocknen mit weißen Salztheilchen bedeckt war. Die Gegend war arm und vermochte zum Nachtessen nichts als einige gesalzene Fische, süße Kartoffeln und Zwiebeln anzubieten. Ein Knabe, dem in Gegenwart von andern einige chinesische Münzen angeboten wurden, schlug sie aus, nahm sie aber unter lauten Aeußerungen des Danks, als seine Gefährten sich entfernt hatten. Die Amerikaner sahen daraus, daß die Einwohner sich blos deshalb so zurückhaltend benahmen, weil es ihnen von ihren Behörden befohlen

wurde. Am Abend nahmen sie bei ihrem Führer ein Papier wahr, das er mit Notizen über die Reise beschrieben hatte. Er mußte viel Merkwürdiges bemerkt haben, da sein Bericht bereits eine Länge von mehreren Ellen hatte.

Der nächste Tag war der vierte, und man mußte an die Rückkehr denken. Es wurde beschlossen, quer durch die Insel zu gehen, um womöglich den Melville-Hafen zu erreichen. Die japanischen Begleiter schlugen eine östliche Richtung vor, aber gerade dies bestimmte die Nordamerikaner, sich westlich zu halten und einem Pfad zu folgen, der in die Wälder, welche auf dem westlichen Abhange der Insel vorherrschen, mitten hineinführte. Sie hatten ihre Wahl zu bereuen. Der Pfad, den sie gewählt hatten, war ein Holzweg und seit langer Zeit nicht betreten worden. Unten auf dem Boden war Unterholz üppig aufgeschossen und über diesem hatten große rothe haarige Spinnen von Baum zu Baum ihre Netze gezogen. Dabei stieg der Weg in gerader Linie die Höhen hinauf und herunter und war oft so steil, daß man die Hände zu Hülfe nehmen mußte. Die japanischen Lastträger benahmen sich bewundernswürdig. Die Chinesen, welche die Amerikaner begleiteten, hatten sich gleich am ersten Tage ermattet gestellt und waren von keinem Nutzen gewesen, aber die Japaner der Insel, lauter Burschen von zwölf bis sechzehn Jahren, schleppten ihre schwere Last unverdrossen die steilsten Berge hinan und verriethen nie durch ein Wort oder einen Blick Unzufriedenheit. Merkwürdiger Weise schwitzten sie nie und nicht einmal trank einer von ihnen während des ganzen Tagemarsches. Erst Abends löschten sie ihren Durst mit Thee, der das einzige Erfrischungsmittel der Insel ist. Kann man ihn einmal nicht haben, so trinkt man heißes Wasser, aber kaltes nie. Wahrscheinlich gilt das letztere für ungesund.

Der Ort, wo diesmal nach einem mühseligen Marsche übernachtet wurde, war der lieblichste der ganzen Insel. An der Seite eines schroffen Vorgebirges klebte ein Dorf, von Pinien, Bananen und Sagopalmen ganz überwuchert. Hinter ihm öffnete sich ein reizendes Thal, hinter dem sich ein Fluß unter Pinien zwischen grünem Rasen hindurchwand. Das Ganze war eine landschaftliche Idylle, wie man sie selten sieht. Man glaubte einen englischen Garten mit tropischem Pflanzenwuchs vor sich zu haben, und dabei waren die Häuser so behäbig und so reinlich, daß der Eindruck noch vermehrt wurde. Der Kungkwa oder die öffentliche Herberge, die zur Aufnahme der Amerikaner bestimmt war, lag auf der Spitze des Vorgebirges, und sein rothes Ziegeldach glänzte weithin in der Sonne. Das Anfangsbild dieses Abschnittes zeigt, wie einladend und gemüthlich man diese Gebäude auf den Liukiu in ihre grüne Umgebung hinzustellen versteht.

Ihre innere und äußere Einrichtung ist stets dieselbe. Auf drei Seiten zieht sich eine offene Halle (Veranda) um das einstöckige Gebäude, das aus einem Hauptzimmer und mehreren Nebengemächern besteht. Das Hauptzimmer ist mit den feinsten Matten belegt und mit dem Hausgeräth der besseren Privatwohnungen ausgestattet. In der Nähe steht ein Nebengebäude, das die Küche und das Zimmer für die Dienerschaft enthält. Ein größerer oder kleinerer Garten mit Sagopalmen und Blumen fehlt nie.

Der weitere Weg führte nach der Versicherung der Japaner an der Küste hin. Die Amerikaner faßten zum zweiten Male Argwohn, daß man ihren Blicken irgend etwas Merkwürdiges entziehen wolle, und wandten sich ins Innere. Sie geriethen in Sümpfe, auf die steile, dicht mit Gebüsch bewachsene Berge folgten, und mußten unter dem etwas boshaften Lachen ihrer Begleiter an den Strand zurückkehren. Als sie die Richtung, der sie hartnäckig den Vorzug gaben, noch einmal einschlugen, nahm sie ein Urwald auf, der sich meilenweit ausdehnte. Einige pittoreske Naturerscheinungen waren ihre Entschädigung. Die merkwürdigste war ein Felsenthor, in welchem ein Strom verschwand, um funfzig Schritt weiter wieder hervorzutreten. Allem Anschein nach hatte ein Erdbeben die Felsen des engen Flußthales erschüttert, und durch herabstürzende Blöcke war das Thor enstanden. In dieser Wildniß traf man mehrmals auf Spuren von wilden Schweinen, die in diesem Theil der Insel häufig sein sollen, ohne eines der Thiere selbst zu sehen.

Der weit größte Strom, auf den man bisher gestoßen war, wurde auf einer steinernen Brücke von drei Bogen überschritten. Die mächtigen Pfeiler hatten noch einen dreieckigen Ausbau, um sie gegen den Andrang der Wellen nach Regengüssen besser zu schützen. Die Abhänge des Thales fielen fast senkrecht ab und trugen trotzdem den üppigsten Pflanzenwuchs. Nach dem Meere zu erhoben sich mächtige Klippen über dem Flusse, in die wieder Felsengräber eingemeißelt waren. Die Anstrengungen dieses Tages waren so groß gewesen, daß die Amerikaner in der Nacht keine Wachen mehr ausstellten. Sie hätten dies überhaupt immer unterlassen können, da ihre Wirthe in dieser Beziehung mehr als zuviel thaten. In der Nacht hörten sie fortwährend, wie der Regen auf die Dächer des Kungkwa niederfiel. Die Japaner waren nicht minder ermüdet gewesen und schlugen am andern Morgen vor, einen Rasttag zu halten. Um den Amerikanern recht eindringlich zu machen, was ihrer harre, nahmen sie mehrmals die Stellung von Menschen an, die im Schlamm ausgleiten und niederfallen. Ihre Vorstellungen halfen jedoch nichts und sogleich fügten sie sich mit der besten Laune in den fremden Willen. Sie bereiteten sich zum Marsche, indem sie einen Ueberwurf umlegten, der mit dem Schaffell der römischen Hirten Aehnlichkeit hatte. Der Weg war indessen nicht so schlimm, als man gefürchtet hatte, und nach einiger Zeit hörte der Regen auf. Das einzige Bemerkenswerthe, was man auf dem kurzen Wege zum Meere sah, waren zwei steinerne Brücken über Seearme, deren Wellenbrecher dem Meere zugekehrt waren.

Um zwei Uhr war man wieder im Hause des Dr. Betelheim, von dem man ausgegangen war. Man hatte im Ganzen 24 deutsche Meilen gemacht und etwas mehr als die Hälfte der Insel kennen gelernt. Die Gegend südlich von Napa und die nördlichen Gebiete zu beiden Seiten des Hafens Melville blieben einer spätern Erforschung vorbehalten. Dr. Betelheim theilte noch mit, daß die alte Festung, von der vorhin die Rede war, früher eine königliche Residenz gewesen sei. Auf den Liukiu habe es früher sieben Königreiche gegeben, jedes mit einem Schloß.

Was die geologischen Verhältnisse betrifft, so waren sie einfacher Natur. Man fand Kalkstein, Thonschiefer und Granit von grauer Farbe, die zuweilen

das Signal gab, ruderten alle Boote zugleich in einer imposanten Linie zum Ufer und setzten in dem kleinen Dorfe Tumai, eine halbe Meile von Schudy, Geschütze, Matrosen und Marinesoldaten ans Land. Die letztern bildeten sogleich unter den Pinien der Landstraße eine regelmäßige Linie und erwarteten den Commodore. Als Alles geordnet war, bestieg Perry seine Barke und näherte sich, von vielen Hunderten von Zuschauern beobachtet, dem Lande. Nun bildete sich der Zug. Zwei Feldgeschütze, über denen amerikanische Banner wehten, fuhren voran. Dann folgte die Musik des Flaggenschiffs mit einer Kompagnie Marinesoldaten. Die nächste Abtheilung des Zuges bestand aus Perry und seinem Gefolge. Der Commodore saß in einem Tragsessel, an dem europäische Augen gewiß viel auszusetzen gehabt haben würden, da der Schiffszimmermann ihn gearbeitet hatte. Den Inselbewohnern imponirte er vielleicht, da er in großen Verhältnissen angelegt, mit Malereien und Vergoldung bedeckt war und rothe und blaue Teppiche weit von ihm herunter hingen. Acht chinesische Lastträger trugen die gewaltige Maschine, neben der ein in einen Pagen verwandelter Schiffsjunge, ein chinesischer Aufwärter und Wachen gingen. Sechs andere Lastträger folgten mit den Geschenken für den Regenten, und an sie schlossen sich die Offiziere der Flotte, eine zweite Musikbande und noch eine Kompagnie Marinesoldaten an.

Die Eingebornen waren in Menge herbeigeströmt und füllten beide Seiten der Landstraße. Sie gehörten fast ohne Ausnahme zu der untersten Klasse und sahen ärmlich aus. Viele von ihnen gingen, abgesehen von einem um die Hüften geschlungenen Tuche, ganz nackt. Auffallend war es, daß man unter diesen Tausenden von Zuschauern nicht eine einzige Frau sah. Keiner verrieth Furcht und jeder war bestrebt, den hinter ihm Stehenden die Aussicht nicht zu verderben. Die vordersten Reihen knieten nieder, die auf sie folgenden standen gebückt da, und erst die letzten behielten ihre aufrechte Stellung, so daß Jeder sehen konnte. Die Neugierigsten verließen ihren Platz, sobald der Zug vorüber war, und liefen auf Nebenwegen voran, um den nie gesehenen Anblick noch einmal zu haben.

Auf dem Landungsplatze wurden die Amerikaner blos von einem Beamten bewillkommt, demselben, der den Führer ihrer Reisegesellschaft gemacht hatte. Die vornehmen Würdenträger hatten sich am Thor von Schudy zum Empfang versammelt. Der Regent stand mit seinen drei Staatsräthen an der Spitze und alle trugen ihre besten Kleider. Nach einer kurzen Begrüßung betrat man die Hauptstraße der Stadt. Der Regent begleitete den Commodore, sein Gefolge schloß sich an. Die niedrigere Dienerschaft trug entweder Sonnenschirme oder Schalen mit Erfrischungen. Die Hauptstraße war ganz leer von Menschen und man konnte so die übertriebene Reinlichkeit bemerken, die man bei dieser feierlichen Gelegenheit für nöthig gehalten hatte. Nicht genug, daß nirgends ein schmutziger Fleck zu sehen war, hatte man sogar den geringsten Staub sorgfältig entfernt. In einer Seitenstraße, die in den Hauptweg einmündete, war eine große Menschenmenge versammelt, und hier spielte der letzte Versuch, die Amerikaner nicht in das königliche Schloß, sondern in die Wohnung des Regenten zu führen. Sie war in der Nähe und der Commodore wurde eingeladen, dort ein Frühstück anzunehmen. Hätte er

eingewilligt, so würde er das königliche Schloß nicht betreten haben. Sein Dolmetscher besaß Takt genug, die Einladung nicht zu hören, und ging gerade auf das Schloß zu. Man hatte so fest auf das Gelingen dieser letzten List gerechnet, daß die Thore desselben verschlossen waren. Dadurch entstand ein Aufenthalt, denn man mußte erst öffnen lassen und Vorbereitungen zum Empfang treffen. Die Geschütze und die Marinesoldaten blieben vor dem Eingange zurück, und während der Commodore durch das erste Thor schritt, präsentirten die Soldaten die Gewehre, die Fahnen wurden gesenkt und die Musik spielte: Heil Columbia!

Das königliche Schloß liegt auf einer Höhe und man mußte zu einer zweiten Mauer und einem zweiten Thor emporsteigen. Das letztere führte zu dem Vorhofe des Palastes, um den sich Gebäude zogen, die von Dienern und ähnlichen Angehörigen des Hofstaats bewohnt zu sein schienen. Auf der östlichen Seite zeigte sich ein zweites Thor, das die Form einer chinesischen Ehrenpforte hatte und aus zwei Bogen bestand. Durch den Bogen zur Rechten, der nur von vornehmen Personen betreten werden darf, wurde Perry geführt. Er hatte jetzt den Haupthof erreicht, der abwechselnd mit Kies und mit Ziegeln gepflastert und von einfachen hölzernen Gebäuden von einem Stockwerk Höhe umgeben war. Auf der nördlichen Seite lag der große Empfangssaal, alle übrigen Seiten waren mit Schirmen verstellt, hinter denen man die Königin und ihre Hofdamen vermuthete.

Sowie man den Saal betreten hatte, wurde der Commodore zu einem Stuhl geführt, der auf der rechten Seite und am obern Ende des Gemachs stand. Die Offiziere nahmen in der Reihenfolge ihres Ranges neben ihm Platz. Der Regent setzte sich mit seinen Staatsräthen gegenüber und hinter ihm stellten sich seine Diener in einer doppelten Reihe auf. Die Dolmetscher standen zwischen dem Commodore und dem Regenten. Die Sitze glichen unsern Feldstühlen und waren aus dunklem Holz gearbeitet und mit Firniß überzogen. Den Amerikanern blieb vollauf Zeit, sich die Einrichtung des Saales anzusehen, die übrigens eine sehr einfache war. Den Hauptschmuck der Wände bildete eine große rothbemalte Tafel, auf der in chinesischen Schriftzeichen zu lesen war: Der erhabene Raum der duftenden Feste.

Man begrüßte sich und dann wurden Tische gebracht, auf die man Erfrischungen stellte. Man hatte den Besuch an diesem Orte nicht erwartet und so wurde nichts als schwacher Thee und zäher Pfefferkuchen herumgereicht. Perry eröffnete die Unterredung, indem er den Regenten auf sein Schiff einlud und ihn bat, selbst zu bestimmen, ob er vor der nahen Abfahrt der Schiffe kommen, oder bis zu ihrer baldigen Rückkehr warten wolle. Der Regent überließ seinem Gast die Entscheidung, und dieser wählte nun den fernern Zeitpunkt, womit sein Wirth sehr zufrieden zu sein schien. Die nächste Ceremonie bestand darin, daß der Regent verschiedene große rothe Karten in die Hand nahm, die man auch in China bei feierlichen Gelegenheiten sieht, mit seinen drei Staatsräthen aufstand, einige Schritte vortrat und eine tiefe Verbeugung machte. Der Commodore gab diese Höflichkeit zurück und bot dann dem Regenten alle Gegenstände an, deren er etwa bedürfe, vorausgesetzt daß er sie auf seinen Schiffen habe. Die vier Würdenträger antwor-

Als das Essen vorüber war, bildete sich der Zug wieder in der frühern Weise. Die Würdenträger gaben bis zum Thor der Stadt das Geleit. Draußen äußerte sich die Seemannsnatur, indem einige der jüngsten Offiziere vier Ponies in Beschlag nahmen und die kleinen, aber äußerst lebhaften Thiere bestiegen. Die würdige Haltung des Zugs ging dadurch verloren, aber der Commodore ließ sie gewähren, und eine Störung entstand weiter nicht.

Perry hatte alle Ursache, mit diesen ersten Resultaten seiner Expedition zufrieden zu sein. Die Erfahrung hatte ihm jetzt gezeigt, daß sein Verfahren das richtige sei. Er handelte consequent nach dem Plan, jeden Schritt, den er thun wollte, vorher nach allen Seiten hin zu überlegen und den Japanern, nachdem er mit seinen Erwägungen fertig geworden war, anzukündigen, was demnächst geschehen werde, sich dann aber durch keine List und keine Lüge von seinem Entschlusse abbringen zu lassen. Schon auf den Liukiu zeigte es sich, daß diese ruhige Festigkeit den Japanern Achtung abnöthigte. Ihr Benehmen gegen ihn wurde ein anderes, wenn sie auch hin und wieder noch Versuche machten, ihr altes System für den Verkehr mit Fremden auf ihn anzuwenden. So lehnten sie jede Bezahlung für die gelieferten Lebensmittel ab, allein Perry brauchte blos zu erklären, es sei nirgends Sitte amerikanischer Kriegsschiffe, sich Geschenke machen zu lassen, und sie nahmen sein Geld. Das war ein großer Sieg, da die Japaner seit Jahrhunderten zum ersten Male einen Fremden nicht als einen untergeordneten Bittenden, dessen Noth zu lindern Pflicht der Menschlichkeit sei, sondern als einen Gleichberechtigten betrachteten.

Während des Aufenthalts auf den Liukiu wurden die Mannschaften Tag für Tag im Schiffs- und Kriegsdienst geübt. Zweimal fand eine Musterung statt, bei der die Boote mit ihren Geschützen sich in Linie aufstellten und dann Bewegungen ausführten. Für die Einwohner hatte dieses Schauspiel ein großes Interesse. Wo ihre eignen Kriegsmittel sich befanden, wurden die Amerikaner nicht gewahr. Nie zeigten sich Soldaten, niemals ließ sich auch nur ein Gewehr sehen. Daß man auf den Inseln den Gebrauch der Feuerwaffen kannte, wußten die Amerikaner und sahen es auch daran, daß die Einwohner, wenn geschossen wurde, keine Theilnahme oder Neugier an den Tag legten. Nur das überraschte sie, daß beim Abfeuern eines Gewehres vom Zündloche kein Rauch aufstieg. Sie hatten mithin noch keine Percussionsschlösser gesehen.

Commodore Perry beabsichtigte von den Liukiu aus die Bonin-Inseln zu besuchen. Er bestimmte für diese Fahrt zwei seiner Schiffe, „Susquehanna" und „Saratoga", und ließ den übrigen Theil des Geschwaders zurück. Kapitän Lee, auf den als nächsten Offizier der Oberbefehl überging, erhielt die Weisung, den Verkehr mit den Einwohnern in der alten freundlichen Weise fortzusetzen und seinen Leuten nicht die geringste Unordnung zu gestatten. Am Ufer wurde ein Zelt errichtet, in dem einer der Seekadetten regelmäßige Beobachtungen der Ebbe und Flut anstellte. Das Resultat war, daß der Unterschied zwischen dem höchsten und niedrigsten Wasserstande etwa sechs Fuß betrug.

Bei der Abfahrt umsegelte Perry den südlichen Theil der Küste, der bergig

Die Südostbucht auf der Peel-Insel (Bonin-Inseln).

II.

Die Bonin-Gruppe.

Frühere Besitznahmen der Inseln. — Ihre Entdeckung durch die Japaner. — Beechey und Lütke. — Nathaniel Savory, ein moderner Robinson. — Zweck von Perry's Besuch. — Die Ansiedlung am Lloydhafen. — Erforschung der Peel-Insel. — Felsen und Abgründe. — Die Pflanzenwelt. — Spuren vulkanischer Einwirkungen. — Ein erloschener Krater. — Die Thierwelt. — Die Insel Stapleton. — Die Insel der Täuschung und die Borodinos.

Die Bonin-Inseln bilden drei Gruppen, die zwischen 26° 3′ und 27° 45′ n. Br. in fast gerader Linie von Süden gegen Norden liegen. Port Lloyd, der Hafen der mittlern Gruppe, in dem die Amerikaner ihre Anker auswarfen, liegt unter 142° 16′ 30″ östl. L. Diese mittlere Gruppe, die man vorzugsweise die Bonin

neuen Zeit selbst auf rohe Gemüther üben, ist so groß, daß viele Matrosen ihm nicht zu widerstehen vermögen. Von den Walfischfängern, die jeden Winkel dieser Meere nach ihrer seltener werdenden Beute durchspähen, stehlen sich häufig Leute fort, um ihr Leben unter den Palmen einer einsamen Insel zu beschließen. Eben so oft bestehen diese Robinsons der Gegenwart aus schlechten Matrosen, die der Kapitän fortjagt, und es mischen sich auch entwichene Sträflinge aus Australien unter sie. Die Ansiedler, welche die Peel-Insel im Jahre 1830 erhielt, gehörten zu der achtbaren Klasse. Sie kamen von den Sandwichs-Inseln und brachten mehrere der dortigen Kanakas, außerdem Eingeborne von den Marquesas und Tahitier mit. Zu ihrer Ansiedlung wählten sie den Hafen der Peel-Insel, der etwa in der Mitte der westlichen Küste liegt und von Beechey den Namen des Lloyd-Hafens erhalten hat.

Zu ihrem Oberhaupte schwang sich der Nordamerikaner Nathaniel Savory auf. Er gab der Insel eine Verfassung und Gesetze, die an Einfachheit ihres Gleichen suchen. Sich selbst ernannte er zum Präsidenten, zwei seiner Begleiter zu Ministern und übernahm mit diesen beiden Gehülfen die ganze vollziehende, gesetzgebende und richterliche Gewalt. Die Pflichten der Staatsbürger — Rechte ertheilte er ihnen nicht — bestimmte er in dreizehn Paragraphen, welche besagen, daß jeder Einwohner etwaige Streitigkeiten der Behörde vorlegen müsse, keinen Matrosen eines Walfischfängers zum Ausreißen verleiten dürfe und sich jeder Beschädigung fremden Eigenthums zu enthalten habe. Das Ganze krönte die stolze Erklärung, daß die Niederlassung von Port Lloyd lediglich auf ihre eignen Kräfte baue und weder die Hülfe eines fremden Staats beanspruche, noch angebliche Eigenthumsrechte eines solchen auf die Peel-Insel anerkenne.

Perry besuchte die Bonin-Gruppe zu politischen und zu Handelszwecken. Die Vereinigten Staaten haben ein hohes Interesse, in den Gewässern der Südsee festen Fuß zu fassen. Bis jetzt besitzen dort die Engländer die Uebermacht und neben ihnen greifen die Franzosen von Jahr zu Jahr stärker um sich. Der Einfluß, den die Nordamerikaner auf den Sandwichs-Inseln errungen haben, genügt nicht, um ein Gleichgewicht herzustellen. Eine Besitznahme der Bonin-Gruppe wäre ihnen daher sehr wünschenswerth, und zwar um so mehr, als diese Gruppe in der Linie der großen Verkehrsstraßen liegt. Ein Schiff, das von San Francisco nach Schanghai segelt, hat zwei natürliche Haltpunkte: die Sandwichs und die Bonin. Von Kalifornien zu den Sandwichs hat man 465, von den Sandwichs zu den Bonin 733, von den Bonin bis Schanghai 240 Meilen, also zusammen 1438 Meilen, die man, auf den Tag 53 Meilen gerechnet und mit dem nöthigen Aufenthalte in den Häfen, in dreißig Tagen zurücklegen kann. Von Schanghai nach London braucht man 52—55 Tage. Die Regierung der Vereinigten Staaten wollte eine regelmäßige Verbindung zwischen Schanghai und San Francisco einrichten und hatte Perry den Auftrag gegeben, zu ermitteln, ob die Bonin Kohlen besäßen oder zu einer Kohlenstation benutzt werden könnten. Abgesehen von diesen Interessen der Zukunft hatte man ein naheliegendes Bedürfniß zu befriedigen. In dem Meere zwischen den Bonin und Asien, namentlich in dem an Japan an-

grenzenden Theile, giebt es viele Walfische, und eine Art, der Höckerwalfisch, besucht die Küsten der Bailey-Gruppe in der Zeit zwischen November und Mai, in der das weibliche Thier seine Jungen wirft. Perry's Besuch stiftete Nutzen genug, wenn er einen Zufluchtshafen für diese Schiffe nachwies, wo man Vorrathshäuser anlegen konnte.

Beim Heransegeln trat die Entstehung der Peel-Insel durch vulkanische Kräfte deutlich vor die Augen. Vor der Küste ragten Felsblöcke aus dem Meere, die von Erderschütterungen dorthin geschleudert worden waren und gleich den Vorgebirgen die groteskesten Formen hatten, bald wie Schlösser und Thürme, bald wie Fabelthiere aussahen. In die unterseeischen Felsenriffe hat glühende Lava Oeffnungen gerissen, die verschiedene Zugänge zum Hafen gewähren. Oft sind die Seitenwände so glatt, als seien sie mit dem Meißel behauen; zuweilen haben sie Vorsprünge, die nach unten zu weiter vortreten und gleichsam Stufen einer Treppe darstellen. Lloyd-Hafen selbst ist unverkennbar ein alter Krater, und die Einfahrt läßt sich als die Stelle erkennen, durch die früher die Lava ihren Abfluß nahm. An mehreren Stellen seiner Ufer sind Höhlen entstanden, durch die man mit dem Boot hindurchfahren kann. Eine derselben wird in der Mitte durch einen Pfeiler gestützt, eine andere steigt nach innen zu mit einer regelmäßigen Wölbung auf, als sei sie ein Werk menschlicher Hände. Sogar den Schlußstein des Gewölbes glaubt das Auge wahrzunehmen.

Die kleine Niederlassung des Lloyd-Hafens zählte bei Perry's Ankunft 31 Köpfe. Vier davon waren Nordamerikaner, vier Engländer, einer ein Portugiese, die übrigen Südsee-Insulaner, meistens von den Sandwichs-Inseln. Alle schienen glücklich und zufrieden zu leben und die Europäer hatten sich bequem eingerichtet. Wie sie erzählten, hatten sie zweimal Japaner gesehen, die durch einen Sturm verschlagen worden waren. Im Jahre 1841 erschien in Lloyd-Hafen eine Dschunke von vierzig Tonnen und blieb den Winter über. Im Frühling segelte sie ab und wurde von den Kolonisten, da sie nichts als getrocknete Fische an Bord hatte, unentgeltlich mit Lebensmitteln versehen. Acht Jahre später brachte ein französisches Schiff fünf Japaner in die Niederlassung, die es auf der nahen Stapleton-Insel aufgenommen hatte. Die Unglücklichen waren Schiffbrüchige und saßen in einem fast hülflosen Zustande an einem Feuer, als die Franzosen sie entdeckten. Perry fand bei seinem Besuche das Wrack ihres Schiffes, das sich durch seine kupfernen Nägel als ein japanisches kennzeichnete.

Um den Hafen, in welchem Perry vor Anker ging, zieht sich eine Ebene, von der die Ansiedler etwa 150 Acker in Anbau genommen hatten. Der Boden, der bis zur Tiefe von mehreren Fuß aus vegetabilischer Fruchterde besteht, ist außerordentlich ergiebig. Nichts scheint besser zu gedeihen als Zuckerrohr, das eine bedeutende Höhe erreicht und so gut wie keiner Pflege bedarf. Die süße Kartoffel trägt sehr reichlich und wächst bis zu einer ungewöhnlichen Größe. Die europäische Kartoffel war seit so kurzer Zeit angepflanzt worden, daß sich noch nicht entscheiden ließ, ob sie nicht ausarten werde, wie dies in wärmern Klimaten fast unabänderlich der Fall ist. Außerdem bauen die Ansiedler Brodwurzeln, Taro,

mit andern. Mit einem fremden Gehäuse, dem man ansieht, daß es ursprünglich nicht für ihn bestimmt war, bietet er einen sonderbaren Anblick dar, wenn er einer Beute begierig nachstellt. Der Pirat ist eines der gefräßigsten Thiere und in seinem Geschmack nicht wählerisch. Er wirft sich auf Alles, was ihm in den Weg kommt.

Die Ansiedler empfingen die Amerikaner mit der freundlichsten Zuvorkommenheit, die allerdings von Eigennutz nicht frei war. Sie wußten, daß Kriegsschiffe freigebiger als Walfischfänger sind und ihre Mannschaft in strenger Zucht halten. Dem armen Savory hatten einmal Matrosen eines der letztern Fahrzeuge seine ganzen Ersparnisse im Betrag von mehreren Tausend Dollars gestohlen. Am liebsten tauschten die Einwohner ihre Erzeugnisse gegen geistige Getränke aus. Mit den Kanakas und andern Südsee-Insulanern lebten sie einträchtig zusammen und hatten Töchter derselben geheirathet. Der tägliche Umgang mit Weißen schien auf die Kanakas aber wenig Einfluß geübt zu haben. Sie lebten in der Weise ihrer Heimat fort und bauten sich auch ihre Hütten, wie sie es von je gewohnt gewesen waren.

Um die Insel genau kennen zu lernen, bildete Perry zwei Reisegesellschaften. Bayard Taylor war der Führer der einen, die mit der Untersuchung des südlichen Theils der Insel beauftragt wurde, an der Spitze der andern, welcher der Norden anheimfiel, stand Dr. Fahs. Da die ganze Länge der Insel wenig mehr als 1⅓ Meile beträgt, so erwartete der Commodore, daß beide Gesellschaften am Abend zurück sein würden.

Am frühen Morgen des 15. Juni brach Bayard Taylor mit seinen Gefährten auf. Alle waren bewaffnet, der Schießbedarf und die Lebensmittel wurden vertheilt, damit Jeder gleichviel zu tragen habe. Ein Führer fand sich nicht, doch zeigte ein Kanaka einen Fußweg, der zu einer Ansiedlung auf der andern Seite der Berge führe.

Die Berge, welche die Ebene des Lloyd-Hafens umschließen, steigen in stufenförmigen Absätzen empor. Eine bunte Pflanzenwelt, Palmen, Schlinggewächse und niedriges Gebüsch, wuchert auf dem fruchtbaren, von verwittertem Trapp und Pflanzenerde gebildeten Boden mit tropischer Ueppigkeit. Die Schlingpflanzen, die von Baum zu Baum zogen und ihr Netzwerk mit den Blättern verwoben hatten, waren beim Gehen nicht weniger hinderlich, als der steile und vom Morgenthau schlüpfrig gemachte Weg. Es war so viel Thau gefallen, daß die Amerikaner von den Tropfen, die auf sie niederfielen, in kurzer Zeit bis auf die Haut durchnäßt wurden. Unter den Palmen bemerkte Taylor die Sagopalme, deren Mark den bekannten Handelsartikel bildet. In den Schluchten wuchsen verschiedene Eibischarten, darunter eine mit großen Blüten von dunkler Orangefarbe, die mit hellgelben Punkten besprenkelt waren. An vielen Stellen war der Boden mit einem förmlichen Regen weißer Blüten bedeckt, die von einem gegen dreißig Fuß hohen Baume mit kleinen Blättern, dichtem Laubwerk und einem starken glatten Stamme von graulicher Farbe herabgefallen waren.

Je höher man stieg, um so dichter und üppiger wurden die Pflanzen. Zuletzt

breiteten die Palmen ihre Kronen so weit aus, die Baumstämme traten so dicht zusammen und die Schmarotzerpflanzen verschlangen sich so innig mit einander, daß ein Dämmerlicht entstand, in dem man blos zwanzig, höchstens dreißig Schritte weit sehen konnte. Oben auf dem Berge fand man eine wellenförmige Hochebene, die zuweilen von tiefen Schluchten durchschnitten wurde. Die Unmasse großer brauner Landkrabben, die den Amerikanern aus dem Wege krochen, war staunenerregend. In den feuchten Betten der kleinen Bäche war der Boden von diesen Thieren, deren größte volle sechs Zoll dick waren, wie lebendig.

Auf der andern Seite war der Abhang so steil, daß man sich von Baum zu Baum schwingen mußte, um nicht in die Tiefe zu stürzen. Unten war eine Wildniß von Felsen, Bäumen und Blumen, durch die ein Bach in einem steinigen Bett floß. Indem die Amerikaner dem Wasser folgten, trafen sie auf Spuren von Anbau und weiterhin auf zwei Hütten, deren Dächer aus Palmblättern bestanden. Ein kleines Feld mit Taro, süßen Kartoffeln, Tabak, Zuckerrohr, Kürbissen und der Sida oder indianischen Stachelbeere lag daneben. All diese Pflanzen gediehen prachtvoll, der Tabak hatte eine Höhe von fünf Fuß, die Sida zeigte sich in ihrer vollsten Entwickelung. Die Hütten waren für den Augenblick leer, aber nicht lange, so zeigte sich ihr Eigenthümer, ein Eingeborner von der Insel Nukahiva, einer der Marquesas. Er war in einem Kahne auf der Schildkrötenjagd gewesen und hatte nach der glücklichen Erlegung eines schönen Thieres Limonien gesammelt. Die blaue Tättowirung seines Gesichts und seine dürftige Kleidung bildeten gegen die Würde, mit der er sich als den Richter des Thals ankündigte, einen komischen Gegensatz. Sein Begleiter war ein kupferbrauner Tahitier.

Die beiden Südsee-Insulaner kannten die Lagerplätze der wilden Schweine und boten sich als Führer an. Man schoß wirklich einen Eber, der an Gestalt und Stärke ganz einem chinesischen Schweine glich. Das Thal, in dem die Hütten standen, zweigte sich gegen Osten und Süden ab, ließ sich jedoch blos in der ersten Richtung weiter verfolgen, indem der südliche Nebenarm von herabgestürzten Felsmassen völlig versperrt wurde. Nachdem man an dem Flusse, dessen Bett viele Trappsteinfelsen enthielt, eine Strecke weit gegangen war, mußte man die südliche Seite der Bucht erklimmen. Der Abhang war hier so jäh, daß die Reisenden gezwungen waren, sich an Wurzeln und starken Schlingpflanzen festzuhalten. Unter den Palmen, die in Menge auftraten, war die Latina mit breiten Fächerblättern und mit Stielen, deren Länge 6—8 Fuß beträgt und deren gezackte Ränder so scharf wie Messer sind. Eine Abart des Pandanus, deren Hauptstamm gerade emporschießt, treibt in geringer Höhe vom Boden eine Anzahl Schößlinge heraus, die, sobald sie die Erde erreicht haben, zu Wurzeln werden. Sehr häufig bilden zwanzig bis dreißig solcher Schößlinge die kegelförmige Grundlage einer schlanken Säule, welche eine Höhe von funfzehn Fuß erreicht und mit einer Laubkrone geschmückt ist. Eine Art Maulbeere bringt Früchte von sechs Zoll Länge. Die baumartigen Farren, die zum Theil funfzehn Fuß hoch werden und Blätter von 8—10 Fuß Länge tragen, sind von merkwürdiger Schönheit. An den Abgründen wächst ein Strauch mit dunklen glän-

in der Luft. Hier verengern sich die tief hinabgehenden Thäler, die nirgends eine große Breite haben, zu schmalen Schluchten. Die Grundschicht der Ebene am Lloyd-Hafen ist eine alte Korallenschicht, die auf Trappstein ruht. Wie den Gipfel, so bildet der Trapp auch die Grundlage der Berge. Zu diesem Zeugniß für das Wirken vulkanischer Gewalten kommen noch andere, nämlich die Gestalt der Berge, die man auf unserm Bilde der Südostbai vor Augen hat, das Vorkommen von Schlacken, die Basaltlager, die durch Sandschichten ziehen, die beträchtlichen Mengen der Mandel- und Grünsteine, die ausgebrannten Kohlen, die hier und da zu Tage treten, endlich die Schichten alter Lava, die man an den Küsten und in tiefen Felseinschnitten wahrgenommen hat.

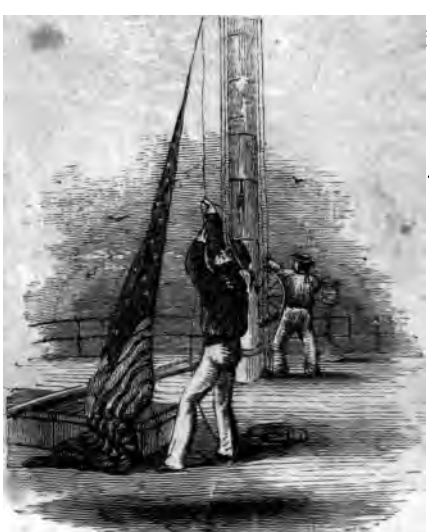
Etwa in der Mitte der Insel entdeckte Dr. Fahs den Krater eines erloschenen Vulkans. „Die Form der angrenzenden Hügel", lautet sein Bericht, „ist eine eigenthümliche. Ringsumher sieht man große Massen Schlacken und ausgebrannte Kohlen, und am Meere ziehen mehrere auf einander liegende Schichten verhärteter Lava, welche dann und wann durch Lagen von Sand, Schlacken und ausgebrannten Kohlen unterbrochen werden. Die Bäume haben einen niedrigen Wuchs und eine verkrüppelte Gestalt, der Boden ist an vielen Stellen dürr und unergiebig, da die deckende Erdschicht dünn ist und Zugwinde ihn leicht austrocknen." Dr. Fahs fand ferner eine Schwefelquelle auf, die durch ihren Geruch und Geschmack den sichersten Beweis lieferte, daß sie in hohem Grade mit Schwefelwasserstoffgas versetzt sei. Eisenschwefelkies, eine Verbindung des Schwefels mit Eisen, kam an verschiedenen Stellen in Menge vor. Wie die Ansiedler am Lloyd-Hafen erzählen, geräth die Erde noch gegenwärtig zuweilen in schwingende Bewegung.

Die einheimische Thierwelt beschränkt sich auf wenige Thierarten. Die Seltenheit der Vögel ist eine auffallende Erscheinung, da ausgedehntere Länder nicht so weit entfernt sind, daß nicht Vögel, von den regelmäßigen Winden dieser Breiten begünstigt, zu den Bonin gelangen könnten. Selbst Seevögel, die man in der Südsee oft weit vom Lande antrifft, sind selten. Die Möve wiegt sich noch am häufigsten auf den Wellen, der schönste aller Seevögel ist ein Sturmvogel von ungewöhnlicher Größe und mit glänzendem Gefieder. Von Landvögeln giebt es nicht mehr als fünf Arten, Finken, Krähen, Strandläufer, Falken und Tauben. Von den letztern hat man mehrere Unterarten, unter denen eine ist, welche die Größe eines Fasans erreicht. Einheimische Vierfüßer fehlen gänzlich. Von kriechenden Thieren giebt es keine andern, als Iguanas, kleine Eidechsen, Landkrabben und Schildkröten. Daß die Bonin-Inseln von Schlangen verschont sind, muß als ein wahres Glück betrachtet werden. Ihnen in dem dichten Gestrüpp der Wälder, wo selbst am Tage eine ewige Dämmerung herrscht, auszuweichen, würde eine Unmöglichkeit sein.

Auf die Erforschung der Insel, die, wie wir gesehen haben, einen einzigen Tag in Anspruch nahm, folgte die Vermessung des Hafens. Am nördlichen Ufer der Bucht kaufte Perry einen Platz, der sich tausend Ellen weit am Wasser hinzog und auf der Hälfte dieser Entfernung tiefes Wasser vor sich hatte. Hier sollen

Werften, Kohlenschuppen, Vorrathshäuser und andere Gebäude, die ein lebhafter Schiffsverkehr nöthig macht, errichtet werden. Nach Dem, was der Commodore während seines Aufenthalts sah und hörte, kann die Peel-Insel auch als Gesundheitsstation benutzt werden. Für die Walfischfänger ist sie dies schon, indem von Zeit zu Zeit kranke Matrosen zurückbleiben, welche schnell genesen. Nicht blos gesund ist das Klima, sondern auch sehr gleichmäßig. Diese letztere Eigenschaft bedingt der Monsun, in dessen Kreise die Bonin liegen und der zugleich den tropischen Charakter ihrer Pflanzenwelt hervorruft.

Außer der Peel-Insel wurde die in der Nähe liegende Insel Stapleton untersucht. Auch sie ist vulkanischen Ursprungs und zeichnet sich durch einen lieblichen Wechsel von Ebenen, Hügeln und Bergen aus, die größtentheils urbar gemacht werden könnten. Ihre Erzeugnisse sind dieselben, welche man auf der Peel-Insel kennen gelernt hat. Die Zahl ihrer wilden Ziegen wird auf mehrere Tausend geschätzt und diese Thiere haben durch ihre ungestörten Wanderungen über die Felsen und in den Thälern die ganze ursprüngliche Gelenkigkeit ihres Geschlechts wieder gewonnen. Stapleton besitzt eine Bucht, die als Hafen benutzt werden könnte. Sie liegt an der westlichen Küste, scheint eine hinreichende Wassertiefe zu haben und ist von hohen Bergen umgeben, durch die sie gegen die Südost-Teifuns geschützt wird. Ein kleines Vorgebirge, von dem ein Korallenriff ausgeht, theilt diese Bucht in zwei Theile. Auf der nördlichen Seite finden die Schiffer eine Quelle mit kaltem, wohlschmeckendem Wasser, die aus einem Felsen hervorquillt und etwa zwölf Berliner Quart Wasser in der Minute giebt.



die Karten richtig waren, zu den Borodinos führen mußte. Er fand sie unter 25° 47′ nördl. Br. und 131° 19′ östl. L. Bei den Südseeinseln, welche der Thätigkeit der Korallenthiere ihre Entstehung verdanken, liefert der Pflanzenwuchs einen Maßstab, nach dem sich das ungefähre Alter dieser Schöpfungen, die noch immer aus dem Meere emporsteigen, beurtheilen läßt. Ist die Insel noch mit Korallensand bedeckt, so ist sie jüngsten Ursprungs. Haben die angeschwemmten Tange und Seegräser eine Fruchterde gebildet, in der Samenkerne, die von den Vögeln oder den Wellen herbeigetragen wurden, Wurzeln schlagen können, so hat das Eiland bereits längere Zeit über den Wassern geruht. Je mächtiger die Pflanzen aufstreben, um so älter ist das den Fluten abgewonnene Land. Nach diesem untrüglichen Kennzeichen zu urtheilen, bestehen die Borodinos seit verhältnißmäßig langer Zeit. Ihre höchsten Theile, deren Erhebung über das Meer etwa vierzig Fuß betragen mochte, werden von gewaltigen Bäumen gekrönt. Eine Bucht, in der ein Schiff ankern könnte, zeigte sich bei keiner der beiden Borodinos, die wenig mehr als eine Meile von einander liegen, und beide waren augenscheinlich unbewohnt.

Der Südwestmonsun begleitete die Schiffe bis zu den Liukiu zurück. Am 23. Juni lagen sie wieder auf ihrem alten Ankerplatze in der Bai von Napa.

Auf den Liukiu war eine Veränderung eingetreten — der Regent bekleidete sein hohes Amt nicht mehr. Die ersten Nachrichten, welche Perry einzog, ließen ihn befürchten, daß der alte würdige Mann wegen der Nachgiebigkeit, die er gegen die Amerikaner bewiesen hatte, abgesetzt worden sei, ja es wurde sogar erzählt, daß er sich den Bauch aufgeschlitzt habe, um einer entehrenden Strafe zu entgehen. Diese letzte Nachricht erwies sich sehr bald als falsch, da zwei Offiziere den ehemaligen Regenten in seinem Schloß zu Schudy sahen. Daß er abgesetzt worden sei, wurde ebenfalls unwahrscheinlich, als die Beamten gegen die Amerikaner nicht nur eben so freundlich, sondern sogar noch zuvorkommender waren, als bei dem ersten Besuche. Vermuthlich hatte er sein Amt niedergelegt, um die Verantwortlichkeit für Alles, was aus dem Verkehr mit den Nordamerikanern hervorgehen konnte, auf andere Schultern zu legen.

Die Einladung zu einem Mittagsessen am Bord des Flaggenschiffs wurde gegen den neuen Regenten wiederholt. Man hörte bei dieser Gelegenheit, daß er Schang Hung Hiun heiße und ein Verwandter seines Vorgängers sei. Nachdem Alles in Bereitschaft gesetzt worden war, ihn würdig zu empfangen, holten ihn drei Boote am 28. Juni ab. Zwei Staatsräthe, sein Dolmetscher und ein Schwarm von Unterbeamten und von Dienern begleiteten ihn. Er war klein, von dunklerer Gesichtsfarbe als irgend Jemand seines Gefolges und schien fünfundvierzig Jahre alt zu sein. Seine Kleidung bestand in einem Ueberwurf von violetter Farbe, der durch einen reichseidenen chinesischen Gürtel um die Hüfte befestigt wurde, und aus einer rothen Mütze. Bei den Staatsräthen hatte das Oberkleid eine gelbe Farbe, die übrigen Beamten gingen in Blau und Gelb, mit Ausnahme des ersten Beamten von Napa, der einen perlweißen Ueberwurf trug.

Während der Regent im Schiff umhergeführt wurde, hatte er ein verlegenes

amerikanischen Whiskey, holländischen Genever und Maraschino, denn der Commodore wollte seine Gäste mit den berühmtesten Saki-Arten der Welt bekannt machen. Unter den Weinen wurde dem Champagner am meisten zugesprochen, aber der Maraschino erhielt vor allen andern Getränken den Vorzug. So oft die Gäste von ihm tranken, schlossen sie vor Behagen die Augen und schmatzten nachher mit den Lippen. Mit Ausnahme des Regenten, der sein würdevolles Benehmen bis zu Ende beibehielt und nur einmal, als Perry ihm eine Reihenfolge amerikanischer Gartensämereien anbot, freundlich lächelte, wurden die Fremden mehr als lebhaft. Auf dem glänzenden Gesicht des Beamten von Napa wurde ein seliges Lächeln permanent, die eingeschrumpften Züge der beiden Staatsräthe dehnten sich aus und begannen zu glühen. An diesem Tage schieden die Amerikaner und die Insulaner als die besten Freunde.

Den Verhältnissen der Inseln wurde dieselbe Aufmerksamkeit gewidmet, wie beim ersten Besuche, und man lernte sie ungleich besser kennen. Zunächst drängte sich die Frage auf: zu welchem Volk gehören die Bewohner der Liukiu? Sind sie Chinesen, Japaner, oder bilden sie einen eignen Volksstamm? Man hat die Meinung aufgestellt, zu der auch Perry anfänglich neigte, daß die Bevölkerung eine Mischung von Chinesen, Japanern und Malaien sei. Namentlich der malaiische Stamm der Tagals, der auf den Sundainseln wohnt und sich von da in einer unbekannten Zeit über die Philippinen verbreitet hat, sollte einen starken Beitrag zu der Einwohnerschaft geliefert haben. Nach der Körperbildung und der Sprache zu urtheilen, ist diese Ansicht falsch. Der Wuchs, die Bildung des Kopfes, die hohe Stirn, das ovale Gesicht, der milde Ausdruck der Züge, die großen lebhaften Augen mit langen Winkeln, die starken und gebogenen Augenbrauen — Alles ist japanisch. Die Wurzel der Nase ist nicht eingedrückt, wie bei den Chinesen und Malaien, und die Nasenlöcher sind nicht so weit. Die stark hervortretenden Backenknochen, die dem Gesicht vieler der ostasiatischen Stämme eine viereckige Gestalt geben, sieht man auf den Liukiu nirgends. Das charakteristischste Unterscheidungsmerkmal ist der Bart, der bei den Chinesen und Malaien dünn, bei den Bewohnern der Liukiu stark und voll ist. Die höhern Klassen der Inseln pflegen ihn mit Sorgfalt, den untern Ständen befiehlt das Gesetz, ihn abzuschneiden. Bei jungen Männern ist er fast immer glänzend schwarz, bei den Greisen wird er weiß wie Schnee.

In der Geschichte der Bewohner treten Züge einer eignen und selbständigen Entwicklung hervor. Die Sagengeschichte knüpft wie in Japan an die Götterlehre an, ist aber eine andere. Zwei Gottheiten, eine männliche und eine weibliche, zeugten fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter. Die beiden letztern blieben Gottheiten und theilten sich so in die Herrschaft, daß die ältere die Göttin des Himmels, die jüngere die Göttin des Meeres wurde. Die Söhne stiegen auf die Erde herab. Der älteste, Teen Sun oder Sproß des Himmels genannt, wurde der erste König der Liukiu, der zweite diente ihm als Minister, der dritte vertrat die Stelle des Volks. Als ihre Nachkommen 17,802 Jahre regiert hatten, bestieg Schantin, ein Verwandter der herrschenden Familie in Japan, den Thron. Dieses

das sie als Niederlage benutzen könnten, räumte man ihnen ohne Umstände einen Tempel ein. Allerdings klagte der Regent später, daß die Gläubigen lange Zeit abgehalten worden seien, ihre Andacht zu verrichten, aber das war nur ein Vorwand für die Weigerung, eine dauernde Kohlenniederlage zu gestatten. Dennoch begegnet man den Bonzen oder Priestern mit mehr Ehrfurcht als in andern ostasiatischen Ländern, obgleich sie nicht viel besser als Bettler aussehen. Die Todten legt man in sitzender Stellung in Särge und begräbt sie in den steinernen Gewölben, die sich an den Bergen hinziehen. Nach sieben Jahren sammelt man die Knochen in Urnen, die man in den Grabgewölben auf Wandbreter stellt. Die Armen tragen ihre Leichen in irdenen Särgen zu den Schluchten der Gebirge, wo man die Gebeine, nachdem die irdene Hülle zerbrochen ist, zerstreut umherliegen sieht.

Die höhern Klassen pflegen ihre Söhne nach China zu schicken, damit sie eine bessere Erziehung erhalten. Dies duldet die argwöhnische japanische Regierung, die jeden Chinesen, der die Liukiu betritt, auf jedem Schritt von Spähern begleiten läßt und es gern sieht, wenn der Pöbel ihn verhöhnt und beschimpft. Auf den Inseln selbst geht die Erziehung von den Schulhäusern aus, die mit den Tempeln der Kong-fu-tse-Lehre verbunden sind. Die dort gebildeten Jünglinge übernehmen den Unterricht der Kinder in den Häusern. Eine eigne Literatur scheinen die Liukiu nicht zu besitzen. Die Einwohner gebrauchen die chinesischen Schriftzeichen und nebenbei ein eignes Alphabet, auf das sie nicht wenig stolz sind. Die japanischen Schriftarten kennen sie, ohne sie zu benutzen. So ist die Bildung wesentlich eine chinesische geworden.

Für das Christenthum giebt es keine Aussichten, so lange das jetzige despotische Regierungssystem fortdauert. Als der englische Bischof von Victoria die Hauptinsel besuchte, erklärten ihm die Behörden: „Was die Religion des Herrn des Himmels (das Christenthum) betrifft, so sind wir seit alten Zeiten der Lehre des Kong-fu-tse gefolgt und haben darin Grundsätze gefunden, nach denen Jedermann, je nach seinen Umständen und seiner Stellung, die Würde seines Charakters ausbilden und seiner Familie vorstehen kann. Unsere Regierung suchen wir nach den Regeln und Vorschriften einzurichten, die wir von den Weisen überkommen haben und die darauf berechnet sind, Ruhe und Frieden auf die Dauer zu erhalten. Außerdem sind unsere Vornehmen so gut wie das niedere Volk der natürlichen Fassungsgabe beraubt und vermögen nicht einmal in der Lehre des Kong-fu-tse, der sie sich ausschließlich widmen, zur Vollkommenheit zu gelangen. Sollten sie sich nun auch noch mit der Religion des Herrn des Himmels, zu der ihr Herz nicht neigt, bekannt machen, so würde dieser Versuch ihre geistigen Fähigkeiten übersteigen."

Dr. Betelheim lebte seit 1846 auf den Liukiu und hatte nicht einen einzigen Einwohner bekehrt. Mit ihm zugleich kamen zwei katholische Glaubensboten, die jedoch an jedem Erfolg verzweifelten und Napa bald wieder verließen. Betelheim war Arzt, kannte die Sprache und besaß viele Eigenschaften, die ihn unterstützten. Im Vertrauen darauf harrte er um so bereitwilliger aus, als er bei den untern

den Vornehmen betreten werden. Ueberall anderswo läßt man den Boden in seinem natürlichen Zustande, und die Feldwege, die der Arme durch häufiges Begehen entstehen läßt, sind Linien von Schlamm. Auf ihren Ausflügen wurden die Amerikaner nicht wenig überrascht, wenn eine vortreffliche Straße urplötzlich vor Sumpflöchern endete.

Die wenigen Gemälde, die man sieht, sind in der Ausführung roh, und dasselbe gilt von den zahlreichern Götterbildern, mit denen man die Tempel und die Grabmäler schmückt. Wenn den Amerikanern die Ortschaften so reizend erschienen, so that dabei die Umgebung, welche die Natur mit freigebiger Hand geschmückt hatte, das Meiste. Ein Dorf, wie das Bild auf S. 124 ein solches zeigt, das von saftig grünen gartenähnlichen Feldern umsäumt im Gebüsch versteckt liegt und über dessen Dächern schlanke Bambusstauden ihre gefiederten Fahnen schwingen, muß freilich einen wohlthuenden Eindruck machen.

Die städtischen Gebäude sind alle von Holz erbaut, mit Ziegeln gedeckt, mit offenen Hallen versehen und von Mauern aus Korallenstein umgeben. Die mit Stroh gedeckten Hütten der Landleute bilden im Vereine mit den Ställen und andern Wirthschaftsgebäuden ein Ganzes, das von einer steinernen Mauer oder einer Bambushecke eingeschlossen wird. Das Hausgeräth ist von der einfachsten Art und besteht aus den Matten, auf denen die Einwohner mit gekreuzten Beinen sitzen und auf denen sie Nachts schlafen, aus einem Tisch, einem Theetopf mit den nöthigen Tassen und aus einigen wenigen andern Dingen. In den Ruinen der beiden verfallenen Schlösser und im Palast von Schudy läßt sich ein gewisses Geschick in der Baukunst wahrnehmen.

Etwas Genaueres läßt sich über das Vasallenverhältniß, in dem die Liukiu zu Japan stehen, nicht sagen. Das Verwaltungssystem ist das japanische und beruht wie jenes auf dem Grundsatze des völligsten Stillstandes. Dasselbe System, das wir in der Einleitung kennen gelernt haben, jede Behörde durch eine andere zu beaufsichtigen und zu beschränken, Fremde fernzuhalten und die Ueberwachung der eingebürgerten Zustände einem zahllosen Heer von Spähern anzuvertrauen, herrscht auch auf den Liukiu. Vielleicht — mit Gewißheit läßt sich darüber nicht sprechen — fügt die japanische Regierung den Mitteln, durch die sie zu Hause Alles beim Alten erhält, auf diesen Inseln eines von eigenthümlicher Natur hinzu: sie duldet kein Geld. Die Einwohner wie die Behörden betheuerten gegen die Amerikaner wiederholt, daß sie keine Münzen und kein anderes Umlaufsmittel besäßen. Es finde blos ein Austausch von Waaren gegen Waaren statt, die Ausfuhr edler Metalle von Japan nach den Liukiu sei streng verboten. Dieser Versicherung widersprach nun freilich, daß sie den Werth des Geldes genau kannten und sich die Bezahlung ihrer Waaren mit chinesischen Münzen gern gefallen ließen.

Die Regierung ist Obereigenthümerin des Bodens. Ob von ihr der Landmann unmittelbar abhängt, oder ob es noch eine Mittelklasse von Lehnsherrn giebt, läßt sich aus den widersprechenden Berichten nicht entnehmen. In den vier Klassen von Einwohnern, die Perry aufzählt, fehlen diese Lehnsherrn. Die erste

vegetabilische Elfenbein liefert, der Ebenholzbaum, die Maulbeere, die Palme in verschiedenen Arten, die Orange, die Citrone und Banane. Die Farrnkräuter sind von besonderer Schönheit und erreichen nicht selten die Höhe von Bäumen. Man baut Zuckerrohr, Tabak, Baumwolle, Weizen und etwas Gerste, Reis, verschiedene Arten Hirse, Tarowurzeln, Reben, Erbsen, Rettige, denen das Klima besonders zuzusagen scheint, da sie drei Fuß lang und zwölf Zoll stark werden, Zwiebeln und Gurken. Die am häufigsten vorkommenden Früchte sind Pfirsichen, Wassermelonen, wilde Himbeeren und Feigen. Aus der indischen Feige und der Pinie bildet man regelmäßige Baumgänge, mit denen man die Wege zu den Ortschaften und zu den Grabstätten einfaßt.

Die nützlichsten Pflanzen sind der Bambus, die süße Kartoffel und der Reis. Wenn man den Bambus seiner natürlichen Entwicklung überläßt, so bildet

Ein Dorf auf den Liukiu mit Bambuspflanzungen.

er reizende Gruppen. Er bringt den Einwohnern in mehr als einer Beziehung Nutzen, denn seine zarten Schößlinge dienen zur Nahrung, er liefert Stoff zu Kleidern und Häusern und beschattet die Wohnungen. Süße Kartoffeln und Reis sind die fast ausschließliche Nahrung der untern Stände. Um der Reisfelder willen unterhält man ein künstliches Bewässerungssystem, dem große Aufmerksamkeit gewidmet wird. Man hat Terrassen gebildet, die von den Bergen her allmälig in die Ebene hinabsteigen. Obgleich man keine Dämme baut, hat man den Wasserleitungen eine solche Einrichtung zu geben verstanden, daß jedes Feld bewässert wird, ohne daß ein Losreißen oder Wegschwemmen von Erde stattfindet. Wenn der Boden mit Wasser bedeckt ist, beginnt die Bestellung damit, daß die Arbeiter, die knietief in Schlamm und Wasser waten, Furchen in den Boden ziehen. Die fernere Auflockerung desselben wird durch Pflug und Egge bewirkt. Dann setzt man die kleinen Pflanzen, die man vorher aus den Samen gezogen hat. Das Land bleibt immer, jedenfalls bis zur Ernte, überschwemmt. Man schneidet die

geht man mit dem Eisen, das nicht auf der Insel selbst gewonnen wird, äußerst sparsam um. Die Ackerbaugeräthschaften stellt man im eignen Lande her. Was die Gewerbe sonst liefern, beschränkt sich auf Salz, Zucker, beide von geringer Beschaffenheit, Saki oder Reisbranntwein, baumwollene Gewebe, Grastuch gewöhnlicher Art, lackirtes Geschirr, Haarnadeln, Dschunken und einige wenige andere Gegenstände des alltäglichen Bedarfs. Außer Zucker und Saki scheint nichts ausgeführt zu werden. Die Luxusartikel kommen aus Japan. In den wenigen Kaufläden nimmt man hauptsächlich Papier, Reis, Thee, Süßigkeiten und Kleidungsstoffe wahr.

Die auf den Liukiu gebräuchliche Zuckermühle giebt uns einen ungefähren Begriff, auf welcher Stufe die Gewerbe stehen. Drei Cylinder von hartem Holz werden durch ein ebenfalls hölzernes Gerüst in aufrechter Stellung erhalten. In dem mittlern der Cylinder, die jeder einen Fuß im Durchmesser haben, sind oben Zähne angebracht, welche in Zapfenlöcher der andern Cylinder eingreifen. Von demselben geht ferner ein Schaft aus, der durch das Gerüst hindurch geht und mit einem Hebel von 15 Fuß Länge, durch den die Mühle in Bewegung gesetzt wird, in Verbindung steht. An diesen Hebel spannt man ein Pferd an, das in einem Kreise von 30 Fuß Durchmesser umhergetrieben wird. Man bringt das Zuckerrohr zweimal zwischen den Cylinder. Hierdurch wird es vollständig ausgepreßt. Der Saft fließt durch Oeffnungen im Boden der Mühle ab und wird in kleinen Kesseln, die etwa 32 Berliner Quart halten, ausgekocht.

Das Korn mahlt man auf Handmühlen, die mit vortrefflichen Mühlsteinen versehen sind. In jedem Dorfe befinden sich Kornmagazine, die wahrscheinlich der Regierung gehören und jedes bis zu 320 preußische Scheffel enthalten. Um sie vor Ungeziefer zu schützen, namentlich vor Ratten, deren es in großer Menge giebt, stehen sie auf Pfählen, die eine Unterlage von Stein haben. Ihre Wände bestehen in der Regel aus geflochtenem Rohr, damit die Luft freien Zutritt habe, sind viereckig gebaut und nehmen nach oben an Weite zu. Das Korn hält sich in ihnen lange Zeit vortrefflich.

Die Bevölkerung von Groß-Liukiu zählt nach einer ungefähren Schätzung 150 — 200,000 Menschen. Etwa der achte Theil der Insel ist angebaut. Der Bauer erhält vom Ertrage des Soldes nicht mehr als zwei Zehntheile; sechs Zehntheile erhält die Regierung als Eigenthümer, die übrigen zwei Zehntheile läßt sie sich in der Form von Naturalabgaben entrichten. Trotz dieser traurigen Verhältnisse verwendet der Landmann auf den Boden eine Mühe, die durch reichliche Ernten, von denen er freilich den wenigsten Segen hat, belohnt wird. Nirgends, sagen die Amerikaner, verstehen sich die Leute besser auf die Kunst, dem Lande den höchsten Ertrag abzugewinnen, dessen es fähig ist. Man läßt keinen günstigen Umstand unbenutzt, und namentlich wird die Berieselung mit Verstand und Erfolg angewendet. Die unvollkommenen Werkzeuge, auf die der Arbeiter angewiesen ist, lassen diese Resultate noch bewundernswerther erscheinen. Auf den übrigen Inseln soll der Anbau des Landes ein eben so sorgfältiger sein. Diejenigen unserer Landwirthe, welche den Wiesenbau durch den Ackerbau ganz ver-

geht man mit dem Eisen, das nicht auf der Insel selbst gewonnen wird, äußerst sparsam um. Die Ackerbaugeräthschaften stellt man im eignen Lande her. Was die Gewerbe sonst liefern, beschränkt sich auf Salz, Zucker, beide von geringer Beschaffenheit, Saki oder Reisbranntwein, baumwollene Gewebe, Grastuch gewöhnlicher Art, lackirtes Geschirr, Haarnadeln, Dschunken und einige wenige andere Gegenstände des alltäglichen Bedarfs. Außer Zucker und Saki scheint nichts ausgeführt zu werden. Die Luxusartikel kommen aus Japan. In den wenigen Kaufläden nimmt man hauptsächlich Papier, Reis, Thee, Süßigkeiten und Kleidungsstoffe wahr.

Die auf den Liukiu gebräuchliche Zuckermühle giebt uns einen ungefähren Begriff, auf welcher Stufe die Gewerbe stehen. Drei Cylinder von hartem Holz werden durch ein ebenfalls hölzernes Gerüst in aufrechter Stellung erhalten. In dem mittlern der Cylinder, die jeder einen Fuß im Durchmesser haben, sind oben Zähne angebracht, welche in Zapfenlöcher der andern Cylinder eingreifen. Von demselben geht ferner ein Schaft aus, der durch das Gerüst hindurch geht und mit einem Hebel von 15 Fuß Länge, durch den die Mühle in Bewegung gesetzt wird, in Verbindung steht. An diesen Hebel spannt man ein Pferd an, das in einem Kreise von 30 Fuß Durchmesser umhergetrieben wird. Man bringt das Zuckerrohr zweimal zwischen den Cylinder. Hierdurch wird es vollständig ausgepreßt. Der Saft fließt durch Oeffnungen im Boden der Mühle ab und wird in kleinen Kesseln, die etwa 32 Berliner Quart halten, ausgekocht.

Das Korn mahlt man auf Handmühlen, die mit vortrefflichen Mühlsteinen versehen sind. In jedem Dorfe befinden sich Kornmagazine, die wahrscheinlich der Regierung gehören und jedes bis zu 320 preußische Scheffel enthalten. Um sie vor Ungeziefer zu schützen, namentlich vor Ratten, deren es in großer Menge giebt, stehen sie auf Pfählen, die eine Unterlage von Stein haben. Ihre Wände bestehen in der Regel aus geflochtenem Rohr, damit die Luft freien Zutritt habe, sind viereckig gebaut und nehmen nach oben an Weite zu. Das Korn hält sich in ihnen lange Zeit vortrefflich.

Die Bevölkerung von Groß-Liukiu zählt nach einer ungefähren Schätzung 150 — 200,000 Menschen. Etwa der achte Theil der Insel ist angebaut. Der Bauer erhält vom Ertrage des Soldes nicht mehr als zwei Zehntheile; sechs Zehntheile erhält die Regierung als Eigenthümer, die übrigen zwei Zehntheile läßt sie sich in der Form von Naturalabgaben entrichten. Trotz dieser traurigen Verhältnisse verwendet der Landmann auf den Boden eine Mühe, die durch reichliche Ernten, von denen er freilich den wenigsten Segen hat, belohnt wird. Nirgends, sagen die Amerikaner, verstehen sich die Leute besser auf die Kunst, dem Lande den höchsten Ertrag abzugewinnen, dessen es fähig ist. Man läßt keinen günstigen Umstand unbenutzt, und namentlich wird die Berieselung mit Verstand und Erfolg angewendet. Die unvollkommenen Werkzeuge, auf die der Arbeiter angewiesen ist, lassen diese Resultate noch bewundernswerther erscheinen. Auf den übrigen Inseln soll der Anbau des Landes ein eben so sorgfältiger sein. Diejenigen unserer Landwirthe, welche den Wiesenbau durch den Ackerbau ganz ver-

Tag, ein Handwerker kann es bis auf vier Neugroschen drei Pfennige bringen. Von diesem erbärmlichen Arbeitsgewinn ist Wohnung, Kleidung und Nahrung für den Arbeiter und seine Familie zu bestreiten. Es ist daher erklärlich, daß die Männer der untersten Stände dem allgemeinen Hange zum Nichtsthun nicht fröhnen und daß sie außer ihren Frauen auch ihre Kinder fast vom zartesten Alter an arbeiten lassen. Die Amerikaner traten einmal in eine Hütte, wo ein Mann mit seinen beiden Söhnen Nägel schmiedete. Der Vater hielt und wendete das glühende Eisen, der älteste Sohn, ein zehnjähriger Knabe, führte den Hammer, der jüngste, der fünf Jahr alt war, handhabte den Blasebalg oder vielmehr den Stempel einer Luftpumpe, der einige Anstrengung erforderte.

Daß die Nahrung der untern Stände die geringste ist, folgt aus ihrer gedrückten Lage von selbst. Die Arbeiter leben das ganze Jahr hindurch von Reis und süßen Kartoffeln. Essen sie einmal Fleisch, was höchst selten geschieht, so ist es immer Schweinefleisch. Die höhern Klassen besitzen eine ausgebildete Kochkunst und ihre Speisen kann sich auch ein amerikanischer und europäischer Gaumen gefallen lassen. Suppen verschiedener Art und Süßigkeiten erhalten vor allem Andern den Vorzug. Gemüse hat man wenig, wie schon aus unserer Aufzählung der Küchenpflanzen hervorgeht. Der im Lande gewonnene Zucker, der nicht als Tribut nach Japan geht, wird ausschließlich von den höhern Ständen verbraucht. Den untern Ständen gehört das ausgepreßte Rohr, das sie als Brennstoff verwerthen. Nichts war häufiger, als daß arme Leute, die nicht beobachtet wurden, die Amerikaner um Zucker baten. Der Thee wird von allen Ständen unversüßt getrunken.

Basil Hall's Schönmalereien der Zustände auf den Liukiu beruhen ganz auf falschen Auffassungen. Zu den idyllischen Vorstellungen, die der englische Seemann sich machte, dürfte die Tracht der Einwohner nicht wenig beigetragen haben. In der That machten Männer der höhern Stände, namentlich Greise mit ihren langen Bärten und mit ihren wallenden Gewändern auch auf die Nordamerikaner den Eindruck von Patriarchen. Den Hauptttheil des Anzugs bildet ein weites Oberkleid mit Aermeln, die bis zu den Knöcheln herabfallen, und mit einem seidenen Gürtel, in dem die unvermeidliche Tabakspfeife steckt. Dazu paßt die kegelförmige Mütze vortrefflich. Die Arbeiter stechen mit ihrer Tracht dagegen sehr ab. Häufig sind sie blos mit einem baumwollenen Hemde oder einem um die Hüften geschlungenen Lappen bekleidet. Sie gehen immer barfuß und mit unbedecktem Haupte. Die höhern Stände tragen weiße Strümpfe und beim Ausgehen Sandalen von Stroh. Um ihre Wohnungen nicht zu beschmutzen, legen sie diese Sandalen vor der Thür ab.

Die Haartracht weicht von der chinesischen vollständig ab. Der Zopf ist für die Chinesen ein so ehrwürdiger Schmuck, daß die Mingleute ihren grundsätzlichen Bruch mit den Ueberlieferungen, die sich an die verhaßte Mandschu-Dynastie knüpfen, nicht besser an den Tag legen zu können glaubten, als dadurch, daß sie den Zopf abschnitten. Der Einwohner der Liukiu bindet sein Haar in einen Knoten zusammen, der auf der Mitte des Kopfes befestigt wird. Dort wird eine

Als Perry die Liukiu verließ, schrieb er in sein Tagebuch: „Gott möge sich dieser armen Geschöpfe annehmen! Ich habe viel von der Welt gesehen und das Leben roher Völker auf mancher seiner Stufen beobachtet, aber mit Ausnahme des Zustandes der unglücklichen Peons (indianischen Leibeigenen) in Mexiko ist mir nie ein solches Elend bekannt geworden, als ich es hier bei diesen armen Sklaven wahrnahm.“

Auf den Schiffen herrschte die fröhlichste Stimmung, als man von Napa absegelte. Das Interesse an den landschaftlichen Schönheiten, an den fremdartigen Sitten hatte sich erschöpft, und um so langweiliger war die halbe Abgeschlossenheit geworden, in der man lebte. Ueberdies galt die jetzige Fahrt dem eigentlichen Reisezwecke, und Jedermann war gespannt darauf, wie die Dinge in Japan sich entwickeln würden. Auf die Ruhe im Hafen folgte eine lebhafte Thätigkeit. Man bedurfte großer Aufmerksamkeit, da die Ostseite der von den Liukiu nach Japan laufenden Inselkette, auf der man sich befand, von europäischen Schiffen selten befahren wird und daher fast unbekannt ist.

Der 4. Juli 1853, der Jahrestag der nordamerikanischen Unabhängigkeitserklärung, war der vierte Tag der Reise. Die Matrosen hatten ihre Vorbereitungen getroffen, den großen Festtag in ihrer Weise zu feiern, allein das Wetter wurde ungünstig, und so beschränkte man sich auf Freudenschüsse und auf die Vertheilung von Grog. Bald wurde übrigens die Luft wieder heiter, und die Wärme steigerte sich auf eine Höhe, die bei den häufig eintretenden Windstillen fast unerträglich wurde. Dann hatte man auf offenem Meere dieselbe Wärme von 25°, durch die man schon im Hafen von Napa nicht wenig gelitten hatte.

Ein Tagelöhner von den Liukiu.

Uferklippen, an die weiter einwärts wellenförmige Hügel sich anschlossen, tiefe Schluchten, deren Abhänge theils mit Wäldern bedeckt, theils zu Ackerfeldern benutzt waren, Felder und Dörfer, im Hintergrunde aber ein Gewimmel von Bergen, deren Spitzen eine über die andere hervorragten. Die Vorgebirge und Bergspitzen waren mit Festungswerken gekrönt, deren Geschütze indessen trotz des Erscheinens der fremden Schiffe schwiegen. Die rechts liegende Halbinsel Awa war weit gebirgiger und viel weniger angebaut. Von Befestigungen schienen ihre Höhen, deren Knotenpunkt ein mächtiger Berg war, entblößt zu sein.

Zwei von den vier amerikanischen Schiffen, „Susquehanna" und „Saratoga", waren Dampfer, die ersten, die sich in diesen Gewässern jemals gezeigt hatten. Das Staunen der japanischen Fischer, die in ihren Booten an der Küste fuhren, war kein geringes, als sie Schiffe sahen, die sich gegen Wind und Wellen mit Schnelligkeit vorwärts bewegten. Sie erhoben sich von ihren Sitzen und starrten unverwandten Blicks auf die fremdartige, beängstigende Erscheinung. Kamen die Amerikaner ihnen näher, so ergriffen sie die Flucht. In einem der Boote, welches überholt wurde, strich die Mannschaft das Segel und griff zu den Rudern, als wolle sie den Versuch machen, ob die Schnelligkeit der Fremden mit einem andern Fortbewegungsmittel nicht ebenfalls erreicht werden könne.

Die Schiffe näherten sich bald dem innern Eingange der Bai von Jeddo. So nahe war noch kein Fremder der Hauptstadt gekommen, und am Ufer wurde es jetzt lebendig. Von den Festungswerken fielen drei Lärmschüsse und eine Rakete stieg hoch in die Luft. Als geankert wurde, hörte man nochmals einen Stückschuß fallen. Commodore Perry war auf Alles gefaßt und hatte seine Schiffe und Geschütze zum Gefecht bereit machen lassen. In der Stellung, die er gewählt hatte, beherrschte er die sämmtlichen Batterien des Strandes und zwei anscheinend volkreiche Städte. Es kam jedoch nicht zum Kampfe, da die Japaner sich auf eine Absperrung der fremden Schiffe beschränkten. Von allen Seiten kamen ihre Wachtboote heran und stellten sich so auf, daß eine Verbindung mit dem Lande unmöglich war. Selbst den Amerikanern, deren Seeleute zu den besten der Welt gehören, war es auffallend, wie schnell diese Boote durch das Wasser schossen. Dem kräftigen Druck der Ruder nachgebend, schienen sie die Wellen nicht zu durchschneiden, sondern über sie hinzufliegen.

Augenscheinlich sollten die japanischen Boote längere Zeit bleiben, denn sie waren mit Wasser, Lebensmitteln, Kleidern für ihre Mannschaft und Matten zum Schlafen versehen. Die großen kräftigen Ruderer waren bis auf ein um die Hüften geschlungenes Tuch nackt, aber als es gegen Abend kühler wurde; legten sie Oberkleider mit weit herabhängenden Aermeln an. Auf der Rückseite dieser Kleider, die vorn weiße Streifen auf rothem oder blauem Grunde hatten, waren farbige Wappen eingenäht. Die meisten trugen den Kopf bloß, einige bedeckten ihn mit einer Bambusmütze, fast wie das Barbierbecken gestaltet, in dem Don Quixote durchaus den Helm Mambrin's erkennen wollte. In einigen der Boote befanden sich Männer mit langen Stäben, welche oben eine kreuzförmige Verzierung trugen und vielleicht auf einen kriegerischen Rang deuteten. Den höhern Stand

einiger Japaner erkannte man an den zwei Schwertern in ihrem Gürtel. Ueber jedem Boot wehte eine Flagge mit zwei weißen Streifen und einem schwarzen in der Mitte.

Die Japaner wollten sogleich an Bord der Schiffe gehen und verriethen das größte Erstaunen, als man sie zurückwies. Um ihr Recht zu behaupten, befestigten sie Taue an die Schiffsseiten, die ihnen beim Hinaufklettern helfen sollten. Aber die Taue wurden von den Amerikanern ohne weiteres mit Beilen zerhauen, und als die Japaner nun an den Schiffsketten in die Höhe zu steigen versuchten, hielt man ihnen Piken, Messer und Pistolen entgegen. Commodore Perry hatte dies so angeordnet, um den Japanern von vorn herein begreiflich zu machen, daß sie ihn anders als frühere Besucher behandeln müßten. Um sie zu zwingen, mit dem Flaggenschiff zu verkehren, war dem Rest der Flotte befohlen worden, sie streng abzuweisen.

In kurzer Zeit begriffen sie, wie es gemeint sei, und schickten ein Boot zum „Susquehanna". Der darin befindliche Beamte gab ein Zeichen, daß die Leiter herabgelassen werde, aber statt seinen Wunsch zu erfüllen, ließ man ihm durch den Dolmetscher sagen, daß der Commodore nur einen Beamten vom höchsten Range am Bord empfangen könne. Ein solcher befand sich nicht im Boote, und der Japaner erreichte mit aller seiner Hartnäckigkeit weiter nichts, als daß dem Unterstatthalter von Uraga, der anwesend war, eine Unterredung mit einem Schiffsleutnant gestattet wurde. Diesem Beamten wurde nun erklärt, der Commodore komme in friedlicher Absicht und habe einen Brief des Präsidenten der Vereinigten Staaten an den Kaiser zu überbringen, den er einem Würdenträger, dessen Rang dem seinigen entspreche, einhändigen werde. Als der Japaner die gewöhnliche und darum erwartete Antwort gab, ausschließlich in Nagasaki sei ein Verkehr mit Fremden gestattet und dorthin habe das Geschwader sich zu begeben, wurde ihm gesagt, der Commodore habe Uraga gewählt, weil es näher bei Jeddo liege, und werde nicht nach Nagasaki segeln. Er erwarte also, daß der Brief des Präsidenten hier angenommen werde. Er komme als Freund, aber eine unwürdige Behandlung lasse er sich nicht gefallen und werde namentlich nicht dulden, daß die Wachtboote seine Schiffe zu umzingeln fortführen. Entferne man diese Boote nicht, so werde er Gewalt gebrauchen. Der Unterstatthalter erschrak bei dieser Sprache, lief aufs Verdeck und ertheilte einen Befehl, worauf die meisten Boote verschwanden. Da noch einige in Haufen gesammelt zurückblieben, so schickte Perry ein Boot ab, dessen Mannschaft sie mit Geberden fortwies. Sie entfernten sich, und von diesem Augenblicke an waren die Schiffe der beschimpfenden Aufsicht enthoben.

Daß die Japaner voll Unruhe waren, verrieth sich durch verschiedene Zeichen. Während des Nachmittags stiegen an mehreren Punkten Raketen auf, und sobald es dunkelte, leuchteten Feuer von den Bergen. Um neun Uhr Abends feuerte das Flaggenschiff den üblichen Stückschuß ab, der den Beginn des Nachtdienstes bezeichnet, und nun erloschen die meisten jener Feuer auf der Stelle. Wahrscheinlich erwarteten die Japaner einen unmittelbaren Angriff und wollten ihren Feinden

das Zielen erschweren. Bis zum Morgen wurden ununterbrochen die tiefen Töne einer Glocke gehört.

Die Bai war während der Nacht so ruhig wie ein Binnensee. Um Mitternacht stieg am südwestlichen Himmel ein Meteor auf. Es hatte die Form einer großen blauen Kugel mit einem rothen Schweif, der aus lauter Funken zu bestehen schien, und verbreitete ein so helles Licht, daß die Schiffe wie von bengalischem Feuer beleuchtet aussahen. Lange Zeit verfolgte es am Himmel in gerader Linie eine nordwestliche Richtung, bis es sich gegen die Erde neigte und im Meer verschwand. „Den Alten", bemerkte der Commodore, „würde diese schöne Himmelserscheinung für eine günstige Vorbedeutung gegolten haben."

Der nächste Tag war ein prachtvoller. Der kühle Seewind milderte die Wärme, die nie über 20° stieg, und die Luft war so klar, daß die fernsten Gegenstände in scharfen Umrissen sich abzeichneten. Auf dem Meere wie auf dem Lande war Alles voll Leben und Bewegung. Soldaten in rothen Röcken zogen mit ihren Feldzeichen und mit großen Laternen auf langen Stangen hin und her. Sie trugen gefirnißte Mützen, Speere, Luntenflinten und Schilde, die in der Sonne blitzten. Die Flinte und die dazu gehörende Lunte haben die Gestalt, wie sie die nebenstehende Abbildung zeigt. An einem Punkte waren so viele von ihnen versammelt, daß die Zahl auf tausend geschätzt werden konnte. An den Befestigungen, die zum Theil unvollendet waren, wurde mit Eifer gearbeitet. Durch gute Ferngläser gesehen, verloren diese Werke ihren furchtbaren Charakter. Ihre Wälle waren gewöhnliche Erdaufwürfe, hinter denen hölzerne Gebäude standen. Die zahlreichen Geschütze waren sämmtlich klein und wurden durch die sehr weiten Schießscharten sehr bloßgestellt. Vor viele waren lange Schirme gestellt, und diese Blenden erstreckten sich auch über verschiedene Küstenpunkte. Die Absicht konnte keine andere sein, als bei den Amerikanern den Glauben zu erregen, daß es eine Menge versteckter Befestigungen gebe.

Der Verkehr in der Bai ging im gewohnten Gange fort, als ob keine Fremden anwesend seien. Nach der Menge der Schiffe und Boote zu urtheilen, welche hin und her fuhren, muß der Handel an diesem Punkte ein sehr lebhafter sein. Alle, die nach Jeddo segelten, legten in Uraga, alle von dort kommenden bei einer Stadt an, die sich auf dem Ufer gegenüber erhebt. Die Amerikaner vermutheten, daß in diesen beiden Orten Zölle bezahlt werden müßten. Uraga besteht aus zwei Städten, die durch eine Klippe getrennt werden. Durch die größere strömt ein Fluß, der sich in den Hafen ergießt. Die Häuser bestehen aus Holz, dem man theils seine natürliche Farbe gelassen, theils einen Kalkbewurf gegeben hat, und haben verschieden geformte Dächer, ganz flache, spitze und pyramidenförmige.

Die ersten Besucher des Tags waren Zeichner, die mehrere Skizzen von den amerikanischen Schiffen nahmen. Dann erschien der Statthalter von Uraga und bat um eine Unterredung mit dem Commodore. Die Unterredung wurde ihm gewährt, aber nur mit Untergebenen, denn Perry mußte seinen Entschluß durchführen, keinen andern als einen der höchsten Beamten in seine Gegenwart zuzulassen. Der Statthalter gehörte blos zur dritten Rangklasse. Er wiederholte, es

werde dieser Würdenträger nicht beauftragt sein, sondern blos den Brief des Präsidenten an den Kaiser in Empfang nehmen.

Nach der Unteredung wurden Erfrischungen aufgetragen, die den Japanern sehr zusagten. Gleich den Würdenträgern von Groß-Liukiu gaben sie den Branntweinen, in die Zucker geworfen war, den Vorzug und zeigten ihr Behagen durch ein Schmatzen mit den Lippen. Der Statthalter trank am meisten, die Dolmetscher vergaßen beim Glase ihre Zurückhaltung so weit, daß sie über ihn spotteten. „Er wird schon ganz roth", sagten sie lachend, und die Amerikaner hielten es nun an der Zeit, dem Trinken ein Ende zu machen.

Die Japaner zeigten sich als verständige und gut unterrichtete Männer. Als eine Erdkugel vor sie gestellt wurde, suchten sie die Vereinigten Staaten auf und legten die Finger auf Washington und Newyork. Von den europäischen Ländern waren ihnen außer Holland England, Frankreich und Dänemark am besten bekannt. Für die Dampfmaschine des Schiffs äußerten sie eine besondere Theilnahme und fragten, ob die Maschinen, mit denen man in England auf den Straßen und durch die Berge fahre, kleiner seien. Sie hatten mithin von Eisenbahnen und Tunnels gehört. Auch nach dem Kanal, der durch die Landenge von Panama geführt werden solle, erkundigten sie sich.

Der Statthalter blieb bis zum Abend und versprach am nächsten Morgen wiederzukommen. Er ließ jedoch bis zum Nachmittag auf sich warten und entschuldigte sich damit, daß der Beamte aus Jeddo nicht früher eingetroffen sei. Er überbrachte das Beglaubigungsschreiben des Kaisers für den japanischen Bevollmächtigten Toda, Fürsten von Idsu, und ein von ihm selbst unterschriebenes Zeugniß, daß der Fürst ein Mann von sehr hohem Rang, nicht geringer als der des Lord-Admirals Perry, sei. Als Ort der Zusammenkunft bezeichnete er einen Platz an der Küste, der weniger als eine japanische Meile (Ri, = 0,5566 deutsche Meile) entfernt sei. Man konnte diesen Ort von den Schiffen aus nicht sehen, und Perry hätte eine nähere Stelle gewünscht. Darauf konnten die Japaner nicht eingehen, denn das für die Zusammenkunft bestimmte Gebäude war bereits im Bau begriffen. Möglicher Weise versteckte sich hinter der Wahl des Orts eine Verrätherei, und Perry gab daher seine Einwilligung nicht eher, als bis einer seiner Offiziere mit einem Boot die Küste untersucht und berichtet hatte, daß die Schiffe bis auf Schußweite heranfahren könnten. Er zeigte dem Statthalter an, daß dies geschehen werde, da sein Rang ihm nicht gestatte, blos in einem Boot zur Küste zu fahren. Aus demselben Grunde werde er ein zahlreiches Gefolge mitnehmen; je größer dasselbe sei, um so mehr lege er seine Hochachtung vor dem Kaiser, der ihm einen Gesandten schicke, an den Tag. Der Japaner gab zu Allem seine Einwilligung und entschuldigte sich dann, daß man den Amerikanern weder Armsessel anbieten, noch sie mit vielen Arten von gebrannten Wassern bewirthen könne, denn das Land besitze solche Dinge nicht.

Am 14 Juli zerstreute die glänzende Sonne die Nebel, die über der Küste hingen, in kurzer Zeit. Die Vorbereitungen der Japaner für die Zusammenkunft ließen sich nun überblicken. Sie bestanden der Hauptsache nach darin, daß auf einer

Fürst von Jofu und sein Hofstaat.

Strecke von fast einer halben deutschen Meile acht Fuß hohe Schirme von schwarzem Tuch aufgestellt waren. In kurzen Zwischenräumen wehten Flaggen und Wimpel über diesen Blenden, deren übrige Zierrathen in gestickten kaiserlichen Wappen und scharlachrothen Blumen mit großen herzförmigen Blättern bestanden. Hinter diesen Schirmen hatten sich die Truppen in Festuniform aufgestellt. Der Haupttheil derselben bestand in einer Art von Frack mit kurzen Schößen und ohne Aermel, so daß die Arme der Soldaten nackt waren. Die Japaner hatten die ganze Nacht über an den Schirmen gearbeitet, wie die schallenden Hammerschläge verriethen.

Perry nahm alle Offiziere und Mannschaften mit, die auf den Schiffen irgend entbehrt werden konnten, und bildete sich so ein stattliches Gefolge von fast dreihundert Mann. Seine beiden Dampfer führten ihn und seine Begleiter um das Vorgebirge, das zwischen der alten Ankerstelle und dem Ort der Zusammenkunft lag, bis in die Nähe des Ufers. Sowie diese Spitze umsegelt war, übersah man die Bai, deren Strand zu der Zusammenkunft ausersehen worden war. Sie zog sich in einem Halbkreise hin, und ihre Ufer führten zu grünen Hügeln, die höher und höher emporstiegen, bis sie sich mit den Bergen im Hintergrunde vereinigten. An der Spitze der Bai öffnete sich eine Schlucht, die mit ihrem üppigen Pflanzenwuchs und ihren reichbewaldeten Abhängen die Einförmigkeit der Küstenlinie angenehm unterbrach. Links lag das Dorf Gorihama, eine Gruppe zerstreuter Häuser mit spitzen Dächern, rechts ankerten mehrere Hundert japanische Boote, jedes mit einer rothen Flagge geschmückt. Im Mittelpunkte der Bai bezeichneten Flaggen und Fahnen die Stelle, die zum Landungsplatze hergerichtet worden war. Neun riesige Flaggen, von denen breite scharlachrothe Wimpel bis zum Boden niederhingen, bildeten einen Mittelpunkt, von dem unzählige Fahnen in einem Halbmond nach beiden Seiten ausgingen. Hinter diesem Fahnenwalde erhob sich das neue pyramidenförmige Gebäude, das zur Zusammenkunft bestimmt war. Es überragte alle ältern Gebäude und war über und über mit gestreiftem Tuch beschlagen, aber den Amerikanern machte es doch den Eindruck eines Getreideschobers. Zwei Reihen Schirme, die von ihm ausgingen, ließen einen Vorhof entstehen. Zu der japanischen Schaustellung gehörten endlich mehrere Regimenter Soldaten, die sich in guter Ordnung aufgereiht hatten und eine günstige Meinung von der Streitkraft des Landes erwecken sollten. Jeder Soldat trug zwei Schwerter und war außerdem noch entweder mit Speer und Luntenflinte, oder mit Bogen und Pfeil bewaffnet. Als die Amerikaner später zu dem Gebäude gelangten, bemerkten sie dort andere Soldaten, vielleicht Abtheilungen der kaiserlichen Garde, deren Gewehre mit Bajonett und Steinschloß versehen waren und die ein paar kleine bronzene Geschütze von alter europäischer Arbeit mit sich führten. Die Offiziere saßen unter den Feldzeichen auf niedrigen Stühlen. Hinter den Schirmen wurden von Dienern ihre Pferde gehalten, Thiere von kleinem Schlag, jedoch kräftig und wohlgebaut, mit kurz abgeschorenen Mähnen. Ihre Schweife waren in Beutel von buntem Stoff gesteckt oder mit buntem Zeug umwunden, und auch das reich mit Gold und Silber verzierte Geschirr war buntfarbig. In der Ferne hielten Abtheilungen von eigentlicher Reiterei.

Kaum hatten die Dampfer das Vorgebirge umfahren, als zwei japanische Boote vom Ufer abstießen, in denen die beiden Statthalter von Uraga saßen. Kayama Yezaiman und Nagazima Saboroske kamen an Bord, um Perry zu dem kaiserlichen Bevollmächtigten zu geleiten. Beide trugen bei dieser Gelegenheit die Hofkleidung: sehr weite Beinkleider von schwerem schwarzem Seidenstoff, die nur bis zum Knöchel reichten, eine eng anliegende seidene Aermelweste, die in den Bund der Beinkleider gesteckt wird, und einen Ueberwurf von einem brokatartigen Gewebe aus Gold, Silber und bunter Seide, der dem Meßgewand der katholischen Priester ähnlich war. Kayama nahm sich in diesem Staatskleid leidlich aus, aber wenn die Amerikaner seinen Amtsgenossen anblickten, mußten sie unwillkürlich an den Coeurbuben im Kartenspiel denken.

Die Amerikaner fuhren in funfzehn Booten zur Küste. Ihre Ruderer mußten sich gewaltig anstrengen, um es den Japanern gleich zu thun. Die Boote schossen so rasch durch die Wellen, daß das Wasser vor ihnen hoch aufschäumte, und fast im Nu war der Strand erreicht. Hier bildete sich nun der Zug, dem ein möglichst imposantes Ansehn gegeben wurde. Vor dem neuen Gebäude blieben alle Japaner bis auf Kayama zurück, und auch Perry wurde blos von seinen Offizieren weiter begleitet. Das erste Gemach war ein leinenes Zelt, durch das ein mit Teppichen belegter Gang führte. Dann folgte ein Vorzimmer, dessen Fußboden mit Ausnahme eines rothen Teppichstreifens in der Mitte eine Bekleidung von weißem Tuch hatte. Die innere Seite dieser Vorhalle öffnete sich gegen das Hauptgemach, zu dem einige Stufen hinanführten. Hier lagen überall rothe Teppiche, und von den Wänden hingen violette Tapeten von Seide und feiner Baumwolle herab, in die an vielen Orten das kaiserliche Wappen weiß eingestickt war.

Statt eines Bevollmächtigten des Kaisers waren deren zwei anwesend: Toda, Fürst von Idsu, und Ido, Fürst von Iwami. Wir erkennen darin das japanische System, jedem Beamten einen Aufpasser und Berichterstatter beizugeben. Beide waren Männer in vorgerückten Jahren und wetteiferten in Würde des Benehmens. Der Fürst von Idsu hatte geistvollere Züge als sein Gefährte.

Nachdem Perry und seine Offiziere zu ihren Sitzen geführt worden waren, herrschte einige Minuten lang das tiefste Schweigen. Die beiden Fürsten saßen wie Bildsäulen da und blieben dieser Haltung während der ganzen Zusammenkunft treu. Die einzigen Bewegungen, welche sie machten, bestanden darin, daß sie beim Eintreten und beim Fortgehen der Nordamerikaner sich erhoben und sich schweigend tief verbeugten. Kayama und seine Dolmetscher machten die Ceremonienmeister und knieten am obern Ende des Gemachs neben einer großen rothlackirten Büchse, die auf vergoldeten Füßen stand. Sie war dazu bestimmt, die Dokumente aufzunehmen. Endlich richtete der japanische Dolmetscher an den nordamerikanischen die Frage, ob der Brief an Ort und Stelle sei, da er jetzt übergeben werden könne, und das letztere erfolgte mit gebührender Feierlichkeit.

Das Schreiben des Präsidenten der Vereinigten Staaten an den Kaiser von Japan lautete:

Strecke von fast einer halben deutschen Meile acht Fuß hohe Schirme von schwarzem Tuch aufgestellt waren. In kurzen Zwischenräumen wehten Flaggen und Wimpel über diesen Blenden, deren übrige Zierrathen in gestickten kaiserlichen Wappen und scharlachrothen Blumen mit großen herzförmigen Blättern bestanden. Hinter diesen Schirmen hatten sich die Truppen in Festuniform aufgestellt. Der Haupttheil derselben bestand in einer Art von Frack mit kurzen Schößen und ohne Aermel, so daß die Arme der Soldaten nackt waren. Die Japaner hatten die ganze Nacht über an den Schirmen gearbeitet, wie die schallenden Hammerschläge verriethen.

Perry nahm alle Offiziere und Mannschaften mit, die auf den Schiffen irgend entbehrt werden konnten, und bildete sich so ein stattliches Gefolge von fast dreihundert Mann. Seine beiden Dampfer führten ihn und seine Begleiter um das Vorgebirge, das zwischen der alten Ankerstelle und dem Ort der Zusammenkunft lag, bis in die Nähe des Ufers. Sowie diese Spitze umsegelt war, übersah man die Bai, deren Strand zu der Zusammenkunft ausersehen worden war. Sie zog sich in einem Halbkreise hin, und ihre Ufer führten zu grünen Hügeln, die höher und höher emporstiegen, bis sie sich mit den Bergen im Hintergrunde vereinigten. An der Spitze der Bai öffnete sich eine Schlucht, die mit ihrem üppigen Pflanzenwuchs und ihren reichbewaldeten Abhängen die Einförmigkeit der Küstenlinie angenehm unterbrach. Links lag das Dorf Gorihama, eine Gruppe zerstreuter Häuser mit spitzen Dächern, rechts ankerten mehrere Hundert japanische Boote, jedes mit einer rothen Flagge geschmückt. Im Mittelpunkte der Bai bezeichneten Flaggen und Fahnen die Stelle, die zum Landungsplatze hergerichtet worden war. Neun riesige Flaggen, von denen breite scharlachrothe Wimpel bis zum Boden niederhingen, bildeten einen Mittelpunkt, von dem unzählige Fahnen in einem Halbmond nach beiden Seiten ausgingen. Hinter diesem Fahnenwalde erhob sich das neue pyramidenförmige Gebäude, das zur Zusammenkunft bestimmt war. Es überragte alle ältern Gebäude und war über und über mit gestreiftem Tuch beschlagen, aber den Amerikanern machte es doch den Eindruck eines Getreideschobers. Zwei Reihen Schirme, die von ihm ausgingen, ließen einen Vorhof entstehen. Zu der japanischen Schaustellung gehörten endlich mehrere Regimenter Soldaten, die sich in guter Ordnung aufgereiht hatten und eine günstige Meinung von der Streitkraft des Landes erwecken sollten. Jeder Soldat trug zwei Schwerter und war außerdem noch entweder mit Speer und Luntenflinte, oder mit Bogen und Pfeil bewaffnet. Als die Amerikaner später zu dem Gebäude gelangten, bemerkten sie dort andere Soldaten, vielleicht Abtheilungen der kaiserlichen Garde, deren Gewehre mit Bajonett und Steinschloß versehen waren und die ein paar kleine bronzene Geschütze von alter europäischer Arbeit mit sich führten. Die Offiziere saßen unter den Feldzeichen auf niedrigen Stühlen. Hinter den Schirmen wurden von Dienern ihre Pferde gehalten, Thiere von kleinem Schlag, jedoch kräftig und wohlgebaut, mit kurz abgeschorenen Mähnen. Ihre Schweife waren in Beutel von buntem Stoff gesteckt oder mit buntem Zeug umwunden, und auch das reich mit Gold und Silber verzierte Geschirr war buntfarbig. In der Ferne hielten Abtheilungen von eigentlicher Reiterei.

Großer und guter Freund!

Ich sende Ew. kaiserlichen Majestät diesen öffentlichen Brief durch Commodore M. C. Perry, einen Offizier, der in der Flotte der Vereinigten Staaten den höchsten Rang bekleidet und jetzt Befehlshaber des Geschwaders ist, welches die Besitzungen Ew. kaiserlichen Majestät besucht.

Commodore Perry hat von mir den Befehl erhalten, Ew. kaiserlichen Majestät die Versicherung zu geben, daß ich für Ew. Majestät Person und Regierung die freundschaftlichsten Gesinnungen hege und, indem ich ihn nach Japan sende, keinen andern Zweck kenne, als an Ew. kaiserliche Majestät den Antrag zu stellen, daß die Vereinigten Staaten und Japan im besten Einvernehmen leben und einen gegenseitigen Handelsverkehr anknüpfen mögen.

Den Vereinigten Staaten wird durch ihre Verfassung und ihre Gesetze jede Einmischung in die Staats- und Glaubensangelegenheiten anderer Völker untersagt. Ich habe Commodore Perry ausdrücklich angewiesen, sich jeder Handlung zu enthalten, welche die Ruhe Ihrer kaiserlichen Besitzungen stören könnte.

Die Vereinigten Staaten von Amerika reichen von Meer zu Meer, und unser Oregongebiet wie unser Staat Kalifornien liegen den Besitzungen Ew. kaiserlichen Majestät gerade gegenüber. Unsere Dampfschiffe erreichen Japan von Kalifornien aus in achtzehn Tagen.

Unser großer Staat Kalifornien erzeugt jährlich für etwa sechzig Millionen Dollars Gold, außerdem Silber, Quecksilber, kostbare Steine und viele andere werthvolle Artikel. Auch Japan ist ein reiches und fruchtbares Land und liefert gute Waaren in großer Menge. Die Unterthanen Ew. kaiserlichen Majestät sind in vielen Gewerben erfahren. Ich wünsche, daß unsere beiden Staaten zum Heil Japans und der Vereinigten Staaten mit einander Handel treiben.

Wir wissen, daß die alten Gesetze der Regierung Ew. kaiserlichen Majestät blos den Chinesen und Holländern einen Verkehr gestatten, aber da der Zustand der Welt sich ändert und neue Regierungen entstehen, so ist es weise, die Gesetze von Zeit zu Zeit umzumodeln. Es gab eine Zeit, in der jene alten Gesetze der Regierung Ew. Majestät als neu ins Leben traten.

In derselben Zeit wurde Amerika, das man zuweilen auch die neue Welt nennt, entdeckt und von Europäern besiedelt. Lange Zeit wurde das Land blos von wenigen Leuten bewohnt, und die waren arm. Jetzt sind die Einwohner sehr zahlreich geworden, ihr Handel ist sehr ausgedehnt und sie hegen die Meinung, daß, wenn Ew. Majestät sich entschließen könnten, die alten Gesetze in so weit zu ändern, daß zwischen den beiden Ländern ein freier Verkehr gestattet würde, der Erfolg für beide ein äußerst wohlthätiger sein müßte.

Sollten Ew. Majestät nicht überzeugt sein, daß es gerathen sein würde, jene alten Gesetze ganz abzuschaffen, welche den Handel mit dem Auslande verbieten, so könnten sie für fünf oder zehn Jahre außer Kraft gesetzt werden, um einen Versuch zu machen. Erweist sich derselbe nicht so wohlthätig, als zu hoffen ist, so können die alten Gesetze wiederhergestellt werden. Die Vereinigten Staaten

Außer diesem Briefe wurden das Beglaubigungsschreiben Perry's und zwei eigne Mittheilungen von ihm überreicht. Die letztern waren in der Hauptsache Umschreibungen des im Briefe des Präsidenten Enthaltenen, doch hatte Perry einige weitere Ausführungen und Zusätze gemacht. Perry machte namentlich auf die unmenschliche Behandlung aufmerksam, die der Mannschaft der schiffbrüchigen Fahrzeuge „Morrison", „Lagoda" und „Lawrence" zu Theil geworden sei. „Bei den Amerikanern", setzte er hinzu, „wie bei allen Christen gilt es für eine heilige Pflicht, Alle ohne Unterschied der Nation, die an ihren Küsten Unglück haben, freundlich aufzunehmen und zu beschützen, und nach dieser Vorschrift haben die Amerikaner gegen alle Japaner gehandelt, welche bei ihnen Hülfe suchten." Gegen den Schluß des ersten Schreibens ließ er eine leise Drohung einfließen: „Der Unterzeichnete hofft, daß die japanische Regierung die Nothwendigkeit einsehen wird, einen feindlichen Zusammenstoß zwischen beiden Völkern dadurch zu verhüten, daß sie auf die freundschaftlichen Vorschläge, die ihr in voller Aufrichtigkeit gemacht werden, eine günstige Antwort giebt. Viele der großen Kriegsschiffe, welche Japan besuchen sollen, sind in diesen Meeren noch nicht eingetroffen, werden aber stündlich erwartet, und der Unterzeichnete hat zum Beweise seiner freundschaftlichen Gesinnungen blos vier der kleinern mitgebracht, indem er, wenn es nöthig sein sollte, im nächsten Frühling mit einer weit bedeutendern Streitmacht nach Jeddo zurückzukehren gedenkt." In einem zweiten Briefe erklärt Perry, daß er eine Antwort erst bei seiner Rückkehr nach Jeddo erwarte.

Nachdem diese Urkunden überreicht worden waren, kniete der japanische Dolmetscher vor dem Fürsten von Iwami nieder und empfing von ihm eine Papierrolle, die er dem Commodore, ebenfalls knieend, überreichte. Sie enthielt eine Empfangsbescheinigung, mit der Bemerkung verbunden, daß die Empfangnahme fremder Briefschaften an einem andern Orte als Nagasaki den Gesetzen des Reichs eigentlich widerspreche, daß man aber eine Ausnahme gemacht habe, um den Commodore nicht zu beleidigen. Da Uraga kein Ort zum Verkehr mit Fremden sei, so könne eine Unterhandlung oder auch nur eine Unterredung nicht stattfinden, und die Amerikaner möchten nun immerhin gehen, nachdem sie die Absicht ihres Besuchs erreicht hätten.

Dieser Inhalt wurde den Amerikanern übersetzt, worauf wieder eine minutenlange Pause eintrat. Perry nahm dann das Wort und theilte den Japanern mit, daß er in zwei bis drei Tagen nach den Liukiu und Kanton absegeln werde und gern Aufträge übernehmen wolle. Auf dieses Anerbieten wurde keine Antwort ertheilt; als Perry aber fortfuhr, daß er im April oder Mai nach Japan zurückkehren werde, fragte der Dolmetscher: „Mit allen vier Schiffen?" „Mit allen", entgegnete Perry, „und wahrscheinlich mit noch mehreren, denn jetzt habe ich blos einen Theil des Geschwaders bei mir." Man stellte noch eine Frage an ihn, die sich auf die Ursache der Revolution in China bezog. Seine Antwort: „Die Regierung war schuld daran!" wurde dem Fürsten nicht übersetzt.

Die Zusammenkunft, die höchstens eine halbe Stunde gedauert hatte, war damit zu Ende. Der Statthalter von Uraga und sein Dolmetscher berührten mit

der Stirn den Boden, erhoben sich von ihren Knieen und verließen unter tiefen Verbeugungen das Zimmer. Als Perry aufstand, folgten die beiden Fürsten seinem Beispiel und blieben so lange schweigend stehen, bis er die Schwelle überschritten hatte. Draußen drängten sich die Soldaten dicht heran, entweder um ihre Neugier zu befriedigen, oder um den Fremden zu imponiren. Den fremdartigsten Eindruck unter diesen Kriegern machten die Bogenschützen, und wir geben auf nebenstehender bildlicher Darstellung einen solchen nach einer Abbildung Siebold's. Am Ufer lagen wol siebzig japanische Regierungsboote, und zwei von ihnen bestieg der Statthalter von Uraga mit seinen Unterbeamten, um den Amerikanern bis zu ihren Schiffen das Geleit zu geben.

Ein japanischer Bogenschütz (nach Siebold).

Das Ergebniß dieser Zusammenkunft war in gewisser Beziehung ein befriedigendes. Perry hatte es durchgesetzt, daß man seinen Brief eben da, wo er ihn überreichen wollte, annahm, und daß der Kaiser zu diesem Zwecke zwei seiner vornehmsten Unterthanen abschickte. „Der kräftige Druck der amerikanischen Hand", bemerkt Perry, „die freundschaftlich, aber zugleich mit einer solchen Energie dargeboten wurde, daß man einsah, sie könne eben so gut schlagen, als umarmen, hatte die japanische Abgeschlossenheit für das Bewußtsein ihres Zusammenhangs mit der übrigen Welt empfänglich gemacht." Eines erinnert aber noch an den alten japanischen Geist, nämlich die Weisung, daß die Amerikaner gehen möchten, nachdem sie das Schreiben des Präsidenten an seine Adresse befördert hätten. Dieses unhöfliche Fortweisen wollte Perry sich nicht gefallen lassen und den Japanern durch die That zeigen, daß er gehe und komme, wie es ihm, nicht wie es ihnen beliebe. Statt die Bai zu verlassen, beschloß er sie noch weiter hinauf zu segeln, wodurch sich für ihn zugleich der Vortheil ergab, daß er das Fahrwasser kennen lernte. Vielleicht war es sogar nöthig, daß die japanische Regierung seine Entschlossenheit sah, weil sie sonst das Schreiben des Präsidenten nicht in ernstlichere Erwägung gezogen hätte.

Die beiden Statthalter von Uraga fuhren nur bis zum Ankerplatze mit. Kayama war bescheiden und stellte alle Fragen, durch die er seine Wißbegierde zu befriedigen suchte, wie ein gebildeter Mann. Er wollte wissen, wer die Dampfschiffe erfunden habe, wie schnell diese Fahrzeuge zu fahren im Stande seien, und untersuchte jeden Theil der Maschine. Die amerikanischen Revolver waren ihm neu, und er staunte nicht wenig, als sich aus einer einzigen Pistole sechs Schüsse hinter einander entluden. Um so roher und zudringlicher benahm sich sein Gefährte Nagazima. In jeden Winkel des Schiffs steckte er seinen Kopf und in jeder seiner Bewegungen verrieth sich der Aufpasser vom Handwerk.

Kaum hatten die Beamten das Flaggenschiff verlassen, als das ganze Geschwader sich in Schlachtordnung stellte und die Bai gegen Norden aufwärts fuhr. Man folgte der westlichen Küste in geringer Entfernung und überblickte sie bis zu den Bergen im fernen Hintergrunde. Fruchtbare Felder, ausgedehnte Wiesen, von Pflanzungen umgeben und mit schönen Baumgruppen besetzt, Terrassen und kleine Wälder wechselten mit einander ab. Der höchste Reiz der Landschaft lag in dem saftigen Grün ihrer Pflanzendecke, das man selbst in englischen Parks im Frühling nicht so schön sieht. Diese gartenähnliche Gegend gewann durch ihren Gegensatz zu den nackten unfruchtbaren Bergen hinter ihr. Der Strand war zuerst felsig, wurde aber weiterhin ebener und zeigte hier und da breite Sandstreifen.

Nachdem die Schiffe anderthalb Meilen gemacht hatten, ließen sie in einer Bucht die Anker fallen. Hier ragten am Ufer Felsen auf, deren Fuß das Meer zu seltsamen Formen ausgewaschen hatte, während ihre Gipfel mit Pflanzen bewachsen waren, deren Blätter und Ranken in üppigen Gewinden von den Klippenrändern niederhingen. Der Felsen des nebenstehenden Bildes und des Anfangsbildes unsers Kapitels gehörten zu den wenigen, die eine kahle Oberfläche hatten.

Das innere Land zog in grünen Abhängen gegen die Küste hin. An einer Stelle verrieth weißer Rauch, der aus dem dichten Blätterwerk der Baumgipfel emporwirbelte, daß die reizende Wildniß nicht unbewohnt sei.

Während dieser Fahrt sammelten sich bei einer Strandbatterie Soldaten und japanische Regierungsboote fuhren, die Bewegungen der Amerikaner bewachend, hin und wieder. Plötzlich erschien der Statthalter von Uraga voll Angst und Unruhe auf dem Verdeck Perry's. „Weshalb ankert Ihr an dieser Stelle?" fragte er hastig. „Weshalb entfernt Ihr Euch nicht, wie Ihr doch versprochen habt? Geht Ihr noch weiter, so entstehen Unruhen, denn das Volk wird bereits durch Eure Nähe aufgeregt." Man antwortete ihm ruhig, daß Perry nur versprochen habe, in einigen Tagen abzusegeln, und die Zwischenzeit benutzen werde, um für die größere Flotte, mit der er nächstens zurückkehre, einen bessern Ankerplatz ausfindig zu machen, als der bei Uraga gewesen sei. Unruhe brauche deshalb nicht zu entstehen, da die Amerikaner nicht landen und eben so wenig Feindseligkeiten beginnen würden. Mit diesem Bescheid mußten die Japaner sich entfernen.

Am nächsten Morgen fuhren mehrere Boote ab, um die Sondirungen näher nach Jeddo hin fortzusetzen. Die Landschaft enthüllte immer neue Reize. Das tiefe, reiche Grün der Pflanzenwelt, die vielen schmalen Buchten, die sich in die

batterien zeigte sich eine lebhafte Bewegung, aber die Soldaten, die man wahrnahm, standen in unordentlichen Gruppen umher und wollten gewiß blos die Fremden sehen. Gelegentlich stieß ein Regierungsboot vom Ufer ab, um zu beobachten. Auf dem entferntesten Punkte, der erreicht wurde, ließ sich die Bucht meilenweit gegen Norden überschauen. Rechts lag ein Vorgebirge mit einem weißen Thurm, der die Gestalt eines Leuchtthurms hatte. In einer Entfernung von 2½ Meilen wurde Sinagawa, eine Vorstadt von Jeddo, sichtbar. Jeddo selbst versteckte sich hinter einem Vorgebirge. Auf dem westlichen Ufer der Bucht sah man Kanagawa und Konazaki, zwei volkreiche Städte. Die Tiefe der Bai betrug an diesem fernsten Punkte zwanzig Faden, woraus Perry schloß, daß er mit seinen Schiffen nöthigenfalls bis Jeddo fahren könne. Noch weiter vorzudringen, vermied er, um den Japanern nicht unnöthiger Weise Unruhe zu machen.

Nachdem das Schiff gewendet hatte, ging es in einer reizenden, fast ganz von Land umschlossenen Bucht, etwas über eine Meile von Uraga entfernt, vor Anker. Kayama machte hier noch zwei Besuche. Er überbrachte Geschenke, die nicht eher angenommen wurden, als bis er sich Gegengaben gefallen ließ. So unbedeutend dies aussieht, hatte es doch große Wichtigkeit, da die Japaner abermals gezwungen wurden, Fremde auf dem Fuß der Gleichheit zu behandeln. Die amerikanischen Geschenke waren viel werthvoller als die japanischen, und Kayama war deshalb nicht ohne Besorgniß, wie die höhern Beamten darüber urtheilen würden, daß er sie angenommen habe. Bei seinem zweiten Besuche erzählte er freudig, daß er die schönen Sachen behalten dürfe. Als er Abschied nahm, ließ ihm Perry Sämereien und einige Flaschenkörbe mit Wein überreichen. Das letzte Geschenk war am meisten nach seinem Geschmack, und sein Boot hatte sich kaum einige Ellen vom Schiff entfernt, als er einen Korb öffnete, eine Flasche herausnahm, ihr den Hals abschlug und sie auf das Wohl der Amerikaner leerte.

Japanisches Boot.

Eine kaiserlich japanische Barke.

V.

Perry's zweite Fahrt nach Japan.

Dritter Besuch der Liukiu. — Zugeständnisse des Regenten. — Rückkehr in die Bucht von Jeddo. — Perry siegt über die japanischen Versuche, ihn nach Nagasaki zu schicken. — Feierliche Zusammenkunft mit kaiserlichen Bevollmächtigten. — Begräbniß eines Schiffsfähnrichs. — Ueberreichung der Geschenke des Präsidenten. — Die ersten Eisenbahnfahrten in Japan.

Am 8. Juli hatte Perry die Bucht von Jeddo erreicht, am 17. desselben Monats verließ er sie wieder. Das Resultat seines kurzen Aufenthalts war ein befriedigendes und er durfte mit Grund hoffen, daß der Kaiser auf den Brief des Präsidenten eine günstige Antwort ertheilen werde. Noch im Augenblick seiner Abfahrt erwies er der Schiffahrt einen Dienst, indem er die Inseln untersuchte, die am Eingange der Bai eine Linie bilden. Alle sind vulkanischen Ursprungs, haben eine runde Form und steigen gegen die Mitte hin zu einem Kegel auf. Die meisten sind mit dem reichen Pflanzenmantel dieser Breiten bedeckt.

Auf offenem Meer wurden die Schiffe von einem Sturm erfaßt, der drei Tage anhielt. Seine Wirkung auf das Meer war so stark, daß die Strömung, die bei den Liukiu vorbeigeht, eine entgegengesetzte Richtung annahm und gegen

Westen und Süden floß. Zugleich senkte sich ein dichter Nebel auf die See herab, der Gegenstände in nächster Nähe nicht erkennen ließ und den Commodore zwang, sein Einlaufen in die Bucht von Napa bis zum Eintritt bessern Wetters zu verschieben. Am Nachmittage des 25. Juli ging er auf der alten Stelle vor Anker. Die „Supply", die er bei Napa zurückgelassen hatte, war durch den Sturm mitten in der Bucht wie eine Nußschale umhergeworfen worden. Ihre Offiziere erklärten, nie ein schlechteres Wetter erlebt zu haben. Sie berichteten, daß die Einwohner ihr Betragen nicht geändert hätten und so zurückhaltend wie zuvor geblieben wären; jedem Amerikaner, der das Land betreten, habe sich sofort ein Aufpasser zugesellt.

Dem mußte ein Ende gemacht werden. Der neue Regent wurde in einem Schreiben benachrichtigt, daß Perry einen freien, ungehinderten Verkehr mit dem Lande verlange. Der Markt müsse Jedermann geöffnet werden, schrieb der Commodore, damit man auf den Schiffen seine Auswahl treffen könne. Die dem Handel feindlichen Gesetze und Gebräuche paßten nicht mehr in die Zeit, ganz davon zu schweigen, daß der Regent nicht die Macht habe, sie gegen Fremde zur Geltung zu bringen. Er möge bedenken, daß Napa in kurzer Zeit ein Stelldichein für viele fremde Schiffe sein werde, und sich daher von vorn herein in die veränderten Verhältnisse fügen. In Japan, nach dessen Beispiel er sich richte, habe man die Amerikaner freundlich empfangen, und der Abschluß eines Handelsvertrags stehe bevor. Fahre er fort, den Amerikanern Aufpasser folgen zu lassen, so möge er die daraus entstehenden bösen Folgen sich selbst zuschreiben. Endlich brauche man ein Gebäude für eine Kohlenniederlage, und werde er es entweder selbst bauen oder, wenn der Regent die Sache übernehme, Miethe dafür bezahlen.

Der Gemeindevorstand von Napa, dem dieses Schreiben übergeben wurde, übernahm die Besorgung desselben und brachte die Antwort des Regenten. Schang Hiung Hun willigte in eine Unterredung, die am 28. Juli im Kungwa von Napa stattfinden sollte. Er war pünktlicher als der Commodore, den er mit verlegenen und ängstlichen Mienen empfing. In der That steckte der arme Mann in einer argen Klemme. Schlug er die amerikanischen Forderungen ab, so mußte er sich eines Angriffs überlegener Kräfte versehen, bewilligte er sie, so stand ihm seine Absetzung bevor. Sein sehr natürliches Bestreben, die Sache hinzuziehen, bis seine Gäste zur Abfahrt gezwungen seien, wurde durch Perry's Erklärung, daß er eine augenblickliche Entscheidung verlange, vereitelt. Er gab nun eine Antwort, deren ausweichender Charakter vorauszusehen gewesen war. Wie nur die Amerikaner von Aufpassern reden könnten! Es seien ja Beamte gewesen, die sich ihnen als Führer angeboten hätten. Daß ein freier Marktverkehr entstehe, wünsche Niemand lebhafter als der Regent, aber die Einwohner, namentlich die Frauen, seien so schüchtern und würden keine Waaren bringen. Außerdem erzeuge die Insel wenig, ja sie sei in dem Grade arm, daß selbst die Anwesenheit Dr. Betelheim's Verlegenheiten hervorgerufen habe. Wie würde es da erst werden, wenn die Amerikaner eine Kohlenniederlage errichteten!

Perry ließ keine dieser Ausflüchte gelten. Seine Offiziere hätten die Insel

bereist, entgegnete er, und er wisse daher, daß der Boden fruchtbar, die Bevölkerung fleißig und Ueberfluß an Lebensmitteln aller Art vorhanden sei. Wolle oder könne man kein Gebäude für Kohlen errichten, so werde er bei seinem nächsten Besuche Bauholz mitbringen und den Bau durch seine Leute ausführen lassen. Die Aufpasser dulde er unter keinen Bedingungen mehr, sollte auch Blutvergießen daraus entstehen. Erhalte er bis zum nächsten Mittag keine befriedigende Entscheidung, so setze er 200 Mann ans Land und nehme den Palast von Schudy so lange in Besitz, bis der Regent sich füge. Mit dieser Drohung entfernte er sich.

Zwei Stunden vor Ablauf der Frist war die Einwilligung des Regenten in alle Forderungen da. Die Kohlenniederlage werde bereits vorbereitet, schrieb der Regent, und in den nächsten Tagen solle ein Bazar eröffnet werden. Einwendungen wurden übrigens immer noch gemacht. Wer es verhindern könne, daß die Einwohner die Kohlen stählen? „Die Regierung", antwortete Perry, „die jeden Verlust ersetzen muß." Aber die Teifuns, die an dieser Küste in wahrhaft furchtbarer Weise wütheten, würden Kohlen und Niederlage ins Meer werfen. Darauf wolle man es ankommen lassen, erwiederten die Amerikaner.

Als einige Offiziere einen Ausflug nach dem alten Schlosse Timagusko machten, überzeugten sie sich, daß das Späherwesen noch immer das alte sei. Allerdings wurden sie nicht umschwärmt, sobald sie das Land betraten, aber im nächsten Kungwa waren Beamte versammelt, welche sie mit Thee bewirtheten und sich ihnen als Führer anschlossen. So hingen sich wie früher Aufpasser an ihre Fersen. Der Bazar wurde von den Eingebornen gut versorgt. Sie brachten Bodenfrüchte in ganzen Haufen und außerdem solche Erzeugnisse ihrer Industrie, für die sie bei den Fremden das meiste Interesse voraussetzten, Haarnadeln, seidene Binden, Fächer, lackirte Sachen, Tabakspfeifen und eine Menge Tabak. Die Preise wurden höher, sobald die Einwohner bemerkten, wie begierig ihre Gäste nach Andenken von den Liukiu waren. Zuletzt mußte für jeden Artikel fast das Doppelte bezahlt werden. Wie man sieht, ist der nationalökonomische Satz, daß das Verhältniß des Angebots zur Nachfrage die Preise regle, ein natürliches Gesetz des Verkehrs, das sich selbst auf den Liukiu Geltung verschafft.

Die Kohlenniederlage wurde so rasch gebaut, daß sie gerichtet und wasserdicht eingedeckt war, ehe die Amerikaner absegelten. Eines der Schiffe, der „Plymouth" unter Kapitän Kelly, blieb zurück, theils um die Einwohner bei ihrer neu angenommenen guten Gewohnheit eines freien Verkehrs zu erhalten, theils um Vermessungen der Liukiu und der Baily-Gruppe auszuführen. Durch die letztern wurde ermittelt, wie wenig zuverlässig die frühern Seekarten von diesen Gewässern sind. Man fand lange Klippenreihen, wo diese Karten ein sicheres Fahrwasser angeben. An der Ostküste der Liukiu-Gruppe wurde blos eine einzige Bucht gefunden, welche als Zufluchtshafen benutzt werden kann. Alle andern Einbuchtungen der Küste sind unnütz, die meisten wegen der Korallenriffe, welche sie nach allen Richtungen durchsetzen, andere, weil sie dem Wind und Wogenschwall ausgesetzt sind.

Commodore Perry wurde durch die Interessen des nordamerikanischen Han-

dels nach China gerufen. Die Zerwürfnisse mit England, Amerika und Frankreich, die in den verflossenen Jahren eigentlich nie aufgehört hatten, waren augenblicklich vor den innern Unruhen, die der Aufstand der Mingleute gegen die herrschende Mandschu-Dynastie hervorgerufen hatte, in den Hintergrund getreten. Man befürchtete in den Hafenplätzen, besonders in Kanton, einen allgemeinen Aufstand. Die ganze Umgegend des Perlflusses wimmelte von Dieben und Räubern, denen die politischen Zuckungen einen willkommenen Deckmantel darboten, und die Kraftmittel der Mandarinen waren ganz dazu geeignet, die Flamme zu schüren. Die amerikanischen Kaufleute wünschten unter diesen Umständen Kriegsschiffe in ihrer Nähe zu haben, und Perry mochte sich ihren Bitten um so weniger entziehen, als es in Japan augenblicklich für ihn nichts zu thun gab.

Auf dem Wege nach China begegnete man der lang erwarteten „Vandalia". Der „Powhattan" wurde dagegen verfehlt, da er einen andern Kurs, durch die Straße von Formosa, genommen hatte. Im Perlflusse theilte Perry seine Schiffe. Die „Supply", die den geringsten Tiefgang hatte, wurde auf den Ankerplatz vor Kanton geschickt, die meisten der andern Schiffe nahmen in Kum-sing-mun, dem Hafen der Opiumschiffe zwischen Makao und Hongkong, Stellung, Perry selbst ging nach Makao. Der letztere Ort gilt für so gesund, daß die in Kanton wohnenden Familien ihn im Sommer als Aufenthalt wählen. Die Amerikaner machten indessen die schlimmsten Erfahrungen. Das Krankenhaus, das sie einrichteten, wurde nie leer, und kaum ein Offizier und Matrose entging einem Fieberanfall. Auch Perry erkrankte in Folge der Anstrengungen, denen er sich hatte unterziehen müssen. Die „Supply" litt merkwürdiger Weise gar nicht, obgleich Kanton ganz von Land umschlossen, von Reisfeldern umgeben ist und der Fluß damals weit aus seinen Ufern getreten war, so daß der Faktorei-Garten ganz unter Wasser stand. Trotz des Fiebers wurde in Makao angestrengt gearbeitet. Die Matrosen hatten mit den Schiffen und Vorräthen zu thun, die Offiziere zeichneten Karten, und Perry führte einen ausgebreiteten Briefwechsel. In Mußestunden besuchte Jedermann den Markt und kaufte Merkwürdigkeiten. Makao ist damit gut versehen, und seine Waaren hatten für die Amerikaner wegen ihres von dem japanischen abweichenden Geschmacks einen gewissen Werth. Auf dem nebenstehenden Bilde geben wir ein Beispiel von der Manchfaltigkeit, die durch das Zusammenströmen vieler Artikel auf den ostasiatischen Handels- und Hafenplätzen geboten wird.

Um keines seiner Schiffe entbehren zu müssen, miethete und bewaffnete Perry einen Dampfer, dem die Sorge für die Sicherheit der Amerikaner in Kanton anvertraut wurde. Er beschleunigte seine Abfahrt so viel als möglich, damit nicht Andere ihm in Japan zuvorkommen möchten. Er war Augenzeuge, wie die französische Fregatte „Constantine" plötzlich mit versiegelten Befehlen in See stach, und hörte von einem russischen Geschwader, das, von Nagasaki kommend, in Schanghai vor Anker gegangen sei. Sobald daher der „Lexington" mit den erwarteten Vorräthen angekommen war, ging Perry wieder unter Segel, ohne sich durch die furchtbaren Schilderungen abschrecken zu lassen, die man ihm von den

Stürmen, Nebeln und Sturzwellen der japanischen Gewässer in der schlechten Jahreszeit entwarf.

In derselben Stunde, die zur Abfahrt bestimmt war, traf ein Dampfschiff mit der Ueberlandpost ein. Unter seinen Briefschaften befand sich eine Depesche für Perry, in der das Marineministerium ihm den Befehl ertheilte, eines seiner Kriegsschiffe als Schutz für die Amerikaner in China zurückzulassen. Nach reiflicher Erwägung beschloß Perry nicht zu gehorchen, weil jede Verminderung seines Geschwaders den Erfolg in Japan beeinträchtigen könne. Wenigstens diese Fahrt nach Jeddo sollten alle seine Schiffe mitmachen; später ließ sich eines von ihnen eher entbehren.

Der Kurs, dem man folgte, führte zu der Südspitze der Insel Formosa. Diese Spitze wird von einer reißend schnellen Strömung umflossen, die aus Nordosten kommt und vor der Ostküste an Geschwindigkeit abnimmt. Nach den sorgfältigen Beobachtungen der Amerikaner hat sie eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Golfstrom. Ein Sturm trat während der ganzen Fahrt nicht ein, und am 20. Januar 1854 erreichte das Geschwader Napa, ohne daß es von dem geringsten Unfall getroffen worden wäre.

Eine Wasserpfeife und andere Geräthschaften Ostasiens.

Das Benehmen der Bewohner war ein durchaus verändertes. Die Beamten lieferten Alles, was man bei ihnen bestellte, und nahmen ohne Widerstreben Geld dafür; die Bevölkerung war nicht mehr zurückhaltend und zeigte sich zu einem freundlichen Verkehr geneigt. Es kam nicht mehr vor, daß die Männer beim Anblick der Fremden sich entfernten, und selbst die Frauen, die auf dem Markte feil hielten, blieben in ihren Buden und setzten ihre Beschäftigung fort, ohne die Amerikaner scheinbar zu beachten.

Der Regent allein suchte jede Berührung möglichst zu vermeiden und benutzte dazu sein altes Mittel der Winkelzüge. Die ruhige Energie Perry's kam indessen auch bei ihm zum Ziel. Wie Schang Hiung Hun sich auch drehen und wenden mochte, er mußte die Fremden dennoch abermals in seinem Palast zu Schudy aufnehmen. Dort ging Alles eben so zu, wie bei dem ersten Besuche, nur mit dem Unterschiede, daß die Amerikaner beim Abschiede rothe Marken erhielten, für die sie sich in Napa Erfrischungen oder Waaren geben lassen sollten. Das war also eine Ausdehnung der Gastfreundschaft über die Schwelle des Palastes hinaus.

Die Münzen, die er sich erbat, bekam Perry auch diesmal nicht. Man nahm die funfzig Dollars an, die er in Schudy hinterlegte, gab sie ihm aber nach wenigen Tagen zurück, weil es unmöglich gewesen sei, japanische Münzen aufzutreiben. Die Beamten wiederholten, daß die Ausfuhr von gemünztem Gelde aus Japan verboten sei, und daß man sogar das Gold und Silber, das zu den Haarnadeln gebraucht werde, aus China einführen müsse.

In China hatten die Amerikaner von den Offizieren des russischen Geschwaders gehört, daß der Siogun bald nach der Zusammenkunft bei Uraga gestorben sei. Während des Aufenthalts in Napa wurde diese Nachricht durch ein amtliches Schreiben Duymaer van Twist's, Generalstatthalters vom niederländischen Indien, bestätigt. Die Holländer in Nagasaki waren von den japanischen Behörden ersucht worden, ihren amerikanischen Freunden vorzustellen, daß dieses Ereigniß nach den Sitten und Gesetzen des Landes viele und zeitraubende Trauerfeierlichkeiten und nicht minder eine Menge von Vorbereitungen für die Thronbesteigung des Nachfolgers nöthig mache. Während der Trauerzeit dürfe kein wichtiges Geschäft vorgenommen, mithin auch der Brief des Präsidenten nicht beantwortet werden. Ehe dies geschehen, müßten alle Statthalter Japans um ihre Meinung befragt und einer nach dem andern nach Jeddo beschieden werden, wobei wieder viel Zeit vergehe. Perry hielt die Nachricht vom Tode des Kaisers für falsch, für eine japanische List, durch die seine Rückkehr ins Ungewisse hinausgeschoben werden solle. Er antwortete daher, daß die gegenwärtigen Machthaber in Japan die freundschaftlichen Gesinnungen der Nordamerikaner genugsam kennen gelernt haben würden, um der Anknüpfung näherer Verbindungen zwischen Japan und Amerika keine Hindernisse in den Weg zu legen. War die Nachricht eine wahre, so ließ sich von der japanischen Aengstlichkeit, jeden möglichen Vorwand zu Unruhen zu beseitigen, nicht voraussetzen, daß man über Trauerfesten und Vorbereitungen der Thronfolge die Neubesetzung des Throns einen Augenblick lang versäumen werde. Japan hatte gewiß längst wieder einen Kaiser und die Geschäfte gingen ihren gewohnten Gang fort.

Die Fahrt von den Liukiu nach Japan war eine kurze und angenehme. Man untersuchte auf dieser Fahrt die nördlichen Liukiu und zwei Inseln, denen der Franzose Guerin, Befehlshaber der „Sabine", der für ihren Entdecker gelten kann, den Namen der Kleopatra-Inseln gegeben hat. Sie liegen unter 28° 48′ nördl. Br. und 128° 59′ östl. L. Beide liegen nahe bei einander und sind klein und unbewohnt. Viele Spuren deuten auf ihren vulkanischen Ursprung hin, namentlich die Krater, die man an der Spitze jedes der beiden Berge, welche die Mitte jeder Insel bilden, wahrnimmt.

Chosima, die Hauptinsel der nördlichen Gruppe, hat einen Umfang von 33 Meilen und gleicht mit seinen Bergen und seinen reichen grünen Thälern Groß-Liukiu. Es soll dicht bevölkert sein und viele Städte, Dörfer und gute Häfen besitzen. Ein Christ hat diese Insel nie betreten. Inwieweit die Macht des Regenten zu Schudy sich über sie erstreckt, ist nicht bekannt. Chosima wird in derselben Lage wie die übrigen Liukiu sein und unter japanischer Oberhoheit stehen. Mit

der südlichen Gruppe der Liukiu, die bei den Japanern Mijako-Sima heißt, wurden die Amerikaner durch die Fahrten ihrer Fregatte „Saratoga" näher bekannt. Die dortigen Einwohner sind im Aeußern, in der Sprache, den Sitten und Gebräuchen der Bevölkerung von Groß-Liukiu völlig gleich. Die Verwaltung führen Beamte des Regenten zu Schudy, mit denen in Gemäßheit der japanischen Politik oft gewechselt wird. Die geographische Lage aller Liukiu, die von Formosa bis zum eigentlichen Japan eine Inselkette bilden, scheint ausdrücklich dazu bestimmt zu sein, einen Verkehr zwischen Japan und China zu ermöglichen. Die unerfahrenen japanischen Schiffer können von Insel zu Insel fahren und finden an der Leeküste immer einen Hafen, der ihren gebrechlichen Fahrzeugen eine Zuflucht gewährt. Nach Siebold hat Japan von den Liukiu eine Einnahme im Werth von fast einer Million Thaler.

Am 11. Februar wurde der Eingang der Bai von Jeddo erreicht, wo man in der Nacht einen heftigen Sturm zu bestehen hatte, vor dem indessen eine Insel ziemlich schützte. Die alten bekannten Ufer hatten jetzt einen andern Charakter. Man hatte sie im vollsten Schmuck des Sommers gesehen, und nun trugen sie ihr Winterkleid. Die schönbewaldeten Schluchten hatten ihr Laubwerk verloren, die Dörfer, die sich früher so reizend hinter Gebüsch versteckt hatten, hoben sich mit scharfen Umrissen von dem nackten Boden ab. Die Felder sahen braun und düster aus, die Berge im Hintergrunde waren mit Schnee bedeckt, und der Fusi-Jama bildete eine ungeheure Pyramide, an der Wolken im eiligen Zuge vorbeijagten. Diesen Eindruck empfing das Auge, während der ganze Körper durch die kalte unfreundliche Luft an den Unterschied zwischen dem jetzigen und dem frühern Besuch erinnert wurde.

Die Amerikaner fuhren mit einem stattlichen Geschwader in der Bucht aufwärts. Sie hatten drei Dampfer: „Powhattan", „Susquehanna", „Mississippi", und vier Segelschiffe: „Lexington", „Vandalia", „Macedonian" und „Southampton". Fürchteten die Japaner diese Streitmacht, der sie nichts entfernt Aehnliches entgegenzusetzen vermochten, so gaben sie sich wenigstens nicht den Anschein. Sie suchten die Schiffe wie früher mit Booten zu umzingeln und beobachteten sie, als sie davon abstehen mußten, aus der Ferne. Perry fuhr bis zu dem äußersten Ankerplatze, den er im vorigen Sommer benutzt hatte, und nahm sogleich seine Sondirungen wieder auf. Gegen beides machten die japanischen Beamten, deren Besuch nicht auf sich warten ließ, die lebhaftesten Vorstellungen. Zuerst schlugen sie Uraga als Ort für die Unterhandlungen vor, und als Perry diesen Hafen als zu unsicher bezeichnete, nannten sie Kamakura, eine noch weiter unten liegende und geradezu gefährliche Rhede, offenbar in der Voraussetzung, daß die Amerikaner von zwei Uebeln das kleinere wählen und sich Uraga gefallen lassen würden. Dies war freilich nicht der Fall, und Perry sprach sogar von einer Fahrt nach Jeddo, wo sich am bequemsten unterhandeln lassen werde. Unaufhörlich boten die Beamten Erfrischungen an, aber als Geschenke, für die keine Bezahlung angenommen werden könne. Daß alle ihre Vorstell[illegible]en, alle ihre kleinen Mittel ohne Erfolg blie-

ben, hatte auf ihre Unermüdlichkeit keinen Einfluß. Weil die Amerikaner doch einmal in einem schwachen Augenblicke nachgeben konnten, zeigte sich täglich irgend ein Japaner, bald um sich nach dem Befinden des Commodore zu erkundigen, bald um Zuckerwerk zu überbringen, oder Vorräthe für die Mannschaft anzubieten, bald um zum hundertsten Mal zu fragen, ob die Amerikaner die Küste auch wirklich nicht betreten würden, ja einmal sogar um Knöpfe zurückzustellen, die ein muthwilliger Marinesoldat in ihr Boot geworfen hatte. Ob der Kaiser gestorben sei, ließ sich durch Fragen an die Beamten nicht ermitteln. Einmal erwähnte Kapitän Adams geradezu des Gerüchts, welches sich in China verbreitet, daß eine hohe Person gestorben sei, und wünschte zu wissen, ob die Sache sich so verhalte. „Ja", antwortete der Beamte, „vor kurzer Zeit ist eine sehr hohe Person gestorben." „Welchen Rang bekleidete der Verstorbene?" fragte Adams weiter. „Er war ein Fürst", lautete die Antwort.

Die große Sorge der Japaner war die, daß die Zusammenkunft in Uraga stattfinde. Auf diesen Punkt kamen sie immer wieder zurück und Uraga war ihr drittes Wort. Um Perry willfährig zu machen, gaben sie in einer minder wichtigen Sache nach und nahmen für die Gemüse, Zuckersachen, Eier und Hühner, die sie in Menge brachten, Gegengeschenke an. Perry blieb aber unbeugsam. „Ich war überzeugt", sagt er in seinem Bericht an den Marineminister, „daß meine Nachgiebigkeit bei den Japanern den Glauben erweckt haben würde, sie hätten einen Vortheil über mich davongetragen. Hätten Sie an einem einzigen Beispiel gesehen, daß ich von gefaßten Entschlüssen abzubringen sei, so würden sie bei den schwebenden Unterhandlungen durch Hartnäckigkeit zu siegen versucht haben. Es war daher eine richtige Politik, daß ich unter allen Umständen fest blieb und lieber den Schein eines unverständigen Eigensinns als den einer schwachen Nachgiebigkeit auf mich lud. Ich wußte, daß der Eindruck, den ich dadurch machte, auf den Gang der fernern Unterhandlungen von Einfluß sein würde."

Am 21. Februar war man noch nicht weiter: Perry erklärte wie immer, die erhaltenen Befehle nöthigten ihn, nach Jeddo zu gehen, und die Japaner antworteten wie immer, ihr Kaiser habe Uraga für die Unterhandlungen bestimmt. An jenem Tage willigte Perry ein, Kapitän Adams nach Uraga zu schicken, damit er dem dort anwesenden Würdenträger seine schriftliche Erklärung, daß er nicht in Uraga unterhandeln werde, überreiche. Adams fuhr mit der „Vandalia" ab, konnte jedoch erst am nächsten Tage landen, da ein heftiger Sturm eine Annäherung an die Küste gefährlich machte. Die amerikanischen Einwendungen gegen die Wahl von Uraga wurden dadurch gerechtfertigt.

Für die Zusammenkunft war nach Landessitte ein besonderes Gebäude errichtet worden, eine große Halle, funfzig Fuß lang und vierzig Fuß breit. Der Fußboden war mit weichen und feinen Matten belegt, und in einiger Entfernung von den Wänden zogen sich lange Bänke hin, die eine Decke von rothem Stoff hatten und vor denen Tische, mit seidenem Krepp behangen, standen. Die Amerikaner wurden eingeladen, sich auf die linke Seite zu setzen, die in Japan für den Ehrenplatz gilt. Bald darauf schob sich ein Vorhang zur Seite, der eine Thür be-

sam zur Belohnung für die Willfährigkeit, die man von ihnen erwartete, wurde den Amerikanern versprochen, daß der Vertrag in einem einzigen Tage zu Stande kommen werde, falls sie nach Uraga kämen. Als der Fürst zurückkehrte, erklärte er, daß die Antwort auf Perry's Brief, da verschiedene der höchsten Beamten zu Rathe gezogen werden müßten, erst in drei bis vier Tagen erfolgen könne. Die Amerikaner verabschiedeten sich nun, und man gab ihnen Alles, was sie nicht gegessen hatten, in Papier eingewickelt mit. Am Einschiffungsplatze entstand ein längerer Aufenthalt, da die hochgehende See das Besteigen der Boote nicht sogleich gestattete. Die Amerikaner glaubten die Umgebung mustern zu können, aber sie irrten sich. Man hatte den ganzen Platz mit acht Fuß hohen baumwollenen Schirmen umgeben, welche alle Aussicht in der Nähe benahmen. Die fernern Hügel waren sichtbar und zeigten sich dicht mit Männern, Frauen und Kindern besetzt. Als man sich endlich einschiffte, wurde ein neuer Vorzug der japanischen Boote, deren schnellere Fortbewegung man bereits kannte, offenbar. In den amerikanischen Booten wurden Alle durch das Wasser, das von den Rudern aufspritzte, ganz und gar durchnäßt, die in den japanischen Booten Sitzenden blieben trocken.

Am folgenden Tage, während dessen die „Vandalia" ihren Ankerplatz vor Uraga nicht verließ, erhielt man einen Besuch von Kayama. Auf dem amerikanischen Geschwader war bereits die Ansicht verbreitet, daß der wackere Statthalter von Uraga wegen seiner Freundlichkeit gegen die Fremden verhaftet worden sei, und man freute sich daher um so mehr, als er selbst erzählte, daß er blos durch Krankheit und Geschäfte bisher ferngehalten worden sei. Er kam, wie er sagte, um den Amerikanern aus freiem Antriebe Vorstellungen über ihre Hartnäckigkeit zu machen. Man kannte jedoch die japanische Taktik jetzt genau genug, um zu wissen, daß er das alte Thema Uraga im Auftrage seiner Regierung anrege. Er bestätigte diese Annahme mittelbar, indem er eine Antwort auf Perry's Brief für den folgenden Tag (24. Februar) anmeldete. Die Antwort kam und wiederholte lediglich, daß die Verhandlungen in Uraga geführt werden müßten. Hajaschi berief sich gewissermaßen auf das Gefühl des Commodore für Billigkeit und Schicklichkeit. Niemand streite ihm das Recht ab, nach Jeddo zu segeln, wie es dem europäischen und amerikanischen Gebrauch angemessen sei, aber er möge doch bedenken, daß in Uraga bereits ein Gebäude errichtet worden sei, und seine freundliche Gesinnung dadurch beweisen, daß er die Befehle des Kaisers und die Wünsche seiner Diener berücksichtige.

Jenes Schreiben Hajaschi's traf den Commodore nicht mehr auf seinem alten Ankerplatze. Die langen Unterhandlungen hatten Perry ungeduldig gemacht, und da die Japaner ihn nach Uraga hinzwingen wollten, indem sie erklärten, dort allein Holz und Wasser liefern zu können, so wollte er ihnen zeigen, daß er Gleiches mit Gleichem zu vergelten entschlossen sei. Er segelte daher mit seinen Schiffen in der Bucht aufwärts, bis er einen Punkt erreichte, wo man vom Mastkorbe aus Jeddo erblickte. Er war der Hauptstadt so nahe, daß er in der Stille der Nacht das Läuten ihrer Glocken hörte. Diese drohende Bewegung gab den Ausschlag. Mit einem Male ließen die Japaner Uraga fallen und willigten ein, daß die Un-

dienste verrichtete und der übrigen Mannschaft, die ihm den Namen Sam Patch, zu deutsch Hans Narr, gegeben hatte, unendlichen Spaß machte. Er gehörte ursprünglich zu einer Dschunke seines Landes, die ein Sturm weit ins Meer verschlagen hatte und deren aus sechzehn Köpfen bestehende Bemannung ein amerikanischer Kauffahrer aufgenommen hatte. Die Japaner waren nach San Francisco gebracht worden, wo sie ein Jahr lang an Bord eines Zollkutters gelebt hatten. Schließlich hatte man sie an den „Susquehanna" abgegeben und mit diesem Schiffe waren sie nach China gesegelt. Bei der Abfahrt nach Jeddo blieben funfzehn in Makao, weil sie in Japan ihr Leben verlieren würden, und Sam Patch war der Einzige, der sein Vaterland wiederzusehen Verlangen trug. Er war als Matrose eingetragen worden und hatte mithin nichts zu fürchten. In der Bucht von Jeddo wollte er seine Freunde von seinem Schicksal benachrichtigen, und so erfuhr Kayama, ohne den der Brief nicht bestellt werden konnte, daß ein Japaner an Bord sei. Der Statthalter verlangte seinen Landsmann zu sehen, und dieser wurde herbeigeholt. Der arme Mensch kam halb todt vor Furcht herbei und warf sich, an allen Gliedern zitternd, vor Kayama der Länge nach auf den Boden. So oft man ihm auch wiederholte, daß er als amerikanischer Matrose nichts zu fürchten habe, beruhigte er sich nicht eher, als bis der Statthalter das Schiff verlassen hatte. Welchen Einblick in die tyrannische Behandlung der untern Klassen gewährt diese knechtische Furcht eines Matrosen, dessen einziges Verbrechen darin bestand, daß eine höhere Macht sein armseliges Fahrzeug ins weite Weltmeer verschlagen hatte!

Die Untersuchungen der Bucht mit dem Senkblei waren fleißig fortgesetzt worden. Am 4. März mußte man sie aussetzen, denn der Wind wurde zum Sturm und peitschte die Wellen der Bucht hoch empor. Solche Unterbrechungen hatten schon öfter stattgefunden, wie denn der japanische Winter sich überhaupt im unliebenswürdigsten Licht zeigte. Häufig regnete es, zuweilen wirbelte ein Schneesturm über die Bucht, und die Kälte wurde um so empfindlicher, als sie immer in Verbindung mit Nässe auftrat. Wie die halbnackten Japaner Wind und Wetter auszuhalten vermochten, würde unbegreiflich gewesen sein, wenn man nicht die harten Arbeiten gesehen hätte, durch die ihr Blut in Umlauf erhalten wurde.

In einen andern Ort der Zusammenkunft hatten die Japaner gewilligt, aber sie wollten nun auch genauer wissen, was von ihnen gefordert werden würde. Um das zu ergründen, wurde der Statthalter von Uraga zum Geschwader geschickt. Alles, was er sagte, lief darauf hinaus, daß die Amerikaner sich auf einen Verkehr mit Nagasaki beschränken müßten. „Wie viel Kohlen werdet Ihr jährlich brauchen?" war seine erste Frage. Man antwortete ihm, das lasse sich nicht so genau bestimmen, denn in einem Jahre würden weniger, in einem andern mehr Schiffe anlegen. „Aber Ihr braucht vor allen Dingen einen Hafen", fuhr er fort, „in dem Kohlen bequem eingeladen werden können." „Allerdings", antwortete Kapitän Adams, „und ein Hafen an der Südküste von Nippon wäre uns der liebste." Sogleich beeilte sich Kayama zu erklären, daß die meisten und besten

setzte, präsentirten die Soldaten das Gewehr, die Musik spielte einen lebhaften Marsch und die Boote feuerten aus ihren Haubitzen 21 Schüsse. Die Mannschaften blieben am Ufer zurück. Die Offiziere folgten in einer langen Linie.

Das Zimmer, in das Perry zuerst geführt wurde, hatte eine ähnliche Einrichtung wie die Halle in Gorihama erhalten. Dicke Matten von Reisstroh bedeckten den Fußboden, lange und breite Bänke, die mit rothem Tuch bedeckt waren, zogen sich an den Wänden hin, und vor ihnen standen eben so geschmückte Tische. Die Fensterscheiben wurden durch geöltes Papier ersetzt, das ein mattes Licht erzeugte, während zahlreiche kupferne Becken mit glühenden Holzkohlen eine angenehme Wärme verbreiteten. Auf den Tapeten, die an den Wänden hingen, waren Bäume und Thiere verschiedener Art, namentlich Vögel abgebildet. Der Kranich kehrte auf diesen Gemälden am häufigsten wieder, und die Maler schienen ihre Kunst dadurch haben zeigen zu wollen, daß sie den langen Hals dieses Vogels in allen möglichen Verrenkungen darstellten. Auf unserm Bilde, das Perry's Eintritt in die Halle darstellt, sieht man auch Kraniche als besonders hervortretenden Tapetenschmuck.

Nachdem man den Amerikanern wie früher in Gorihama den Ehrenplatz zur Linken angewiesen hatte, traten die kaiserlichen Bevollmächtigten ein und setzten sich zur Rechten. Von diesem Augenblicke an blieben alle übrigen anwesenden Japaner auf ihren Knieen. Der Unterhändler waren fünf, ihre Schreiber und Dolmetscher nicht mitgerechnet. Hajaschi war ohne Zweifel der vornehmste unter ihnen, denn an ihn richteten die Unterbeamten ihre Worte allein. Er war ein Mann von etwa 55 Jahren mit einem hübschen Gesicht, dessen ernster und fast herrischer Ausdruck durch ein gutmüthiges Auge und ein höfliches Lächeln gemildert wurde. Ido, Fürst von Tsusima, schien 50 Jahre alt zu sein und fiel durch die Lebhaftigkeit seiner Züge wie durch die Wohlbeleibtheit seines langen Körpers auf. Der dritte und jüngste der Fürsten, Mimasaki, war der hübscheste von allen und zugleich der lebhafteste. Wenn die Musik der Amerikaner spielte, gerieth er in die lebhafteste Bewegung und schlug mit Händen und Füßen den Takt. Nach der Behauptung der Dolmetscher war er einem lebhaften Verkehr mit dem Ausland am meisten geneigt. Der vierte Bevollmächtigte Udono war kein Fürst, aber ein Beamter vom höchsten Range, ein Mitglied der obersten Steuerbehörde. Er war hochgewachsen und seine stark ausgeprägten Züge trugen den mongolischen Ausdruck. Welchen Rang der fünfte und letzte Bevollmächtigte, Matsusaki Michitari, einnehme und welche Rolle er bei der Zusammenkunft spiele, wurde den Amerikanern nicht gesagt. Er hielt sich von den übrigen vier fern und neben ihm kauerte ein Schreiber, der ununterbrochen Bemerkungen eintrug. Matsusaki schien mindestens 60 Jahre zu zählen und hatte einen langen, abschreckend magern Körper. Sein häßliches, mürrisches Gesicht war mit einer gelben Haut bekleidet und sah dann besonders abstoßend aus, wenn Matsusaki es verzerrte, um mit seinen kurzsichtigen Augen besser zu sehen. Nach dem bekannten System der Japaner ist es mehr als wahrscheinlich, daß diese Vogelscheuche als Aufpasser anwesend war.

versprochen, daß er die Gesetze beobachten wolle, und er darf also keine Veränderung derselben vornehmen. Aus diesem Grunde hat ein russischer Gesandter, der kürzlich in Nagasaki eingetroffen ist, diesen Ort verlassen müssen, ohne daß ihm eine Antwort auf unstatthafte Wünsche zu Theil geworden wäre.

Auf alle die Gegenstände, welche das von Ew. Excellenz überreichte Schreiben enthält, eine befriedigende Antwort zu geben, wird von den Reichsgesetzen auf die bestimmteste Weise untersagt. Freilich würden wir den Geist der Zeit mißverstehen, wenn wir den alten Gesetzen anhänglich zu sein fortfahren wollten, aber eine gebieterische Nothwendigkeit beherrscht uns.

Wir geben zu, daß die Wünsche Ihrer Regierung in Beziehung auf Steinkohlen, Holz, Lebensmittel, Wasser und die Rettung von Schiffen und deren Bemannung in Fällen der Noth dringlicher Natur sind, und wollen sie vollständig erfüllen. Sind wir über den Hafen unterrichtet, den Ew. Excellenz wählen, so werden wir ihn herrichten, wozu wir muthmaßlich fünf Jahre brauchen.

Da wir hinsichtlich der Steinkohlen ohne Anhalt sind, so wünschen wir nähere Angaben zu erhalten und werden dann Alles thun, was mit unsern Gesetzen nicht in Widerspruch steht. Wie viele Kohlen brauchen Sie und was verstehen Sie unter Lebensmitteln? Damit ein Anfang gemacht werde, können Sie bereits im nächsten japanischen Monat zu Nagasaki Kohlen einnehmen. Was Ihre Schiffe brauchen und was ihnen von Erzeugnissen des Reichs geliefert werden kann, sollen sie erhalten. Die Preise der Waaren und die zulässigen Tauschartikel sollen festgesetzt werden."

Perry ging sogleich auf eine kurze Erörterung dieser Entscheidung ein. Er bemerkte, daß es seinem Vaterlande vor allen Dingen auf einen Vertrag ankomme, der etwa dieselben Bedingungen enthalte wie der, welchen die Vereinigten Staaten mit China abgeschlossen hätten. Dazu sei er da, und hoffentlich erreiche er seinen Zweck auf eine friedliche Weise. Sei das nicht der Fall, so würde seine Regierung eine größere Kriegsflotte schicken. Dann überreichte Perry eine Abschrift des Vertrags mit China und zwei von ihm selbst herrührende Schreiben, in denen er seine auf die unmittelbare Gegenwart gerichteten Forderungen auseinandersetzte und einen Freundschaftsvertrag noch einmal empfahl.

Mit Hinweglassung alles Unwesentlichen sagten diese Schreiben:

„Wir wünschen einen Vertrag gleich dem chinesischen. Die Regierung von China hat aus ihrem Uebereinkommen mit den Vereinigten Staaten wesentliche Vortheile geschöpft. Im letzten Jahre haben die Nordamerikaner in den chinesischen Häfen für 3,600,000 Taels*) Thee und für 3,000,000 Taels rohe und verarbeitete Seide gekauft. Fast 30,000 Unterthanen des Kaisers von China haben Amerika besucht, wo man sie freundlich aufgenommen und ihnen gestattet hat, jedes beliebige Geschäft zu treiben. Sie haben Tempel bauen und nach ihrer Art Gottesdienst halten dürfen. Alle haben Geld gesammelt und viele von ihnen sind nach kurzer An-

*) Der Tael oder Tehl ist die chinesische Silberunze von ganz feinem Silber und hat genau einen Werth von zwei preußischen Thalern.

wesenheit mit Summen von 300 — 1000 Taels nach ihrem Vaterland zurückgekehrt. Aehnliche oder dieselben Vortheile würden für Japan entstehen und man könnte unbedenklich mit dem freien Verkehr einen Versuch machen. Gegenwärtig beschäftigen sich fünfhundert große amerikanische Schiffe in den japanischen Gewässern mit dem Walfischfang. Sie leiden oft Noth, weil man ihnen Holz und Wasser verweigert, und die Vereinigten Staaten können die Fortdauer einer Politik, welche von dem Verfahren der ganzen gebildeten Welt abweicht, nicht länger dulden.

Um dem Kaiser einen Beweis seiner freundschaftlichen Gesinnungen zu geben, hat der Präsident mich geschickt und mir drei unserer prächtigsten Dampfer, deren Amerika große und kleine zu vielen Tausenden besitzt, zur Verfügung gestellt und mich mit Modellen unserer nützlichsten Erfindungen versehen. Es wäre unbegreiflich, wenn Japan nach so vielen Beweisen von gutem Willen die Gelegenheit nicht ergriffe, mit einem Volke, das mit weiser Voraussicht alle Veranlassungen zu künftigen Mißverständnissen entfernt, einen freundschaftlichen Verkehr anzuknüpfen. Immerhin möge man den Vertrag auf eine kürzere Zeit abschließen, damit beide Völker sich überzeugen können, ob ein lebhafterer Verkehr ihnen Nutzen oder Schaden bringe.

Obgleich wir eingesalzenes Fleisch im Ueberfluß haben, wünschen wir doch täglich eine gewisse Menge frisches Fleisch, Gemüse und ähnliche Lebensmittel zu erhalten und werden dafür bezahlen, was man fordert. Wir bedürfen ferner Holz und Wasser und werden sehr dankbar sein, wenn man uns diese Artikel liefert.

Die Gesundheit unserer Offiziere und Matrosen verlangt, daß sie sich an der Küste Bewegung machen. Bis jetzt habe ich aus Achtung vor den japanischen Gesetzen Jedermann, den seine Pflicht dorthin nicht führte, verboten, das Ufer zu betreten, aber ich bin überzeugt, daß sich Einrichtungen treffen lassen, welche meinen Leuten eine gewisse Verbindung mit der Küste gestatten.

Der kaiserlichen Regierung werden Nachzeichnungen der Karten, welche meine Offiziere aufgenommen haben, überreicht werden. Um unsere Aufnahmen ganz sicher zu machen, ist die Errichtung von Meßstangen erforderlich, und ich hoffe, daß meine Offiziere bei diesem Geschäft keine Belästigungen erfahren werden."

Zwei Tage vor der Zusammenkunft war einer der Schiffsfähnriche gestorben. Um ihm ein anständiges Begräbniß verschaffen zu können, bat Perry um Ueberlassung eines Grundstücks, das zum Kirchhof eingerichtet werden sollte. Dieser Antrag schien die Bevollmächtigten in Verlegenheit zu setzen und sie zogen sich in ein Nebenzimmer zurück, um allein zu berathen. Während ihrer Abwesenheit wurden den Amerikanern Erfrischungen vorgesetzt, verschiedene Suppen, Fische, Kuchen, Früchte und Saki. Perry nahm die Bewirthung an, bemerkte aber, daß es den amerikanischen Gebräuchen mehr entsprechen würde, wenn die Wirthe sich mit den Gästen zu Tische setzten. Sogleich kehrten der zweite und dritte Bevollmächtigte zurück, um am Mahle Theil zu nehmen. Der eine füllte eine Schale

versprochen, daß er die Gesetze beobachten wolle, und er darf also keine Veränderung derselben vornehmen. Aus diesem Grunde hat ein russischer Gesandter, der kürzlich in Nagasaki eingetroffen ist, diesen Ort verlassen müssen, ohne daß ihm eine Antwort auf unstatthafte Wünsche zu Theil geworden wäre.

Auf alle die Gegenstände, welche das von Ew. Excellenz überreichte Schreiben enthält, eine befriedigende Antwort zu geben, wird von den Reichsgesetzen auf die bestimmteste Weise untersagt. Freilich würden wir den Geist der Zeit mißverstehen, wenn wir den alten Gesetzen anhänglich zu sein fortfahren wollten, aber eine gebieterische Nothwendigkeit beherrscht uns.

Wir geben zu, daß die Wünsche Ihrer Regierung in Beziehung auf Steinkohlen, Holz, Lebensmittel, Wasser und die Rettung von Schiffen und deren Bemannung in Fällen der Noth dringlicher Natur sind, und wollen sie vollständig erfüllen. Sind wir über den Hafen unterrichtet, den Ew. Excellenz wählen, so werden wir ihn herrichten, wozu wir muthmaßlich fünf Jahre brauchen.

Da wir hinsichtlich der Steinkohlen ohne Anhalt sind, so wünschen wir nähere Angaben zu erhalten und werden dann Alles thun, was mit unsern Gesetzen nicht in Widerspruch steht. Wie viele Kohlen brauchen Sie und was verstehen Sie unter Lebensmitteln? Damit ein Anfang gemacht werde, können Sie bereits im nächsten japanischen Monat zu Nagasaki Kohlen einnehmen. Was Ihre Schiffe brauchen und was ihnen von Erzeugnissen des Reichs geliefert werden kann, sollen sie erhalten. Die Preise der Waaren und die zulässigen Tauschartikel sollen festgesetzt werden."

Perry ging sogleich auf eine kurze Erörterung dieser Entscheidung ein. Er bemerkte, daß es seinem Vaterlande vor allen Dingen auf einen Vertrag ankomme, der etwa dieselben Bedingungen enthalte wie der, welchen die Vereinigten Staaten mit China abgeschlossen hätten. Dazu sei er da, und hoffentlich erreiche er seinen Zweck auf eine friedliche Weise. Sei das nicht der Fall, so würde seine Regierung eine größere Kriegsflotte schicken. Dann überreichte Perry eine Abschrift des Vertrags mit China und zwei von ihm selbst herrührende Schreiben, in denen er seine auf die unmittelbare Gegenwart gerichteten Forderungen auseinandersetzte und einen Freundschaftsvertrag noch einmal empfahl.

Mit Hinweglassung alles Unwesentlichen sagten diese Schreiben:

„Wir wünschen einen Vertrag gleich dem chinesischen. Die Regierung von China hat aus ihrem Uebereinkommen mit den Vereinigten Staaten wesentliche Vortheile geschöpft. Im letzten Jahre haben die Nordamerikaner in den chinesischen Häfen für 3,600,000 Taels*) Thee und für 3,000,000 Taels rohe und verarbeitete Seide gekauft. Fast 30,000 Unterthanen des Kaisers von China haben Amerika besucht, wo man sie freundlich aufgenommen und ihnen gestattet hat, jedes beliebige Geschäft zu treiben. Sie haben Tempel bauen und nach ihrer Art Gottesdienst halten dürfen. Alle haben Geld gesammelt und viele von ihnen sind nach kurzer An-

*) Der Tael oder Tehl ist die chinesische Silberunze von ganz feinem Silber und hat genau einen Werth von zwei preußischen Thalern.

bis zum Rande mit Saki, trank sie mit einem Zuge aus und kehrte sie um, damit die Amerikaner sähen, daß er keinen Tropfen darin gelassen habe.

Nach dem Essen erhielt Perry Antwort auf seine Bitte. Man sagte ihm, daß ein Tempel in Nagasaki als Begräbnißplatz für Fremde angewiesen sei. Perry möge daher die Leiche nach Uraga schicken, von wo eine japanische Dschunke sie in der angemessenen Jahreszeit abholen werde. Der Commodore antwortete, jedes Volk gewähre fremden Todten eine letzte Ruhestätte; gebe es auf dem festen Lande keinen passenden Platz, so werde er den Verstorbenen auf einer nahen kleinen Insel begraben. Das schien den Japanern aus irgend einem unbekannten Grunde das Unangenehmste von Allem zu sein und sie versprachen in der Nähe von Yokuhama einen Platz anzuweisen.

Buddhistischer Begräbnißplatz.

Die übrigen Amerikaner waren in der Vorhalle bewirthet worden und hatten sich bei den ungeschickten Versuchen der Japaner, ihre Bildnisse zu zeichnen, köstlich unterhalten. Als Perry sich von den Bevollmächtigten verabschiedete, schlossen sie sich ihm an, und der Zug zu den Schiffen bildete sich wieder so, wie er gekommen war.

In den Frühstunden des nächsten Tags kam ein Beamter an Bord, um dem Leichenzuge das Geleit zu geben und ein neugieriges Zudrängen der Einwohner zu verhüten. Der Schiffskaplan Jones ging mit ans Land, und die japanischen Behörden empfingen ihn mit einer Achtung, die sehr gegen den angeblichen Haß sprach, mit dem die Japaner das Christenthum betrachten sollen. In dem nahen Dorfe, dessen Gassen man durchschreiten mußte, traten die Einwohner vor die Thüren und blickten mit Theilnahme auf die neue Scene. Alle benahmen sich so anständig, als ob ein Mann ihres Volks bestattet werde. Der Begräbnißplatz, den die nebenstehende Abbildung darstellt, lag in der Nähe eines Kirchhofs. Hier hatte sich ein buddhistischer Priester eingestellt. Dieser Mann — unsere nächste Abbildung stellt ihn dar — setzte sich, als Jones die Gebete der anglikanischen Kirche zu lesen anfing, auf eine Matte vor einen Altar, auf dem Weihrauch brannte und verschiedene Gegenstände, ein Gefäß mit Saki, etwas Reis, ein Gong und Papierstreifen, lagen.

Als die amerikanische Trauerfeier beendet war, schlug er sein Gong, zählte eifrig die hölzernen und gläsernen Kügelchen seines Rosenkranzes und erhielt den Weihrauch im Glühen.

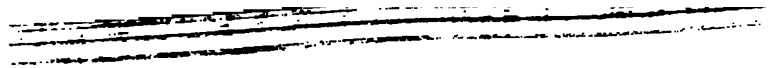
In den nächsten Tagen fanden noch mehrere Verhandlungen statt, bei denen aber weder Perry noch die kaiserlichen Bevollmächtigten, sondern Adams und japanische Beamte von untergeordnetem Range thätig waren. Die Amerikaner kamen dabei ihren Zwecken etwas näher, wenn die Japaner auch Schwierigkeiten über Schwierigkeiten machten und mit ihren Zugeständnissen so lange wie möglich zögerten. Dem Commodore und seinen Offizieren wurde gestattet, an die Küste zu gehen, wo sie ihre Spaziergänge bis auf die Entfernung von einer Meile ausdehnen durften. Lebensmittel aller Art wurden täglich geliefert und von den Amerikanern mit Geld nach dem Gewicht bezahlt. Dagegen wurde Perry's Wunsch, daß man ihm die Häfen, welche dem Handel geöffnet werden sollten, näher bezeichnen möge, nicht erfüllt. Die Japaner entschuldigten sich damit, daß die Sache so neu, ihren Gesetzen so widersprechend sei und der reiflichsten Erwägung bedürfe. Als er ihnen sagen ließ, daß er, von den bisherigen Ergebnissen seiner Sendung nicht befriedigt, auf einem Vertrage bestehe und in der nächsten Woche ein Schiff abgehen lassen werde, um Bericht an den Präsidenten zu erstatten, wurden die Japaner ängstlich und fragten: „Die Amerikaner sind doch unsere Freunde noch?" „Gewiß", lautete die Antwort, welche sie sichtlich beruhigte.

Japanischer Bonze.

Am 13. März wurden die für den Kaiser, die Bevollmächtigten und andere Beamte bestimmten Geschenke überreicht. Auf diese Ceremonie bezieht sich das beigegebene Tonbild. Es waren ihrer so viele und einige hatten einen solchen Umfang, daß man mehrere der größten Boote brauchte, um sie an die Küste zu schaffen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß die amerikanische Regierung die meisten dieser Gegenstände von den Erfindern oder Verfertigern geschenkt erhalten hatte, so daß sie wenig hinzuzufügen brauchte. Für den Kaiser hatte man besonders solche Sachen gewählt, welche die Kulturweise und den Bildungsstandpunkt des Westens bezeichneten. Man gab der japanischen Majestät eine Eisenbahn mit einer Dampfmaschine, einen elektrischen Telegraphen, eine Druckerpresse, ein Rettungsboot, eine Lorgnette, verschiedene Bücher, darunter Audubon's berühmte Werke über die Vierfüßer und die Vögel Amerikas, Abbildungen der in den Vereinigten Staaten lebenden Indianerstämme, geographische Karten aller Unionsstaaten, Ackerbaugeräthe mit den neuesten Verbesserungen, ein ganzes Stück Tuch, einen Ballen Baumwolle, einen Ofen, Büchsen, Pistolen und Säbel, endlich geistige Getränke aller Art, namentlich Champagner und nordamerikanischen Whiskey. Die Kaiserin erhielt ein Fernrohr, eine Lorgnette in einem vergoldeten Gehäuse, einen vergoldeten Toilettentisch mit allem Zubehör, eine rothe Sammetkleidung, ein schillerndes geblümtes Seidenkleid, einen prachtvollen Mantel, Audubon's Werke mit Stahlstichen, ein vollständiges Porzellangeschirr, eine Sanduhr, einen Ofen für ihr Empfangzimmer, eine Kiste mit den besten Weinen, ein Pommadenkästchen, Seifen der verschiedensten Art und Farbe. Den Beamten wurden je nach ihrem Range Bücher, Flinten, Pistolen, Degen, Kleidungsstücke, Landkarten, Oefen, Uhren und Weine und Branntweine von allen Gattungen eingehändigt. Die Güte der Getränke stellten die Beschenkten unverzüglich auf die Probe und gaben ihre volle Zufriedenheit zu erkennen.

Diese Geschenke wurden in ein Gebäude gebracht, welches ausdrücklich für sie gebaut worden war. Bei der Zusammensetzung der Maschinen wurde der Raum nie von Japanern leer, welche Hülfe leisteten, so viel sie konnten. Der Telegraph war das Wunder, das sie am meisten anstaunten. Man hatte die Drähte zu einem eine Viertelmeile entfernten Hause geführt und begann sogleich in englischer, holländischer und japanischer Sprache zu telegraphiren. Die Japaner sahen mit einem Erstaunen, das fast dem Schrecken gleichkam, wie blitzesschnell die Mittheilungen hin und her gingen und wurden nicht müde, das Arbeiten der Maschine in nächster Nähe zu beobachten.

Nächst dem Telegraphen fand die Eisenbahn die meisten Bewunderer. Die Schienen wurden im Kreise gelegt und die Zwerglokomotive, ein meisterhaft ausgeführtes Modell, brauste mit einer Schnelligkeit von fünf Meilen in der Stunde auf ihnen herum. Der angehängte Personenwagen, ebenfalls ein Muster amerikanischer Arbeit, war so winzig, daß höchstens ein sechsjähriges Kind in ihm Platz hatte. Die japanischen Beamten wollten sich aber den Genuß einer Eisenbahnfahrt nicht versagen und einer nach dem andern kletterte auf das Dach des Wagens.



den Schiffen zurückzukehren habe, und händigte dem Boten einen schriftlichen Befehl gleichen Inhalts ein. Der Schuldige war der Schiffskaplan Bittinger. Die Japaner konnten ihn leicht für einen Offizier halten, da der geistliche Herr ein Schwert um seine Lenden gegürtet hatte. Er hatte ihnen Anstoß genug gegeben. In Kanagawa war er in einen Laden getreten, hatte nach japanischem Gelde gefragt, eine Wage ergriffen, das erhaltene Gold, Silber und Kupfer gegen amerikanische Münzen abgewogen und mit der Hand am Säbel einen Tausch ertrotzt. Er hatte dabei kein schlechtes Geschäft gemacht, da er für sechs Goldstücke, sechs Silbermünzen und eben so viele Kupfermünzen blos drei und einen halben Dollar (4 Thaler 23½ Sgr.) gegeben hatte. Dann war er in der Richtung auf Jeddo weiter gegangen und hatte jeden Versuch, ihn aufzuhalten, mit drohenden Geberden und geschwungenem Säbel abgewiesen. Endlich, erzählten die Japaner, kam er an einen tiefen Fluß, wo es eine Fähre gab. Die Fährleute, die auf dem andern Ufer waren, achteten seiner Drohungen nicht, und er war eben im Begriff, bei einer Furt durch den Fluß zu waten, als Perry's Befehl ihn zur Umkehr nöthigte.

Den Japanern macht es alle Ehre, daß sie sein unverschämtes Betragen entschuldigten. „Er hat das Schwert gezogen", sagten sie, „aber nicht um Jemand zu verletzen, sondern zu seiner Unterhaltung."

Chinesen Handel getrieben haben. Es lag uns nichts daran, außer ihnen auch mit andern Völkern Verbindungen zu haben, und dies hat unsern Austausch von Waaren zu einem sehr unbedeutenden gemacht. Segelt nach Nagasaki", sagte das kaiserliche Schreiben zum Schluß, „und holt Euch Holz, Steinkohlen, Wasser und andere Bedürfnisse. Was eigentliche Waaren betrifft, so ist unser und Euer Geschmack sehr verschieden, und auch hinsichtlich des Preises weichen die Ansichten so von einander ab, daß wir zuerst gegenseitig Versuche und Prüfungen anstellen müssen, worauf nach fünf Jahren die Oeffnung eines zweiten Hafens erfolgen kann."

Dieses Schreiben erweckte geringe Hoffnungen. Perry sollte mit unbestimmten Erwartungen, die vielleicht nach fünf Jahren in Erfüllung gingen, abgespeist und inzwischen auf den gewöhnlichen Verkehr in Nagasaki angewiesen werden. Alle dort anlegenden Schiffe waren ohne Ausnahme mit denselben Dingen versorgt worden, die man auch ihm zu liefern versprach, und was er vor ihnen voraus hatte, war nichts als das Recht, für diese Dinge bezahlen zu dürfen.

Bei einer zweiten Zusammenkunft mit den kaiserlichen Bevollmächtigten, die eine formlosere als die erste war, bezeichnete Perry seinen Standpunkt so genau, daß kein Mißverständniß möglich war. Man wollte die Amerikaner wie immer auf Nagasaki beschränken und sie selbst dort nur unter der Bedingung dulden, daß sie sich von den Holländern und Chinesen fern hielten. „Nagasaki", antwortete er, „ist gerade der Hafen, von dem wir unter keiner Bedingung etwas wissen wollen. Die dortigen Behörden und Einwohner haben sich seit so langer Zeit an die Unterwürfigkeit der Holländer gewöhnt, daß sie von uns Dinge verlangen würden, die sich kein Amerikaner gefallen lassen kann, und die ernstesten Folgen würden nicht ausbleiben. Von Beschränkungen, wie sie den Holländern und Chinesen auferlegt worden sind, will ich nichts hören und werde jede Anspielung darauf als Beleidigung betrachten." Wolle man ihm nicht fünf Häfen einräumen, so rechne er mindestens auf drei: Uraga oder Kagosima auf der Insel Nippon, Matsmai auf der Insel Jesso und Napa auf Groß-Liukiu.

Nach vielen Winkelzügen, bei denen Berufungen auf die Reichsgesetze die Hauptrolle spielten, gestanden die Bevollmächtigten einen andern Hafen als Nagasaki zu, aber nicht Uraga, sondern Simoda. Der Commodore möge ein Schiff dorthin schicken und die Bucht untersuchen lassen. Die Liukiu seien ein entfernter Vasallenstaat, in dem der Kaiser nur eine beschränkte Macht ausübe, so daß über Napa nichts entschieden werden könne. In demselben Verhältniß stehe Jesso zum Reiche. „Gut", antwortete Perry, „so werde ich nach Matsmai segeln und mit dem Fürsten unmittelbar verhandeln." Als die Bevollmächtigten das hörten, versprachen sie in sechs Tagen, am 23. Mai, eine endgültige Entscheidung des Kaisers über Matsmai zu bringen.

Der letzte Punkt, der erörtert wurde, betraf die Behandlung der Schiffbrüchigen. „Sie dürfen nicht frei umhergehen", sagten die Japaner, „denn wie leicht könnten Seeräuber unter ihnen sein, und wie könnten wir diese von den übrigen unterscheiden?" — „Es widerspricht der Gerechtigkeit gänzlich", antwortete

Reis erhielten die Amerikaner in zweihundert großen Säcken, von denen jeder 150 Pfund (123½ deutsche Zollpfund) wog. Aus welchem Grunde unter die Geschenke Hunde aufgenommen wurden, ist nicht bekannt, wenn es nicht deshalb geschah, weil die Art, die der Kaiser verschenkt, die seltenste und theuerste ist. Dieselben gehören zu der Gattung der Wachtelhunde.

Die Amerikaner betrachteten die kaiserlichen Geschenke noch, als ihre Aufmerksamkeit auf einen Haufen riesiger Menschen gelenkt wurde, die schwer wie Elephanten auf dem Ufer dahergetrabt kamen. Es waren Ringer, fünfundzwanzig an Zahl, die zum Gefolge der kaiserlichen Bevollmächtigten gehörten. Man hatte sie herbeigerufen, damit sie den Fremden ein Fest nach japanischer Art bereiteten. In den Ländern des Westens richtet man die Nahrungsweise und die Uebungen der Athleten so ein, daß die Muskeln zur höchsten Entwicklung gelangen, der Körper aber von allen unnöthigen Fettheilen befreit wird. In Japan handelt man nach andern Grundsätzen. Allerdings ist auch dort die höchste Ausbildung der Muskeln die Hauptsache, aber man mästet die Ringer förmlich, bis sich unter der Haut eine Fettmasse ablagert, welche die bezeichnenden Unterschiede der Körpertheile fast aufhebt. Die Nase, die Augen ziehen sich hinter Fettwülste zurück, Hals und Nacken erscheinen wie bloße Fettlappen, den Wampen des Stiers ähnlich. Je unförmlicher ein Ringer wird, um so mehr bewundert man ihn.

Die häßlichen Klumpen, aus denen die Körper der fünfundzwanzig Ringer sich zusammensetzten, wurden um so sichtbarer, als sie mit wenig Kleidern, einem bloßen Schurz um den Unterleib, bedeckt waren. Den berühmtesten von allen, der als das Entzücken von Jeddo vorgestellt wurde, führte man zu Perry, damit dieser seine ungeheuren Glieder selbst befühle. Man ließ die Ringer nun einen ersten Beweis ihrer Stärke geben, indem man ihnen befahl, die schweren Reissäcke von 123½ Zollpfund aufzuheben und fortzutragen. Mit Ausnahme von zweien lud jeder zwei Säcke, den ersten ohne Beihülfe, auf seine rechte Schulter. Einer nahm einen Sack unter den Arm und schlug mit dieser Last mehrere Purzelbäume, die ihn nicht die geringste Anstrengung zu kosten schienen.

Nach diesem Vorspiel legten die Ringer die weiten japanischen Oberkleider an und zogen sich hinter Schirme zurück. Nun folgte die Hauptvorstellung. Ein Ringerpaar nach dem andern trat wieder hervor, warf das Obergewand ab und begab sich in einen Ring vor der offenen Halle, in der die Zuschauer sich versammelt hatten. Ihre Vorbereitungen zum Ringen sahen so aus, als ob zwei Stiere mit einander kämpfen wollten. Sie maßen sich mit wüthenden Blicken, stampften den Boden mit den Füßen und rissen mit den Händen Rasen und Erde los. Plötzlich stürzten sie auf einander los, umfaßten sich und suchten sich gegenseitig zu Boden zu werfen. War einer besiegt worden, so erschien ein neues Paar auf dem Kampfplatze. Zwei Ringer kämpften auf eine andere Weise, welche geradezu abscheulich war. Der erste stellte sich inmitten des Ringes mit gesenktem Kopfe wie ein Mauerpfeiler hin. Der zweite stürzte unter lautem Gebrüll, den Kopf voran, gegen ihn ein. Die Schädel stießen krachend auf einander, aber der Mann im Ringe stand fest wie ein Felsen, und so oft der andere seine Stöße auch wieder-

nicht nöthig, denn jede Stadt habe ihren Statthalter, der alle Geschäfte in Beziehung auf die Versorgung fremder Schiffe mit Kohlen und andern Bedürfnissen besorgen werde. Perry erklärte dem Beauftragten vor allen Dingen, was ein Konsul sei und auf welche Gegenstände sein Amt sich erstrecke. In allen geöffneten Häfen einen solchen Beamten anzustellen fordere das Interesse des Verkehrs nicht, ein einziger in Simoda werde genügen. Nach diesen Erörterungen tauchte die Frage des ungehinderten Verkehrs auf dem Lande wieder auf. Perry forderte nicht blos, daß seine Landsleute kaufen dürften, wo und von wem sie wollten, sondern auch, daß man sie unter den Beschränkungen, die das Gesetz vorschreibe, in den Städten und auf dem Lande umhergehen lasse. Man würde das gern erlauben, antwortete der Gesandte, wenn man nicht bei den Engländern und Portugiesen die Erfahrung gemacht hätte, daß selbst die strengsten Gesetze nicht immer hinreichten, Unordnungen zu verhüten.

Für den 27. März hatte Perry an die kaiserlichen Bevollmächtigten und ihre Beamten eine Einladung ergehen lassen, an Bord des Flaggenschiffs zu Mittag zu essen. Es waren siebzig Gäste, die er erwartete. Für die fünf Bevollmächtigten, denen ihr Rang nicht gestattete, mit Leuten geringern Standes an einem Tische zu sitzen, wurde die Kajüte des Commodores, wo auch er mit seinen vier Kapitänen und seinem Secretär Platz nehmen wollte, eingerichtet, für die übrigen Japaner und Amerikaner war das Hinterdeck bestimmt. Sobald die Gäste, von Stückschüssen begrüßt, angekommen waren, führte man sie im Schiff umher und zeigte ihnen Alles, namentlich die Geschütze und die Dampfmaschine. Sie nahmen an allen Gegenständen das lebhafte Interesse, das ihr Volk auszeichnet. Um ihre Neugier ganz zu befriedigen, ließ man die Maschine in Gang setzen und ein Boot mit Haubitzen feuern.

Bei Tisch behielt Hajaschi, der vornehmste der Bevollmächtigten, seine ruhige Würde bei, aß wenig und nippte blos von den Weinarten. Die andern Vornehmen legten sich um so weniger Zwang an. Sie aßen gut und tranken noch besser. Ohne die übrigen Weine zu vernachlässigen, gaben sie dem Champagner den Vorzug. Fürst Matsusaki war die Seele der Gesellschaft und sprach nebenbei den Getränken so wacker zu, daß er bald in Seligkeit schwamm. Beim Maraschino thaten seine Gefährten es ihm gleich und leerten unzählige Gläser. Gegen Ende des Mahls war Hajaschi der einzige nüchterne Japaner.

Auf dem Hinterdeck ging es mehr als lebhaft zu. Die Gäste ließen es sich nicht nehmen, alle Gesundheiten und Hochs selbst auszubringen und ihre Aufrichtigkeit dadurch zu beweisen, daß sie nicht einen Tropfen im Glase ließen. Ihre Leistungen bei den zahlreichen Schüsseln setzten selbst den stärksten amerikanischen Esser in Erstaunen. Sie wurden in kurzer Zeit so laut, daß ihre Stimmen die Musik übertönten. Was sie aßen und tranken, schien ihnen so ziemlich gleichgültig zu sein. Sie tranken Champagner, Madeira und Punsch mit gleichem Vergnügen, nahmen zur Suppe Eingemachtes und häuften auf ihren Tellern Früchte und Fricassee, Gekochtes und Gebratenes, Süßes und Saures neben einander auf.

Als man von der Tafel aufstand, griff jeder Japaner in die linke Tasche

untergeordneter Punkte stattgefunden hatten, unterzeichnet wurde. Der letztere ist von Kanagawa datirt und in japanischer, chinesischer und holländischer Sprache abgefaßt. Die japanische Zeitbestimmung lautet: „Keyei, im siebenten Jahre, im dritten Monat und am dritten Tage."

Mit Hinweglassung der hergebrachten Formeln, die den Eingang und den Schluß bilden, ist er folgenden Inhalts:

„Zwischen den Vereinigten Staaten einerseits und dem Kaiserthum Japan andererseits und zwischen der beiderseitigen Bevölkerung soll ohne Ausnahme irgend eines Ortes und irgend einer Person ein vollständiger, immerwährender und allgemeiner Friede wie eine aufrichtige und herzliche Freundschaft herrschen.

Die Häfen Simoda im Fürstenthum Idsu und Hakodadi im Fürstenthum Matsmai sollen den amerikanischen Schiffen geöffnet werden. Sie werden dort mit Holz, Wasser, Lebensmitteln und allem sonst Erforderlichen, so weit die Japaner dasselbe besitzen, versehen werden. Hakodadi soll sofort bei der Unterzeichnung des Vertrags, Simoda an demselben Tage des nächsten Jahres geöffnet werden. Die Japaner werden die Preise bezeichnen, für die sie Lebensmittel und Anderes liefern können.

So oft amerikanische Schiffe vom Sturm an einen Punkt der japanischen Küste getrieben werden oder dort einen Schiffbruch erleiden, werden die Japaner ihnen beistehen, ihre Mannschaften nach Hakodadi oder Simoda führen und sie dort ihren Landsleuten übergeben. Alle geretteten Artikel sollen den Schiffbrüchigen verbleiben und die Kosten, die durch die Rettung des Schiffes oder der Mannschaft erwachsen, nicht berechnet werden.

Die Schiffbrüchigen und andere Bürger der Vereinigten Staaten sollen so frei wie in andern Ländern sein und keiner Haft, wol aber gerechten Gesetzen unterworfen werden.

Schiffbrüchige und andere Bürger der Vereinigten Staaten, welche Simoda oder Hakodadi vorübergehend bewohnen, sollen den Beschränkungen, die in Nagasaki für die Holländer und Chinesen gelten, nicht unterworfen sein. Sie dürfen in Simoda, von der kleinen Insel im Hafen gerechnet, sieben japanische Ri (etwa 3½ deutsche Meilen) weit ins Innere gehen, und sollen ebenso in Hakodadi innerhalb einer Grenze, welche bei dem Besuche des amerikanischen Geschwaders festgesetzt werden wird, freie Bewegung haben.

Den Schiffen der Vereinigten Staaten, welche die geöffneten Häfen besuchen, steht es frei, gegen Gold- und Silbermünzen und gegen Waaren japanische Artikel einzutauschen. Die einstweiligen Regeln für diesen Verkehr wird die japanische Regierung festsetzen.

Holz, Wasser, Kohlen und andere erforderliche Artikel werden blos durch die Vermittelung japanischer Beamten und auf keine andere Weise verabfolgt werden.

Sollte die japanische Regierung künftig irgend einem andern Volke Rec oder Vortheile einräumen, welche den Vereinigten Staaten und ihren Bürg nach diesem Vertrage nicht zustehen, so werden dieselben Rechte und Vortheil

Unruhe er hervorrufen werde, wenn er in der Bai noch weiter hinaufsegle, hatten indessen weiter keinen Erfolg, als daß der Commodore ihnen das Versprechen gab, mit ihnen in weitere Unterhandlungen über den Gegenstand eintreten zu wollen.

An diesem Tage konnte Perry mit einem Gefühl stolzer Befriedigung auf sein Schiff zurückkehren. Er hatte seinen großen Zweck erreicht und den ersten auf einigermaßen freisinnigen Grundsätzen beruhenden Handelsvertrag mit Japan abgeschlossen. So hatte er eine Aufgabe gelöst, an der alle europäischen Völker, die sich nach der Christenverfolgung des 17. Jahrhunderts an sie gewagt hatten, gescheitert waren. Die Resultate, zu denen er gekommen war, umfaßten Alles, was überhaupt gewonnen werden konnte. Die grausame Behandlung von Schiffbrüchigen, die Beschränkung des fremden Verkehrs auf einen einzigen Hafen, die Unwürdigkeiten, denen die zugelassenen Kaufleute des Auslandes länger als zwei Jahrhunderte ausgesetzt waren, die Behandlung auswärtiger Gesandten als Hülfsbedürftiger, denen man aus Menschenliebe Lebensmittel schenkte — das Alles hatte er mit einem einzigen Schlage beseitigt. Blieb der von ihm errungene Vertrag noch weit hinter dem Inhalte zurück, den ein Handelsübereinkommen zwischen christlichen Völkern zu haben pflegt, so war er doch ein Anfang, der in nicht ferner Zeit die weitestgehenden Folgen haben mußte. Die Zugeständnisse der Japaner an das Ausland, eine so bescheidene, fast unbedeutende Gestalt sie hatten, enthielten ein vollständiges Aufgeben der japanischen Grundsätze beim auswärtigen Verkehr. Hat man einmal ein System geopfert, so behaupten sich die daraus gezogenen Folgerungen, wenn man sie auch nicht alle zugleich aufgiebt, nicht lange mehr. Sie sind wie die Werke eines Platzes, dessen beherrschender Punkt gefallen ist. Man mag sie um der Ehre willen noch eine kleine Weile vertheidigen, behaupten kann man sie nicht.

Art von festem Boden zu gewinnen, vereitelten die Japaner durch die flache, aber im Punkte der Wahrheit unantastbare Bemerkung, sie seien keine Chinesen, sondern Japaner, ein Volk mit andern Gesetzen, andern Sitten, andern Bedürfnissen.

Perry war somit auf die Handhaben angewiesen, welche die Eigenthümlichkeiten des Volkes selbst ihm darboten. Wir haben bereits bemerkt, wie richtig er urtheilte, als er sich sagte, daß durch eine ruhige und würdige Entschlossenheit weit mehr zu erreichen sein werde, als durch holländische Unterwürfigkeit. Der Erfolg zeigte ihm vom ersten Augenblicke seiner Landung in Napa bis zur Unterzeichnung des Vertrags von Kanagawa, daß sein System das richtige sei. Trotzdem hatte er bis zum letzten Augenblicke mit einer großen Schwierigkeit zu kämpfen, nämlich mit der Ungewißheit, wo der Punkt sei, an dem er mit seinen Forderungen Halt machen müsse, wenn er nicht einen Bruch hervorrufen wolle. Die japanische Gewohnheit, Wesentliches und Unwesentliches ziemlich mit derselben Hartnäckigkeit zu verweigern, machte es ihm nicht leicht, diesen Punkt zu erkennen. Seine aus Büchern erworbenen Kenntnisse der Landessitten und seine Beobachtungen bei den öftern Verhandlungen mit den japanischen Bevollmächtigten und Beamten ließen ihn das Richtige treffen. Der beständige Aufenthalt von Fremden und die Anwesenheit christlicher Frauen waren offenbar Dinge, die den Japanern zuwider waren. Hier gab Perry also nach und überließ es der Zeit, die japanischen Vorurtheile auch in dieser Beziehung zu besiegen. Ebenso achtete er die japanischen Bedenken gegen die Einräumung eines Hafens in der Nähe von Jeddo. Bei dieser Frage opferte Perry allerdings wirkliche Vortheile, die sich an die Erlaubniß eines ständigen Aufenthalts und des Mitbringens von Frauen weniger knüpften, aber er willigte doch ein, statt Uraga einen entferntern, bei dem außerordentlich lebhaften Verkehr der Hauptstadt nicht so betheiligten Hafen anzunehmen, weil er nicht zu viel auf einmal fordern wollte. Vielleicht trug seine Nachgiebigkeit bei diesen Punkten nicht weniger gute Früchte, als die Festigkeit, die er bei andern Verhandlungen entwickelte. In jeder Beziehung stellt sein Verfahren ein Beispiel auf, wie man in Japan zu Werke gehen muß, und so ist es auch von seinen diplomatischen Nachfolgern aus andern Völkern aufgefaßt worden.

Der Vertrag war an einem Freitag unterzeichnet worden, so daß der Matrosenaberglaube, nach dem dieser Tag ein Unglückstag ist, wie so oft schon, keine Bestätigung fand. Der glückliche Erfolg verlieh dem Schiffsgottesdienst des nächsten Sonntags eine besondere Feierlichkeit. Am 4. April segelte Adams mit dem „Saratoga" ab, um der nordamerikanischen Regierung den Vertrag und ausführliche Mittheilungen Perry's zu überbringen. Der Commodore selbst blieb bis zum 14. April, mit den japanischen Beamten Höflichkeiten und Geschenke austauschend, ohne sich übrigens dadurch hindern zu lassen, ihren Bitten zum Trotz auf einer Untersuchung der Bai bis zur Hauptstadt zu bestehen.

Es war jetzt Frühling geworden. Das Wetter, das man nie wahrhaft streng hatte nennen können, da das Thermometer immer zwischen + 2 und + 14° R. geblieben war, zeigte sich jetzt warm und freundlich. Die Felder und Gärten waren nun mit einem frischen, zarten Grün bekleidet, die Bäume hatten ihr volles

Auf allen Feldern arbeiteten Frauen. Sie waren ebenso gekleidet wie die Männer und unterschieden sich von den letztern blos durch ihre Haartracht. Der Japaner scheert den Kopf, die Japanerin bindet ihr langes Haar in die Höhe und schlingt es oben in einen Knoten oder befestigt es mit Hülfe eines kleinen Kissens. Die Erzählungen früherer Reisenden von der Sittenlosigkeit der japanischen Mädchen hatten die Amerikaner bis jetzt nicht bestätigt gefunden. Während ihrer ganzen Anwesenheit in der Bucht von Jeddo nahmen sie in dieser Beziehung nichts Nachtheiliges wahr. Perry's Tagebuch will daraus die günstigsten Schlüsse für die Würde der japanischen Frauen und für ihre Stellung im bürgerlichen Leben ziehen. Wir bedauern diesem Urtheil gegenüber bemerken zu müssen, daß Perry von dem weiblichen Geschlecht, das die Beamten bis auf diesen Spaziergang fern hielten, weit weniger sah als die Holländer, die ein ganz anderes Urtheil fällen.

In der Stadt Yokuhama führte man die Amerikaner in das Haus des ersten Gemeindebeamten, wo Erfrischungen bereit standen. Das Zimmer, in dem sie empfangen wurden, war gewiß das Staatsgemach und doch nach europäischen Begriffen sehr dürftig ausgestattet. Fenster von geöltem Papier, weiche Matten auf dem Fußboden und rothe Bänke an den Wänden, das war Alles. Die Frau und die Schwester des Gemeindebeamten warteten selbst auf, und zwar knieend, um den Fremden ihre Achtung zu beweisen.

Die jungen Mädchen sind hübscher als die Frauen, und ihre Lebhaftigkeit und Unbefangenheit scheinen darauf hinzudeuten, daß sie im geselligen Leben keine gedrückte Stellung einnehmen. Wie Perry von dem Dolmetscher hörte, gestattet man ihnen den freiesten Umgang, und Theegesellschaften von Mädchen und Frauen sind in Japan eben so häufig wie in den Vereinigten Staaten.

Ob die Japanerinnen wirklich so „fett und plump" sind, wie Perry sie schildert, oder ob es blos ihr schlafrockähnliches Kleid war, das sie so erscheinen ließ, wagen wir nicht zu entscheiden. Ihre größten Vorzüge sind ihre schwarzen Haare und ihre blitzenden Augen von derselben Farbe. Dagegen ist ihr Mund für unsern Geschmack abscheulich, weil sie sowol die Zähne als die Lippen färben. Auf die letztern tragen sie einen Stoff auf, der in dünnen Lagen rosig aussieht, aber dick aufgetragen ins Violette übergeht. Diese letztere Farbe halten die japanischen Damen für die schönere und schminken sich ihrer Ansicht entsprechend. Hinter den violetten Lippen blicken bei jedem Lächeln schwarze Zähne hervor, die es nicht von Natur sind, sondern mit großer Mühe dazu gemacht werden. Die Japanerinnen benutzen zu diesem Zwecke eine Farbe, welche sie aus Eisenfeilspänen und Saki zusammensetzen. Diese Mischung ist eine so beißende, daß sie das Zahnfleisch angreift. Zu welchem Ganzen die violetten Lippen, die schwarzen Zähne und das verbrannte Zahnfleisch sich vereinigen, läßt sich leicht denken. Die jungen Mädchen lassen Lippen und Zähne so, wie die Natur sie ihnen gegeben hat. Eine wahrhaft liebende Braut wird aber nicht bis zum Hochzeitstage warten, bis sie sich färbt, vielmehr ihren Uebergang zur höhern Schönheitsstufe am Tage der Verlobung vollziehen.

Die Frau und Schwester des Gemeindebeamten bewegten sich nicht allein in den Formen der strengsten japanischen Etikette. Als die Mutter ihren kleinen Knaben hereinführte, nahmen die Amerikaner zu ihrem Erstaunen wahr, daß selbst dieses zarte Kind schon gut geschult sei. Sein Gesicht war schmutzig, sein ganzes Aeußere nichts weniger als reizend, aber es beugte seinen geschorenen Kopf

Japanische Frauen.

mit einem Anstand zur Erde, der von einem Erwachsenen kaum hätte übertroffen werden können.

Am 10. April führte Perry seinen Entschluß aus, so nahe an Jeddo hinan zu fahren, als der Zustand des Wassers erlaube. Die japanischen Beamten protestirten bis zum letzten Augenblicke, um ihn schließlich nach seinem Gutdünken handeln zu lassen. Von den kriegerischen Vorbereitungen, die sich bei seiner Ankunft längs der ganzen Bucht bemerklich gemacht hatten, war nichts mehr zu sehen.

Nirgends wurde mehr an Festungswerken gearbeitet, nirgends zogen Soldaten am Ufer hin und her, um zu zeigen, über welche Streitkräfte Japan verfüge. Ja ein großes Pfahlwerk in der Nähe von Jeddo war in Brand gesteckt worden, um den Amerikanern einen Beweis von Vertrauen zu geben.

Als man die Landspitze vor Sinagawa, der südlichen Vorstadt von Jeddo, umschifft hatte, befand man sich letzterem gegenüber. Unglücklicherweise lag auf der Küste ein Nebel, der allen den amerikanischen Augen, die von den Masten und aus dem Takelwerk, vom Verdeck und aus den Luken blickten, die berühmte Stadt, mit der sich die Gedanken Aller seit Monaten beschäftigt hatten, nur wie durch einen Schleier zu sehen gestattete. Die äußern Umrisse ließen sich übrigens erkennen. Die Gebäude bedeckten, dicht an einander gedrängt, einen ungeheuren Raum. Ihre spitzen Dächer und ihre in Stufen ansteigenden Gärten glichen Dem, was man schon von andern Ortschaften der Bai her kannte. Auf den Höhen und vortretenden Landspitzen standen Festungswerke, wenn es nicht buddhistische Tempel waren, die man immer an den höchsten Punkten zu errichten pflegt.

An der ganzen Seeseite der Stadt zogen sich Reihen von Pfählen hin. Hier und da befanden sich in ihnen Oeffnungen, um Booten und kleinen Dschunken Zutritt zu gewähren. Waren die Pfahlwerke dazu bestimmt, das Ufer gegen den Andrang der Wellen zu schützen, stellten sie alle Festungswerke dar, oder hatte man sie neuerdings gegen die Amerikaner errichtet, das waren Fragen, welche Perry nicht zu beantworten vermochte. So viel sah er von allen Befestigungen der Hauptstadt des Reichs, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß einige Dampfboote, die nicht tief im Wasser gingen und mit Geschützen vom schwersten Kaliber bewaffnet seien, hinreichen würden, Jeddo in einen Trümmerhaufen zu verwandeln, ohne selbst viel zu leiden.

An Bord befanden sich einige japanische Beamte. Diese armen Leute schwebten während der ganzen Fahrt in Todesangst und hörten nicht auf, mit Bitten in Perry zu dringen, daß er umkehren möge. Gehe er im Angesicht von Jeddo vor Anker, sagten sie, so gerathe die Bevölkerung in die größte Aufregung und Niemand vermöge für die Folgen zu stehen. Obgleich sie es nicht offen aussprachen, ließen sie es doch errathen, daß in diesem Falle dem Kaiser selbst Gefahr drohe. Dann werde man sie für die Katastrophe verantwortlich machen, fügten sie hinzu. Die Bevollmächtigten und alle Beamten hatten sich gegen Perry zu freundlich benommen, als daß er sie hätte in Unannehmlichkeiten bringen dürfen. Sein ursprünglicher Plan, vor der Hauptstadt Anker zu werfen und den kaiserlichen Palast mit einigen Ehrenschüssen zu begrüßen, lag ihm überdies nicht sehr am Herzen und er gab den Befehl zur Rückkehr. Den Beamten fiel ein Stein vom Herzen, und als die Glocke bald darauf zu Tische rief, war Niemand heiterer als sie.

Simoda liegt dem amerikanischen Ankerplatze in der Bucht von Jeddo so nahe, daß Perry am 18. April zu seiner Fahrt dorthin nicht mehr als elf Stunden brauchte. Das Anfangsbild dieses Abschnitts stellt die Stadt dar, wie sie sich beim Einlaufen in den Binnenhafen zeigt.

Die Gegend, in der die Stadt liegt, ist reizend. Sie selbst schmiegt sich so bescheiden an das Ufer, daß sie den Eindruck ländlicher Abgeschlossenheit, den die Gegend macht, nur erhöht. Ihr Name Simoda — „niedriges Feld" — bezeichnet ihre flache Lage. Hinter ihr erheben sich bewaldete Hügel, von lieblichen Thälern durchzogen, und den Hintergrund schließen hohe Felsenberge. Von manchen Punkten sieht man die mächtigen Formen des Fusi-Jama hoch zum Himmel aufragen. Durch eines der Thäler fließt ein kleiner Strom, der Joodsu Gawa, der sich in die Bucht ergießt und für flache Boote fahrbar ist.

Simoda soll die bedeutendste Stadt des Fürstenthums Idsu sein und gilt für eine alte Stadt, die vor zweihundert Jahren noch der erste Hafen für alle Seeschiffe war, welche Jeddo besuchen wollten. Um die genannte Zeit erhielt Uraga, weil es der Hauptstadt näher liegt, den Vorzug, und Simoda hat dadurch natürlich sehr verloren. Der Handel, den es gegenwärtig vermittelt, beschränkt sich auf das Innere und die nächsten Seestädte. Es besitzt übrigens Rhederei und Werfte, auf denen während der Anwesenheit der Amerikaner fleißig gearbeitet wurde. Der für seine kleinen Dschunken bestimmte Hafen steht mit dem Fluß in Verbindung und gestattet den Fahrzeugen, mit Benutzung der Flut in diesem aufwärts zu fahren. Unser Bild stellt eine andere Stelle der Bucht dar, welche die Amerikaner als Landungsplatz benutzten.

Die Häuser der Stadt stehen dicht zusammen und die Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln. Die meisten sind mit hölzernen Thoren verschlossen, deren hohle Pfeiler als Wachtstuben dienen und außen Inschriften mit dem Namen der Straße tragen. Der kleine Strom, der Simoda durchfließt, hat steinere Ufermauern und ist an vier Stellen überbrückt. Die Straßen sind zum Theil mit festgestampftem Kies beschüttet, zum Theil gepflastert. Für die Reinlichkeit und Gesundheit der Stadt hat man die größte Sorge getragen. Man hat nicht blos Abzugskanäle, sondern auch Schleußen, die man von Zeit zu Zeit öffnet, um allen Schmutz durch ihr Wasser in den Hafen spülen zu lassen.

Die Häuser sind in der Regel nur ein Stockwerk hoch, und ist ein zweites aufgesetzt, so dient es blos zur Aufbewahrung von Waaren oder von Vorräthen für die Familie. Ganz steinerne Gebäude, andere, deren Vorderwand aus Stein besteht, während die übrigen Seiten gewöhnliche Lehmwände zeigen, und Hütten mit Strohdächern stehen neben einander. Das europäische Ideal zu erstreben, nach welchem kein Haus um einen Zoll breit vor- oder zurücktreten darf, haben die Bewohner von Simoda nicht für angemessen gefunden. Bald liegt der Garten, der nie fehlt, vor, bald hinter den Gebäuden. Die Lehmwände bemalt man entweder, oder man wartet, bis sie mit der Zeit schwarz werden, und zieht dann weiße Linien auf ihnen. Auf den Dächern wechseln häufig schwarze mit weißen Ziegeln, und die Ränder springen vorn weit vor, um die Bewohner gegen die Sonne und die Fenster von geöltem Papier gegen den Regen zu schützen. Auf jedem Dache sind Drähte gezogen, damit die Krähen sich nicht darauf setzen. Zu dem Fortschritt in der Baukunst, der durch die Einführung des Schornsteins erzielt wurde, sind die Japaner noch nicht vorgedrungen. Höchstens ist oben in der Wand für den Rauch

ein Loch gelassen; meistens verläßt man sich darauf, daß von selbst Ritzen und Spalten entstehen werden, die den Dienst, zu dem jenes Loch bestimmt ist, verrichten.

Die Vorderseiten der Läden und Häuser sind mit beweglichen Schiebern versehen, die man Nachts an den Pfosten befestigt, auf denen die vorspringenden Dächer ruhen. Hinter diesen Schiebern befinden sich die Fenster von geöltem Papier, die man öffnen muß, wenn man etwas auf der Straße sehen will. Zuweilen werden diese Papierfenster durch Bambusgitter ersetzt. Die Thür öffnet sich unter dem vorspringenden Dache, durch das nicht blos die Besucher, sondern auch die Kunden der Kaufläden geschützt werden. Eine Ausstellung der bessern Waaren ist nicht üblich. Sie befinden sich in Schachteln oder Päckchen, die man oben öffnet, damit sich die Käufer von der Beschaffenheit der Waare überzeugen können. Die gewöhnlichern Waaren werden im Hausgange theils in Kisten, theils auf Brettern, die sich hoch an der Wand hinaufziehen, verwahrt.

In den Kaufmannshäusern liegen die Wohnzimmer, zu denen häufig ein Raum für die häusliche Andacht kommt, nach hinten hinaus. Das Hauptzimmer dient zum Aufenthalt bei Tage und bei Nacht. Man empfängt in ihm Besuche und gewisse Handwerker benutzen es als Werkstatt. Bei Tage bildet es einen einzigen großen Raum, in der Nacht wird es durch vorgeschobene spanische Wände zu verschiedenen Schlafkämmerchen umgestaltet. Die dicken, weichen, auf einem zwei Fuß hohen Gerüst liegenden Matten, die in keinem solchen Zimmer fehlen, werden am Tage als Sitze und in der Nacht als Betten benutzt.

Die Gasthäuser besitzen außer dem Vorzuge großer Reinlichkeit keinen andern. Ihre Zimmer sind höchst ungemüthlich, denn sie entbehren der Tische, Stühle und Divans, wie der Spiegel und Gemälde. Die Namen der Gäste werden wie bei uns auf Tafeln ausgehängt, aber nicht im Innern des Gebäudes, sondern draußen vor der Thür, so daß die ganze Stadt weiß, wer eingekehrt ist. Kommt ein Adliger, so steckt er ein großes Banner auf, das sein eingesticktes Wappen trägt.

Der Platz, der entweder vor oder hinter dem Hause freigelassen ist, erhält regelmäßig die Einrichtung eines Gartens. Die Armen bestanzen ihn mit Küchengemüsen, die Reichen machen einen Ziergarten nach japanischem Geschmack daraus, indem sie schönblühende Sträucher, kleine Wasserbecken mit Goldfischen und Anderes anbringen.

Die Zahl der Häuser von Simoda schätzten die Amerikaner auf tausend, die der Einwohner auf etwa siebentausend. Ein Fünftheil derselben besteht aus Kleinhändlern und Handwerkern, von deren Thätigkeit man übrigens wenig wahrnimmt. Märkte werden nicht gehalten, und das Verkehrswesen bewegt sich ruhig und geräuschlos. Von Beamten, Soldaten und Dienern des Adels wimmelt es in Simoda. Läßt die große Zahl derselben schließen, daß auf den arbeitenden Klassen schwere Lasten liegen, so wird das Auge doch wenig durch offenbare Dürftigkeit beleidigt, und selten läßt sich ein Bettler sehen.

Die untern Klassen leben hauptsächlich von Fischen und Gemüsen. Die Hühner, Enten und Gänse, die man zieht, sind für die vornehmern Klassen bestimmt; Rinder hält man zum Ziehen, nicht ihres Fleisches wegen. Gegenstände

des Anbaues in der Umgegend sind vorwiegend Reis, Weizen, Gerste und süße Kartoffeln, weniger unsere Kartoffeln, Buchweizen, Mais, Taro, Bohnen, Kresse und Eierpflanzen. Den Reis säet man und verpflanzt die jungen Triebe, nachdem man das Feld mit Wasser überschwemmt und durch Pflügen und Eggen in einen weichen Schlamm verwandelt hat. Zur Reife gelangt der Reis im September, spätestens zu Anfang Oktober. Die tiefen Felder läßt man im Winter brach liegen, in die höhern säet man Mais oder Gerste, die im Mai geschnitten werden, worauf man im Juni wieder junge Reispflanzen steckt.

Von der guten Meinung, welche die Amerikaner in Uraga hinsichtlich der Schamhaftigkeit der Japaner gefaßt hatten, kamen sie in Simoda zurück. In den öffentlichen Bädern erfrischten sich beide Geschlechter neben und durch einander, und zwar völlig im Naturzustande. Die Volksliteratur mit ihren unzüchtigen Bildern mußte die Vorstellung von einem sittlichen Leben der Japaner vollends zerstören. Die Japaner suchten den üblen Eindruck dieser Wahrnehmungen zu verwischen, indem sie behaupteten, diese Sitten herrschten nicht in ihrem ganzen Vaterlande und auch in Simoda seien sie blos bei gewissen Klassen verbreitet.

Die Frömmigkeit der Einwohner scheint durch ihre lockern Sitten nicht beeinträchtigt zu werden. Es giebt in Simoda neun buddhistische Klöster und Tempel, einen großen Mia oder Sintu (Gotteshaus) und eine Menge kleinerer Heiligthümer. Alle diese Tempel liegen in der Vorstadt hinter Simoda, und auf den Abhängen und Vorsprüngen der Berge, die den Strand einfassen, erheben sich unter Baumgruppen, oft mitten im Gebüsch, Kapellen und Heiligenschreine, zu denen steinerne Treppen hinaufführen. Den Amerikanern wollte es so scheinen, als ob die Vornehmen in Glaubenssachen gleichgültig seien, und als ob gerade die untern Klassen, die durch ihre Sitten so vielen Anstoß geben, den größten Eifer in der Gottesverehrung bewiesen. Wenn dem so ist, so läßt sich schwer begreifen, wie die gewiß nicht unbedeutenden Kosten für die Tempel und ihre Priester bestritten werden, da die kirchlichen Einnahmen in Japan fast ganz auf den freiwilligen Gaben der Frommen beruhen.

Indem die Nordamerikaner einem Leichenzuge folgten, den unser Bild darstellt, gelangten sie zu einem der Kirchhöfe, die mit jedem Tempel oder Kloster verbunden sind. Der letztern giebt es neun, und bis auf eines haben sie alle sonderbare Namen. Das größte heißt Kloster des Gehorsams gegen Buddha, ferner giebt es ein Kloster des großen Friedens, eines der Quelle der Erkenntniß, des Reisfeldes, der Quelle des Glücks, der fortwährenden Freude, der Quelle der Vernunft und des langen Lebens. Die Gebäude bestehen aus Holz, und obgleich man sie erträglich in Ordnung hält, kann man auf ihrer Oberfläche, die weder Bewurf noch Malereien hat, die Wirkungen des Wetters deutlich erkennen. Die Dächer bestehen aus Ziegeln und treten wie bei den Privatgebäuden weit über die Mauer hervor.

Die innere Ausschmückung der buddhistischen Tempel hat wenig zu bedeuten. Der Fußboden erhebt sich fünf Fuß über die Erde und ist mit Matten belegt. An der Thür steht links eine Trommel, rechts eine Glocke, beide zu ganz anderem Zweck,

als wir nach unsern Gewohnheiten vermuthen sollten. Beide Instrumente sind nämlich nicht dazu bestimmt, die Gemeinde zum Gebet zu rufen, sondern die Götter oder Heiligen aufmerksam zu machen, daß Jemand ihre Hülfe anzurufen im Begriff ist. Zu demselben Behuf ist an jedes der für die Priester bestimmten Lesepulte ein Holz in der Gestalt eines Fisches befestigt, auf das fortwährend geschlagen wird.

Die Schreine und Nischen, in denen die Bilder der Ahnen stehen, werden mit der größten Sorgfalt in Stand gehalten und gereinigt. Die Bildhauerei ist

Begräbniß in Simoda.

übrigens nicht besser als die in den chinesischen Tempeln. Hier und da sieht man an den Wänden eine Votivtafel, auf der irgend ein Ereigniß aus dem Leben des Gebers, wegen dessen er zu besonderer Dankbarkeit gegen Buddha verpflichtet ist, bildlich dargestellt wird. Rings sind Büchsen vertheilt, in welche die Frommen ihre milden Gaben niederlegen sollen. Wie die Inschriften besagen, ist das Geld zur „Sättigung hungriger Teufel" bestimmt, und der Freigebige hat zu hoffen, „daß seine Tugenden sich befestigen werden". An einigen Tempeln schärft ein Anschlag ein, daß Niemand Speisen und Getränke in den Tempel mitbringen darf.

Die Kirchhöfe neben den Tempeln sind mit Denkmälern und Grabsteinen ganz bedeckt. Sie sind in der Regel aus einem grauen Stein gemeißelt, der in der Nähe

von Simoda gebrochen wird, und haben die einfachen Formen von Tafeln, Grabhügeln und Obelisken. Bildsäulen Buddha's, die höchsten in Lebensgröße, die kleinsten keinen Fuß lang, stehen zwischen ihnen. Buddha ist bald sitzend, bald stehend dargestellt, einmal mit einer Muschel, aus der er heraustritt, ein anderes Mal mit einer Lotusblume oder einem andern Symbol in der Hand. Einen schönen Eindruck machen die Massen von Blumen, die in Schalen oder Krügen vor den Gräbern und den Götzenbildern stehen. Wenn sie verwelken, werden sie immer erneuert.

Die Feuchtigkeit des Klimas ist eine so große, daß die Grabsteine sich bald mit Moos bedecken und die Inschriften unleserlich werden. Einige der frischern, die sich entziffern ließen, enthielten Angaben über den Rang, die Verdienste und den Todestag der Verstorbenen. Einem derselben wurde die ewige Seligkeit prophezeit, weil er dreitausend theologische Bücher gelesen habe. Ein Grabmal brachte eine in Stein gehauene Scene aus dem Leben Dessen, dem es gewidmet war. Er ertheilt Gehör, und die Menge der Diener und Bittsteller, die in der ehrerbietigsten Stellung um ihn versammelt sind, deutet den Rang an, den er im Leben einnahm.

Neben den frischen Gräbern standen schmale hölzerne Pfosten mit Sittensprüchen in Versen. Haben die Dolmetscher der Amerikaner richtig übersetzt, so kommt die japanische Dichtkunst Dem, was wir Prosa nennen, sehr nahe. Einer dieser Denksprüche lautete:

Was für Dauer hat der ganze Ruhm dieser Welt?
Er vergeht, wie der Reif an der Sonne zerschmilzt.
Erhofft du einst die Freuden des himmlischen Lichts,
So labe dich an dem Duft der Lehre Buddha's.

Ein anderer Sittenspruch war folgenden Inhalts:

Willst du, daß selbst die Hölle deine Tugend kennt,
So leb' dein Leben lang in der Vollkommenheit.

Einen Anklang an einen biblischen Spruch enthält der folgende:

Der Weise schmückt sein Haus mit seinem Ruhme
Und lang wird sein Gedächtniß nach ihm leben.

In der Regel schließt sich an die Sittensprüche ein Wink für die Lebenden an, daß sie, wenn es nicht vergönnt ist, lebenslänglich in der Vollkommenheit zu leben und ihr Haus mit ihrem Ruhme zu schmücken, die Hoffnung auf ein glückliches Jenseits darum nicht aufzugeben brauchen. Es giebt ein untrügliches Mittel, zur ewigen Seligkeit zu gelangen — man muß die Priester mit reichen Gaben bedenken.

Eine Regierungsmaßregel flößte den Amerikanern von der Achtung, in der die buddhistischen Tempel bei den vornehmern Klassen stehen, keine hohe Meinung ein. Man wies ihnen das größte dieser Gotteshäuser während der ganzen Dauer ihres Aufenthalts zum beliebigen Gebrauch an. Es liegt an der Südseite der Stadt, dicht neben einem steilen Felsen von mehr als hundert Fuß Höhe, während auf der andern Seite ein dichtbewaldeter Berg ansteigt. Hinter dem Kloster dehnt

sich bis an die Berge im Hintergrunde, die durch Treppen zugänglich gemacht werden, ein Garten aus, der Küchengewächse, Blumenbeete und Gebüsche enthält. Die Offiziere des Geschwaders bewohnten in dem Gebäude einen großen Raum, den man durch das Vorschieben von spanischen Wänden in einzelne Zimmer abtheilte. Man bewirthete sie mit Reis und Gemüsen und theilte ihnen viele Diener zu, so daß sie über nichts zu klagen hatten.

Zu dem großen Sintu-Tempel gelangt man, wenn man die breiteste Straße des Orts durchschritten hat, durch einen Baumgang von Tannen und Wachholderbäumen. Mitten im Wege hat man zwei Wasserbecken ausgegraben, die keinen andern Zweck zu haben scheinen, als zwei Brücken von sorgfältig behauenen Steinen, durch welche die Schönheit der Zugänge erhöht wird, ein Recht zur Existenz zu verleihen. Den eigentlichen Eingang zum Tempelumkreise hüten zwei Bildsäulen bewaffneter Krieger, denen der Bildhauer ein möglichst grimmiges Aussehn verliehen hat. Daneben stehen mehrere Paare steinerner Kandelaber, und rechts vor ihnen erhebt sich ein offenes hölzernes Gerüst mit einer Glocke, durch die den Göttern schon von weitem angezeigt wird, daß sie Besuch zu erwarten haben. Weiterhin öffnet sich eine Vorhalle mit schlechten Gemälden, und man steht nun vor den Treppen, die zum Hauptgebäude führen.

Der Tempel selbst besteht aus roh gezimmertem Holz und hat ein Strohdach. Einen Anspruch auf Kunstwerth könnte er höchstens durch seine Holzschnitzereien und Bildhauerarbeiten am Eingangsthor machen. Die Pfosten des Dachvorsprungs sind zu Köpfen von Tigern und Elephanten ausgeschnitzt, und zur Rechten und Linken hat eine Hand, die mehr durch guten Willen als durch Kunstsinn geleitet wurde, Löwen ausgemeißelt. Das Innere besteht aus einem großen Raume und aus einem Heiligthum, das durch ein Bambusgitter abgegrenzt wird und eine Bildsäule Hachiman's, eines zu den Göttern erhobenen Helden, enthält. Der Gott ist von bewaffneten Dienern umgeben, die in ihren Nischen eine Stellung annehmen, als ob sie seine Befehle erwarteten. Eine weitere Ausstattung enthält der Tempel nicht, wenn man nicht diesen Namen einer Büchse, die vor dem Heiligthum auf Opfer wartet, und einer an der Wand hängenden Liste geben will. Letztere zählt die Namen aller Derer auf, welche den Tempel mit Gaben bedacht haben. Verschämte Gönner oder solche, deren Geschenke zu klein sind, um eine Erwähnung auf der Liste zu verdienen, werfen ihre Opfer in die Büchse.

Mit dem großen Tempel sind verschiedene kleine Kapellen in Verbindung gebracht worden. Man hat für dieselben wahrhaft pittoreske Stellen, die Spitzen von bewaldeten Hügeln und vorspringende Klippen gewählt. Gut gebaute Straßen, Brücken von einem einzigen römischen Bogen und Treppen, Alles in Stein sorgfältig ausgeführt, bilden die Zugänge. Die anspruchsvollern Verzierungen dieser Wege, die Thore mit Säulen und die ausgemeißelten Löwen würden die Japaner sich erspart haben, wenn europäischer Geschmack sie geleitet hätte. Mehrere der Kapellen liegen so tief in dichtem Gebüsch, daß man sie nicht eher sieht, als bis man unmittelbar vor ihnen steht.

Eines der kleinern Gotteshäuser wurde zum Liebling der Amerikaner. Sowol die Schönheit seiner Lage als seine Bauart zeichnete es vor allen übrigen aus. Es war dem Heiligen der Seeleute gewidmet, und unter seinen Verzierungen befand sich eine sehr sinnige: ein Kranich mit ausgebreiteten Flügeln, ein Symbol des ruhelosen Elements, dem der Schiffer sein Leben anvertraut. Wann die Amerikaner auch kommen mochten, vor diesem Gebäude fanden sie immer Fischer und Matrosen. Die Fischer kamen mit ihren Körben, die den letzten Fang enthielten, und dankten ihrem Schützer für ihr Glück, die Matrosen erfüllten Gelübde, die sie im Sturm oder beim Schiffbruch gethan hatten. Auf einem von Bäumen beschatteten Vorplatze verrichteten die Fischer, von ihren Körben und Rudern umgeben, diese oder jene Arbeit ihres Gewerbes, damit der Segen ihrer Schutzgottheit von vornherein darauf ruhe.

Von den nächsten Umgebungen der Stadt dehnten die Nordamerikaner ihre Ausflüge weiter ins Innere aus. Sie trafen dabei auf manche schöne Punkte, namentlich etwas oberhalb des Ortes auf eine kleine, von Fichten beschattete Kapelle in der Nähe von Simoda, von welcher der Blick zugleich ein sorgfältig angebautes Thal, die südlichsten Berge der Provinz Idsu, die Hafenstadt und das Meer umfaßt. Thäler und Berge folgen einander weit ins Land hinein in anmuthigem Wechsel. Im Westen hat die Gegend weniger Einwohner und bewahrt ihre natürliche Schönheit. Hier leben viele Kohlenbrenner, von denen die Wälder verwerthet werden, mit welchen die niedrigern Berge bekleidet sind. In den Dörfern an der Küste treiben Fischer ihr Gewerbe. Neben zwei dieser Ortschaften bemerkt man in den Uferklippen künstliche Höhlen. Sie gewähren den Fischern bei Unwetter Schutz und dienen außerdem zur Aufbewahrung einer gewissen Art von Seepflanzen, die man in Japan ebenso kaut, wie anderwärts den Tabak.

Zur künstlichen Bewässerung der Felder unten in der Ebene dienen die Flüsse der Thäler. Man leitet das Wasser bis zu den höhern, in Stufen ansteigenden Aeckern, die theils mit Reis, theils mit den europäischen Getreidearten bestellt sind. Wo ein Fluß zu unbedeutend ist, um ohne Nachhülfe die Bewässerung zu gestatten, staut man sein Wasser durch Dämme und treibt es mittelst einer einfachen Maschine aufwärts. Die Häuser der Grundeigenthümer und ihrer Pächter liegen am Fuße oder auf den Hängen der Berge, und in ihren Gärten läßt sich die Vorliebe der Japaner für Bäume, die man durch allerlei Mittel in ihrem Wachsthum gehemmt hat, häufig beobachten.

Nach der Lage von Simoda muß man auf ein gesundes Klima schließen. Die Stadt liegt auf dem äußersten Endpunkte einer Halbinsel, und die Seewinde haben freien Zugang, während die rings aufsteigenden Berge etwaige schädliche Einwirkungen des innern Landes abhalten. Allerdings ist der Strand, auf dem sie erbaut worden ist, niedrig, aber er ist trocken, und der Fluß, der ihn durchschneidet, hat einen raschen Lauf. Kalt kann es im Winter nicht sein, da die Seeluft mildernd einwirkt. Die Amerikaner verweilten in Simoda vom 19. April bis zum 13. Mai, und während dieser Zeit stand der Wärmemesser zwischen + 12 und + 18° R. Im Sommer mag die Luftwärme auf 24° steigen. Dann sind die Tage

Eingang zum Tempel in Simoda.

heiß, doch Abends erhebt sich der Seewind und kühlt die Luft für die ganze Dauer der Nacht. Im Winter soll selten Frost eintreten oder Schnee fallen, wenn auch die kalte Luft aus dem Innern, die von den nahen Bergen nicht ganz fern gehalten werden kann, die Temperatur herabdrückt. Im Frühling und Herbst wechseln warme Seewinde mit kalten Landwinden, und dann werden Erkältungs-Krankheiten ziemlich häufig sein. Daß in irgend einer Jahreszeit eine Tendenz zu Epidemien herrsche, läßt sich durchaus nicht annehmen.

Commodore Perry hatte dem Statthalter von Simoda einen Besuch gemacht und war freundlich aufgenommen worden. Die Offiziere besuchten die Küste nach ihrem Belieben, wozu der Vertrag von Kanagawa ihnen ein Recht gab. Die untern Klassen legten auch hier eine wahre Begierde an den Tag, mit den Fremden in Berührung zu kommen, ihre Uniform, Degen, Knöpfe zu betasten und sich von ihnen die englischen Namen von tausend Dingen sagen zu lassen. Bald zeigte sich indessen, daß die Behörden nicht geneigt seien, einen freien Verkehr der Einwohner mit den Nordamerikanern zu gestatten. So wie Offiziere die Küste betraten, erschienen Soldaten oder bewaffnete Polizeidiener und zerstreuten das Volk. Die Kaufläden schlossen sich dann sofort, und die Straßen wurden menschenleer, ja die Beamten maßten sich sogar eine Beaufsichtigung der Amerikaner an und hingen sich auf Tritt und Schritt an ihre Fersen. Draußen im freien Lande war es nicht besser; kein Amerikaner konnte frische Luft schöpfen, ohne daß ein Schwarm von Aufpassern ihn begleitete.

Eine solche Verletzung des Vertrags von Kanagawa konnte Perry nicht dulden. Er schickte einen seiner Offiziere zum Statthalter und ließ diesem erklären, welche Rechte die Amerikaner durch ihr Abkommen mit dem Kaiser erworben hätten. Auch die Holländer in Nagasaki, antwortete der Statthalter, werden bei jedem Ausgange von zwölf bis vierzehn Soldaten bewacht, und so ist es bei uns Recht und Herkommen. Man bemerkte ihm darauf, daß der neue Vertrag eben ein neues Recht und Herkommen begründe, daß die Amerikaner jetzt ausdrücklich als Freunde anerkannt worden seien, die mit Aufpassern zu umgeben eine ungerechtfertigte Beleidigung wäre, daß eine solche Behandlung nicht geduldet werden könne, und daß Perry, wenn sie fortdauere, nach Jeddo segeln und eine Erklärung fordern werde. Dieses entschiedene Auftreten schüchterte den Statthalter ein. Indem er seine Handlungsweise damit entschuldigte, daß er die Bucht von Jeddo vor dem Abschluß des Vertrags verlassen habe und daher nicht wisse, daß in demselben von einem freien Verkehr die Rede sei, erklärte er, daß er in der Hauptstadt Verhaltungsbefehle einholen und bis zum Eintreffen derselben die Nordamerikaner nicht weiter belästigen werde.

Die Offiziere besuchten die Küste von nun an täglich, und eine Zeit lang schien es, als ob man ihren Bewegungen nichts in den Weg legen wolle. Bei einer dieser Gelegenheiten bemerkten sie, daß zwei Japaner ihnen folgten, aber verstohlen und auf eine solche Weise, daß sie eine Unterredung anknüpfen zu wollen schienen. Die Amerikaner blieben daher stehen, die beiden Fremden näherten sich rasch, und es zeigte sich nun, daß sie Männer vom Stand wären. Jeder trug

zwei Schwerter, und beide benahmen sich in der höflichen, zuvorkommenden Weise der Vornehmen. Sie blickten scheu umher, ob Niemand in der Nähe sei, und entfernten sich rasch wieder, nachdem einer von ihnen, indem er sich den Anschein gab, als wolle er eine Uhrkette in der Nähe betrachten, einem Offiziere einen Brief unter die Uniform geschoben hatte.

Am Bord wurde der Brief geöffnet und von den Dolmetschern übersetzt. Sein Inhalt überraschte Perry höchlich, da er in der förmlichen Bitte bestand, daß er die beiden Japaner mit nach Amerika nehmen möge. „Zwei Gelehrte aus Jeddo," schrieben sie, „überreichen diesen Brief zur Berücksichtigung der hohen Beamten und derer, welche die Geschäfte leiten. Wir besitzen wenige und geringe Kenntnisse, wie wir selbst klein und unbedeutend sind, so daß wir uns schämen, vor Euch zu treten. Wir sind weder im Gebrauch der Waffen erfahren, noch verstehen wir von den Regeln der Strategie und der Kriegszucht zu sprechen; uns sind die Jahre und Monate bei nichtssagenden Bestrebungen und müssigen Vergnügungen verflossen. Wir haben jedoch in Büchern gelesen und auch durch Hörensagen erfahren, welche Gelehrsamkeit und welche Sitten in Europa und Amerika herrschen, und seit Jahren schon hegen wir den Wunsch, die fünf Festlande (Welttheile) zu durchwandern, aber die Gesetze unsers Vaterlandes sind in Beziehung des Seeverkehrs streng, denn daß Fremde unsere Küste besuchen und Japaner ins Ausland gehen, ist gleichmäßig verboten. Unser Wunsch, andere Länder zu besuchen, ist daher blos innerhalb unserer Brust in beständiger Bewegung auf und abgestiegen, und es ist uns zu Muth gewesen, wie Leuten, welche mit Mühe athmen oder in ihrem Gange gehemmt sind. Die Ankunft und der längere Aufenthalt Ihrer Schiffe in unsern Gewässern hat uns Gelegenheit geboten, eine angenehme Bekanntschaft und sorgfältige Beobachtungen zu machen. Wir sind auf diese Weise von der Freundlichkeit Ew. Excellenz überzeugt worden und zugleich ist der alte Wunsch in uns wieder aufgestiegen."

Der weitere Inhalt des Briefs war die Bitte, daß Perry den Beiden Aufnahme auf seinem Schiff gewähren möge. Sie wollten alle Dienste verrichten, die man von ihnen verlange, und allen Befehlen gehorchen. Wünsche doch auch der Lahme gesunde Beine zu haben, wenn er einen Andern gehen sähe, und den Fußgänger verlange nach einem Pferde, wenn ein Reiter vorüber komme. Bisher seien ihre Wanderungen gegen Ost und West, gegen Nord und Süd beschränkt gewesen, und nun zeige sich ihnen ein Geschwader, das gegen den Sturm segle und die hohen Wellen theile, mit Blitzesschnelle Tausende von Meilen zurücklege und an den großen fünf Welttheilen hinstreiche. „Die Verbote unseres Vaterlandes sind noch in Kraft", schlossen die Briefsteller, „und sollte unsere Absicht bekannt werden, so würde man uns verfolgen und uns hinrichten. Bewahren Sie daher das Geheimniß, bis Sie abgesegelt und wir uns Ihnen anschließen. Kommen wir später zurück, so werden unsere Landsleute nicht daran denken, geschehene Dinge zu untersuchen." In einem beigelegten Zettel erklärten die beiden Japaner, daß sie in Yok[illegible] als den Versuch gemacht hätten, in einem Boot an das amerik[illegible] es wären der Aufpasser zu viele ge-

wesen und die Amerikaner hätten Niemand an Bord kommen lassen. Auch in Simoda, wohin sie Perry gefolgt wären, hätten sie kein besseres Glück gehabt. Wolle er in der nächsten Nacht nach Kazikazi an eine Uferstelle, wo keine Häuser ständen, ein kleines Boot schicken, so werde er sie am Platze finden.

Perry hatte seine guten Gründe, diese Bitte nicht zu erfüllen. In der folgenden Nacht wurde das Flaggenschiff um zwei Uhr Morgens angerufen, und zwei Japaner stiegen an Bord. Das Boot, in dem sie gekommen waren, trieb fort, da sie es, gewiß absichtlich, nicht befestigt hatten. Es waren die beiden Briefsteller, die jetzt nicht mehr daran zweifelten, daß sie ihre Reiselust befriedigen und die Welt sehen würden. Als man sie fortwies, machten sie die beweglichsten Vorstellungen, und man mußte sie mit halber Gewalt in ein Boot schaffen, das sie zur Küste führte. Perry's Verfahren scheint hart, aber er konnte nicht anders handeln. Er hatte so oft darauf gepocht, daß weder er noch seine Leute jemals die japanischen Gesetze verletzen würden, daß er, noch dazu unmittelbar nach dem Vertrage von Kanagawa, gegen eines der strengsten Verbote dieser Gesetze nicht verstoßen durfte.

Nicht lange, so überzeugte er sich, daß seine Hoffnung, man werde die nächtliche Fahrt der beiden Wißbegierigen nicht bemerkt haben, eine trügerische gewesen sei. Einige Offiziere, welche etliche Tage später in den Straßen von Simoda umherschlenderten, kamen zufällig zu dem städtischen Gefängniß und erkannten in zwei Gefangenen, die hinter einem Gitterwerk in einer Art von Käfig saßen, die beiden unglücklichen Japaner. Sie schienen ihr Schicksal mit vielem Gleichmuth zu ertragen, und der Anblick von Amerikanern erfreute sie sichtlich. Einer von ihnen schrieb einige Worte nieder und überreichte sie den Offizieren. Die Gesinnung, die sich darin ausspricht, verdient, daß wir die wenigen Zeilen mittheilen. Sie lauteten: „Wenn einem Helden ein Unternehmen mißlingt, so betrachtet man seine Handlungen als die eines Elenden und eines Räubers. Man hat uns öffentlich verhaftet und hieher geführt, wo man uns seit Tagen gefangen hält. Die Aeltesten der Stadt und die Vornehmsten betrachten uns mit Verachtung und behandeln uns schmachvoll. Wir haben uns aber keinen Vorwurf zu machen und sagen uns, daß ein Held in einer solchen Lage zeigen muß, er sei wirklich ein Held. Da die Freiheit, die sechzig Staaten (Japan) zu bereisen, für unsere Wünsche nicht genug war, wollten wir die fünf Festlande kennen lernen. Darnach sehnte sich unser Herz seit langer Zeit. Plötzlich scheiterten unsere Pläne, und jetzt befinden wir uns hier in einem kleinen Gefängnisse, wo das Essen, das Ruhen, das Sitzen, das Schlafen schwierig ist. Wie könnten wir aus diesem Orte einen Ausweg finden? Lachten wir, so hielte man uns für Ehrlose, weinten wir, für Narren. Ach, uns bleibt nichts, als zu schweigen."

Bei einem zweiten Besuche fanden die Amerikaner den Käfig leer und hörten von den Wächtern, daß die Gefangenen auf einen hohen Befehl hin nach Jeddo abgeführt seien. Was aus den armen Leuten geworden ist, hat Perry nicht erfahren. Man sagte ihm blos, daß die Todesstrafe, mit der die Gesetze jedes heimliche Verlassen des Reichs bedrohen, an ihnen nicht werde vollzogen werden.

Acht Tage waren seit der Ankunft der Schiffe verflossen, als der Statth

von Simoda seine vertragswidrigen Maßregeln wieder aufnahm. Die Freiheit der Amerikaner wurde beschränkt, und bei jeder Gelegenheit drängten sich Soldaten und Aufpasser zwischen sie ein. Selbst wenn der Commodore die Stadt besuchte, gingen zwei japanische Beamten vor ihm her, welche allen Leuten den Befehl gaben, sich in ihre Häuser zurück zu ziehen und die Thüren zu schließen. Den Ladeninhabern war es offenbar verboten worden, etwas an die Fremden zu verkaufen, denn nicht einmal die unbedeutendsten Artikel wurden abgelassen. Man beklagte sich beim Statthalter, und dieser stellte sich erstaunt, wie sowol die Einheimischen als die Fremden seine guten Absichten so mißverstehen könnten. Er schicke Soldaten auf die Straßen, damit die Amerikaner Schutz fänden, und den Einwohnern habe er nicht befohlen, ihre Thüren zu schließen, sondern im Gegentheil, sie weit zu öffnen. Waaren könnten freilich nicht verkauft werden, bis die vorbehaltene Eröffnung eines Marktes für den „Handel" stattgefunden habe. Jene beiden ersten Entschuldigungen ließen die Amerikaner nicht gelten, da ihre persönliche Erfahrung ihnen beweise, daß er ganz andere Befehle erlassen habe, und hinsichtlich des Verkaufs in den Läden wurde ihm bemerkt, daß die Erwerbung von Kleinigkeiten nicht unter den Begriff des Handels falle. Der Statthalter gab endlich nach und willigte ein, daß die Amerikaner durch ihren Dolmetscher Einkäufe machen konnten. Es wurde nun nöthig, den Werth zu bestimmen, zu dem der amerikanische Dollar angenommen werden solle. Hier wurde Perry zum ersten Male von seiner gewöhnlichen Umsicht verlassen. Indem er den Werth des chinesischen und des japanischen Käsch ohne weiteres für gleich annahm, schlug er vor, den amerikanischen Dollar zu 1600 Käsch zu rechnen. Die Japaner hatten dagegen nichts einzuwenden, und ihre Händler verkauften von nun an mit der größten Bereitwilligkeit. Das hatte seinen natürlichen Grund — der chinesische Käsch ist dreimal so viel werth als der japanische.

Gewisse Artikel waren auch jetzt nicht zu bekommen, weil die Japaner sie nicht verkaufen konnten. Die Rinder brauchen sie als Lastthiere nothwendig, und nicht ein einziges war käuflich. Geflügel gab es so wenig, daß der Markt bald geräumt war, und die Amerikaner hätten jetzt kein frisches Fleisch mehr gehabt, wenn der „Macedonian" nicht mit einer Menge der schönsten Schildkröten von den Bonin angekommen wäre.

Auf dem „Powhatan" fiel ein Matrose so unglücklich, daß er an den Folgen starb. Bei dieser Gelegenheit handelten die Japaner wie ein wirklich befreundetes Volk. Nicht genug, daß sie ein Begräbniß auf der Küste gestatteten, räumten sie den Amerikanern einen besondern Platz zum immerwährenden Kirchhof ein. Ehe die Feierlichkeit begann, stellten sich mehrere Beamte an Bord ein und verlangten die Leiche zu sehen. Da sie entschuldigend erklärten, diese Leichenschau sei eine Förmlichkeit, die das Gesetz unbedingt vorschreibe, die aber künftig gewiß wegfallen werde, so ließ Perry den Sarg öffnen.

Alles schien jetzt auf dem freundlichsten Fuße zu stehen, und Perry wurde deshalb auf die unangenehmste Weise überrascht, als er von einem Vorgange hörte, den er nicht [illegible] stä[illegible] Rüge hingehen lassen konnte. Drei Offiziere

waren an die Küste gegangen, um in der Nähe von Simoda mit ihren Vogelflinten zu jagen. Sie hatten sich verspätet und waren in einen für Fremde bestimmten Raum gegangen, der zu einem buddhistischen Kloster gehörte. Da der Statthalter von Simoda erklärt hatte, daß jedes Kloster und jeder Tempel den Fremden zur Verfügung stehe, so glaubten sie um so mehr in ihrem Recht zu sein, als ihr Dolmetscher gegen ihr Vorhaben keine Einwendung machte. Kaum hatten sie sich aber auf den weichen Matten des Zimmers eingerichtet, als Soldaten, mit dem Dolmetscher und mit mehreren Beamten an der Spitze, eindrangen und sie auf eine rohe Art fortwiesen. Die Haltung der Japaner wurde immer drohender, und die Offiziere wußten sich nicht anders zu schützen, als indem sie zu den Waffen griffen. Das Knacken der Hähne dämpfte den Kriegsmuth der Soldaten, und alle entfernten sich bis auf einen, der als Wache zurückblieb.

Im ersten Unmuth wollte Perry seine Marinesoldaten ausschiffen und die Beamten, von denen die Beleidigung ausgegangen war, verhaften lassen. Bei ruhigerem Blut zog er den Weg energischer Unterhandlungen vor. Der Statthalter von Simoda verschanzte sich hinter einer ganzen Reihe von Einwänden, daß der Vertrag von Kanagawa noch gar nicht gelte, daß jeder Amerikaner, der über Nacht auf dem Lande bleiben wolle, vorher davon Anzeige machen müsse, daß er das Recht habe, jedem Fremden zu dessen Schutz Wachen beizugeben u. s. w.; allein Perry beruhigte sich nicht eher, als bis der Japaner das Benehmen der Soldaten gemißbilligt und sein Bedauern über den Vorgang ausgesprochen hatte, worauf ihm noch angedeutet wurde, daß er für jede neue Beleidigung persönlich verantwortlich gemacht werden solle.

Der Haupttempel in Hakodadi.

VIII.

Hakodadi.

Abfahrt nach Hakodadi. — Awa. — Ohosima. — Der Kuroſiwo. — Hakodadi. — Verhandlungen mit den Behörden. — Lage der Stadt. — Handelsverkehr. — Einrichtung der Wohnungen. — Zimmergeräthe. — Feuerung. — Gärten. — Kaufläden. — Der „Beſchützer des Landes". — Gebetsräder. — Kapellen. — Schwefelquelle. — Uferhöhle. — Fiſche und Wild. — Klima. — Geſundheitszuſtände. — Schachſpiel in Japan. — Kenntniß vom Auslande. — Ainos auf Jeſſo. — Vulkane. — Schiffbrüchige Amerikaner. — Ausſichten für Einführung des Chriſtenthums.

Ueber zwanzig Tage des Aufenthalts in Simoda waren ſo ziemlich unter Streitigkeiten mit den Behörden vergangen. Das Einzige, was ſie ohne Widerrede geſtatteten, war die Vermeſſung des Hafens und ſeiner Zugänge. Bei allen übrigen Berührungspunkten mußten die Amerikanern dieſelben Zugeſtändniſſe, die ihnen von den kaiſerlichen Bevollmächtigten gemacht worden waren, den Unterbehörden in Simoda förmlich abringen. Ohne höhere Weiſung handelten die letztern gewiß nicht. Sie vermieden ſo ängſtlich jeden Schatten von Selbſtändigkeit, daß ſie nicht einmal dem bisherigen Dolmetſcher erlaubten, nach Hakodadi mitzu-

fahren. Sie räumten ein, daß kein Gesetz, kein Herkommen dem widerspreche, und daß die Sache für beide Theile bequem und nützlich sei, aber sie hatten von Jeddo keine Weisung. Die letzten Tage verflossen indessen ohne eine weitere Störung des freundschaftlichen Verkehrs, und die Beamten leisteten sogar den Absichten Perry's Vorschub.

Perry nahm nach Hakodadi nur zwei Schiffe mit. Drei waren ihm vorangegangen, das Vorrathsschiff Supply blieb in Simoda zurück.

Perry nahm von Simoda aus seinen Weg im Osten von Nippon, indem er der Küste so nahe wie möglich folgte. Sobald er den Außenhafen verließ, trat die Inselgruppe, welche vor der Bai von Jeddo liegt, voll in Sicht. Das merkwürdigste dieser Eilande ist Ohosima. Es besitzt nämlich einen Vulkan, der noch in Thätigkeit ist. Von der See aus gesehen, scheint der Krater einen bedeutenden Umfang zu haben oder aus verschiedenen Oeffnungen zu bestehen, denn der Rauch erhebt sich in kurzen Zwischenräumen an mehreren Stellen, die alle an dem Rande eines Bergrückens von mindestens einer Meile Ausdehnung liegen.

Die Provinz Awa, der man zunächst folgte, ließ sich weit ins Land hinein überblicken. In der Bucht von Jeddo hatte man ihre Westküste befahren, jetzt lernte man ihre Ostküste kennen. Jedermann staunte, wie ausgedehnt und wie sorgfältig auf dieser Seite der Anbau des Landes sei. Jedes Fleckchen Erde war benutzt worden, und die Felder zogen sich vom Fuße der Berge bis zu den höchsten Spitzen empor. Die Zahl der Dörfer und Städte, die an den Hängen und in den Thälern lagen, ließ sich nicht zählen.

Gleich bei der Insel Ohosima*) traten die Schiffe in den Kurosiwo ein. Wir haben diese Strömung und ihre merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Golfstrom des atlantischen Oceans bereits in der Einleitung besprochen (S. 8) und haben dem dort Gesagten blos hinzuzufügen, daß die Amerikaner in dieser Strömung ein Seegewächs treiben sahen, das ihren Seemannsaugen mit dem Fucus (Sargassum bacciferum) des Golfstroms identisch zu sein schien. Sie sammelten verschiedene dieser Pflanzen, aber ein böser Zufall fügte es so, daß alle verloren gingen. Eine botanische Untersuchung und Vergleichung mit der Vegetation des Golfstroms hat daher nicht vorgenommen werden können.

Mehrmals begegnete man ganzen Flotten von Fischerbooten. Wo man sie traf, da hatte das Wasser in der Regel die trübe Farbe, die der Schiffer auf das Vorhandensein von Niederungen deutet, und war mit Fucus dichter als an andern Stellen bedeckt. Mit dem Senkblei fand man indessen Tiefen von dreißig und vierzig, ja von siebzig und achtzig Faden. Die ganze südliche und östliche Küste von Nippon zeigte sich nicht so hoch als das westliche Ufer der Bucht von Jeddo. Ihre Erhebung über das Meer bleibt indessen immer noch so bedeutend, daß die Küste bei hellem Wetter in einer Entfernung von zehn Meilen sichtbar wird.

---

*) Ohosima eine Insel zu nennen, ist eigentlich ein Pleonasmus, da Sima schon Insel bedeutet. Wir wollen hier hinzufügen, daß Saki, der Name für den japanischen Branntwein, auch die Bezeichnung für Vorgebirge ist.

Am Vorgebirge Kurosaki hatte man eine Aussicht auf Schneeberge, die sich im Innern hoch zu den Wolken erhoben. Wahrscheinlich war es der Einfluß dieser Berge, der die Luft in dieser Gegend kühl und erfrischend machte. Das Wasser hatte + 10, die Luft + 12°. Die Oberfläche des Meers war vollständig glatt und hatte auf der Oberfläche ein Ansehen wie Oel, das Perry den Ausscheidungen von Meerschweinen und von Walfischen, die sich zahlreich und in verschiedenen Arten zeigten, zuschrieb.

Im ersten Zwielicht des 16. Mai sah man das nordöstliche Ende von Nippon, das bei den Japanern Siriga Saki heißt. Als man diese Spitze umschifft hatte, trat die Sangar-Straße, welche diese Insel von Jesso trennt, voll in Sicht. Man steuerte nun gerade auf Hakodadi los, traf jedoch in der Mitte der Meerenge auf eine Strömung oder Fluth, die so stark war, daß man den Hafen vor Nacht nicht zu erreichen vermochte. Perry hielt es für gerathen, ins hohe Meer zurückzusteuern. Der nächste Morgen brachte einen dichten Nebel, der es wieder nicht räthlich machte, die Schiffe einer Küste zuzuführen, welche Niemand kannte. Die Mittagssonne zerstreute die Dünste endlich, und jetzt wurde die Fahrt zum Hafen vollendet. Das Erste, was man dort sah, waren die Masten der drei Schiffe, welche Perry vorausgeschickt hatte.

Die Bai von Hakodadi liegt auf der Insel Jesso, am nördlichen Ufer der Sangar-Straße, und bildet einen der schönsten und sichersten Häfen der Welt. Damit verbindet sie den Vorzug, für Schiffe bei jedem Winde leicht zugänglich zu sein. Sie besteht, wie die Bai von Simoda, aus einem Außen- und einem Binnen-Hafen. In dem erstern zieht sich eine Untiefe, am Mittelpunkte des Ufertheils der Stadt beginnend, zwölfhundert Fuß weit fort. Der Binnenhafen vermag mindestens hundert Segel zu fassen und bietet überall den sichersten Ankergrund und eine hinreichende Tiefe dar. Er ist der südöstliche Arm der Bai und endet an einem Vorgebirge, das durch eine niedrige und sandige Landzunge mit dem festen Lande in Verbindung gesetzt wird.

Wenige Stunden vergingen, und ein Boot mit mehreren japanischen Beamten legte beim Flaggenschiff an. Das Fahrzeug war schwerer und plumper als die Boote, die man anderswo gesehen hatte, und acht Diener in einer dunkelblauen und weißen Livere, in die ein Wappen eingestickt war, ruderten es. Man überreichte den Beamten, sobald sie das Verdeck betraten, eine Abschrift des Vertrags von Kanagawa und ein Schreiben, das Perry von den kaiserlichen Bevollmächtigten erhalten hatte. Die Japaner schienen von den Vorgängen in der Bucht von Jeddo nichts zu wissen und klagten, daß die Bevölkerung durch die Ankunft fremder Schiffe in große Aufregung und Furcht versetzt worden sei.

Nächsten Tags fand in der Stadt eine Zusammenkunft des Commodore mit dem Statthalter Jendo Matzaimon statt. Das Empfangszimmer war eine große Halle, aus der eine Hinterthür auf einen Hof führte. Da sie offen stand, so konnte man verschiedene Eingänge und Treppen eines Hintergebäudes sehen. Die Karnieße der Thüren waren in Holz geschnitzt, die Fenster hatten die Form der europäischen, aber unser Glas wurde durch geöltes Papier ersetzt. Der Statthalter

war ein Mann in mittleren Jahren, und sein Gesicht hatte einen wohlwollenden Ausdruck. Auch er hatte erst durch die Amerikaner erfahren, daß ein Vertrag abgeschlossen sei, und hob nachdrücklich hervor, welche Verlegenheiten für ihn entstehen würden, wenn er ohne einen ausdrücklichen Befehl von Jeddo die Forderungen der Fremden erfülle, Waaren zu kaufen und die Küste betreten zu dürfen. Als Perry auf seinem vertragsmäßigen Recht bestand, versprach der Statthalter am nächsten Morgen schriftliche Antwort geben zu wollen.

Der Brief kam und brachte, in eine Menge von Ausflüchten und Entschuldigungen eingehüllt, die Gewährung der wesentlichsten Punkte, auf die es den Amerikanern ankam. Von einer wirklichen Uebersetzung stehen wir ab, um nur den Kern, möglichst in der japanischen Ausdrucksweise, zu geben. „Sie haben dieses Land", so begann der Statthalter, „ohne Zweifel für ausgedehnt und wohl bevölkert gehalten, und haben gewiß nicht die entfernteste Absicht, zu rauben oder sich gewaltsam und ohne Erlaubniß einzudrängen. Dieser Platz ist aber nicht größer als eine Pille oder als ein Fleck und die Umgegend so unfruchtbar, daß sie fast nichts hervorbringt.

Es überrascht uns sehr, daß wir von dem Vertrage keine Nachricht erhalten haben, und daß das von Ihnen überbrachte Schreiben keine Aufklärung über diese Angelegenheit enthält. Selbständig zu handeln, ehe man uns vom Thron eine Belehrung ertheilt hat, ist für uns eine sehr ernste Sache, die Versicherung können wir Ihnen geben, denn der unabänderliche Gebrauch in allen unsern Fürstenthümern ist der, auf Befehle zu warten. Mag eine Angelegenheit klein oder groß sein, ist sie eine Staatssache, so muß sie dem Fürsten vorgetragen werden, der nach Jeddo einen klaren Bericht einschickt und nach den erhaltenen Befehlen handelt.

Was wir an Lebensmitteln hier haben, Eier, Hühner, frische Fische, Enten und andere Gegenstände, sollen Sie erhalten und Sie mögen immerhin die Dörfer, Märkte und Flecken besuchen, obgleich sie verächtlich und ärmlich, gemein und roh, nicht der mindesten Beachtung werth sind. Was Sie verlangen (Holz und Wasser) soll geliefert werden."

Die drei Tempel, um deren Einräumung die Amerikaner gebeten hatten, waren ihnen anfänglich verweigert worden, weil man befürchtete, daß sie die gottesdienstlichen Gebräuche stören würden. Als der Statthalter hörte, daß es ihnen nicht um die ganzen Tempel zu thun sei, sondern blos um den Theil, der in Japan Fremden eingeräumt zu werden pflegt, gab er in diesem Punkte nach. Wie das Aeußere der Tempel in Hakodadi beschaffen ist, ersieht man aus der Abbildung am Anfange dieses Abschnittes. Die Amerikaner fanden nun kein Hinderniß weiter, in den Straßen umherzugehen, mit den Einwohnern zu verkehren und Einkäufe zu machen. Auf diese Weise lernten sie die japanischen Sitten in Hakodadi weit besser als in Simoda kennen.

Die Stadt hat in ihrer Lage eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Gibraltar. Wie dieses erhebt sie sich an einer Meerenge, auf einer Halbinsel, die mittelst einer schmalen und sandigen Landzunge, bei Gibraltar der neutrale Gru

vor, so daß nicht blos der rings um das Haus laufende, und zwei Fuß erhöhte Gang, sondern auch der Raum vor und hinter den Eingangs- und Ausgangsthüren gegen den Regen geschützt wird. Die Wände bestehen fast ohne Ausnahme aus fichtenen Bretern, die man der Länge nach so gut neben einander zu befestigen weiß, daß die Fugen dicht schließen. Die vor den Papierfenstern befindlichen Breter laufen in Falzen und können in die Höhe geschoben werden. In den Kaufläden nimmt man gewöhnlich die ganze Vorderseite der Wand weg, so daß man von der Straße aus den Laden frei überblicken kann; die Handwerker lassen hinter den emporgeschobenen Fensterbretern Bambusgitter nieder, um ungestört arbeiten zu können.

Geräthschaften in einem japanischen Zimmer.

Die Häuser von Hakodai haben im Innern geölte oder gefirnißte Wände, aber gegen außen bieten sie blos die rohen Breter dar. Da das Klima feucht und kalt ist, so werden die Breter schwarz und faulen an, wodurch die Stadt ein ärmliches und finsteres Ansehen erhält. Bei den Tempeln und den bessern Häusern besteht das Dach aus Ziegeln, bei den übrigen aus Holzschindeln. Daß diese ganze Bauart im höchsten Grade feuergefährlich ist, liegt auf der Hand. Die Einwohner wissen es und treffen alle erdenkbaren Vorkehrungen. Auf jedem Dache steht ein Gefäß, das stets mit Wasser gefüllt ist, in jeder Straße befindet sich eine Cisterne, und jeder Bezirk hat seine Feuerspritze und seinen Feuerwächter, der durch Schläge gegen ein Bret weckt, wenn er in der Nacht irgendwo eine Flamme hervorbrechen sieht. Daß dennoch große Feuer vorkommen, sahen die Amerikaner an den ausgedehnten Brandstätten, bei denen ihr Weg sie vorbeiführte.

Die innere Ausstattung ist eben so einfach, um nicht dürftig zu sagen, wie in Simoda. Den gewöhnlich vorkommenden Hausrath haben wir auf unserm Bilde vereinigt. Da die Japaner kauern, nicht sitzen, so fehlen in der Regel Stühle, obgleich man sie kennt und bei feierlichen Zusammenkünften immer benutzt. Sie sind gleich unsern Feldstühlen zum Zusammenschlagen eingerichtet, haben mit Leder überzogene Sitze und fallen durch ihre plumpe Arbeit auf. Wir wollen bei dieser Gelegenheit bemerken, daß nur die unteren Klassen mit über einandergeschlagenen Fersen kauern. Die Vornehmeren halten dies für gemein und ruhen auf den Knieen aus.

ein Theekessel schwebt. Man hat mithin immer heißes Wasser und kann einem Besuch sogleich Thee vorsetzen. Dieses Getränk ist schwach und wird gewöhnlich nicht gesüßt, obgleich man in Hakodadi viel Gebrauch von Zucker macht. Die Theekessel sind von Bronze, von Silber, oder auch wohl von gemeinem irdenen Gut. Bei den Armen ersetzt das Kohlenfeuer in der Mitte des Zimmers, an dem man den Thee kocht, den Saki erwärmt und eine Menge kleiner Gerichte bereitet, zugleich unsern Ofen. Die Wärme, die dasselbe verbreitet, ist nur gering, und die geringeren Leute klagen beständig über Kälte, obgleich sie so nahe als möglich am Feuer kauern. Ein solches Zimmer in Hakodadi mit seinem schwach glimmenden Kohlenfeuer, dessen Rauch schwer einen Ausweg findet, mit seinen geschlossenen Thüren und mit seinem Halbdunkel, das durch die geölten Fenster bedingt wird, hat etwas unbeschreiblich Ungemüthliches. Man sieht es ihm auf den ersten Blick an, daß seine Bewohner, so lange die Kälte dauert, sich keinen Augenblick wohlbefinden können.

In den vornehmeren Häusern erwärmt man das Wohnzimmer nicht blos durch jenes Feuer, sondern auch durch Kohlenbecken, die auf hohen lackirten Füßen stehen. Da man die Kohlen nicht eher ins Zimmer bringt, als bis sie vollständig glühen, und da im Dache und in den Mauern Löcher zum Abziehen des Rauchs angebracht sind, so befindet man sich in diesen besser erwärmten Zimmern wohler. Die Reicheren klagen übrigens auch über die Strenge des Klima's, der sie weder durch die Einrichtung ihrer Wohnungen, noch durch die Kleider, welche sie eines über das andere anlegen, zu begegnen wissen. In den bessern Gebäuden giebt es auch eine Küche, deren Einrichtung aus dem nebenstehenden Bilde ersichtlich wird.

Die meisten Häuser haben einen Hof, der die Stallungen und andere Nebengebäude enthält. Häufig giebt es auch einen Garten, den man mit Küchengewächsen, schönen Sträuchern, Blumen und schattenden Bäumen bepflanzt. Einige der Vornehmsten besitzen auf den Höhen hinter der Stadt Landhäuser. In der Bauart weichen dieselben von den städtischen Gebäuden nicht ab, allein sie sind geräumiger. Der Luxus ihrer Eigenthümer verräth sich besonders in den Gärten, die mit ihren Rasenplätzen, ihren Fruchtbäumen und Zierpflanzen, ihren grünen Hecken und bunten Blumenbeeten ein anmuthiges Bild darbieten.

Die Waarenhäuser der Stadt unterscheiden sich vortheilhaft von den übrigen Gebäuden. Sie sind weit sorgfältiger gebaut und ihre steinernen, mit einem weißen Bewurf überkleideten Mauern und ihre Ziegeldächer lassen sie in ihrer Umgebung von lauter geschwärzten Holzwänden vortheilhaft hervortreten. Sie haben in der Regel eine Höhe von zwei Stockwerken und enthalten wahrscheinlich Güter, welche der Regierung gehören. Daß dies der Fall sei, schlossen die Amerikaner aus der Sorgfalt, mit welcher sie in Stand gehalten und bewahrt werden.

Die Beschaffenheit der Kaufläden rechtfertigte die Behauptung der Behörden, daß Hakodadi eine arme Stadt sei. Bessere und auf eine gebildete Bevölkerung berechnete Waaren, wie feines Porzellan, Glaswaaren, Pelze, Kupfergeschirre, feines Tuch und Bücher sieht man selten. Die geringeren Sorten von Tuch, seidenen und baumwollenen Geweben, irdenes Geschirr, lackirte Schalen, Schüsseln und Fuß-

gestelle, Glaswaaren und wohlfeile Messer, herrschen entschieden vor. Wo man Lebensmittel feil hält, bestehen dieselben aus Reis und unseren Getreidearten, getrockneten Fischen, einer besondern Art Seetang, Salz, Zucker, Saki, Soja, süßen

Eine Küche in Hakodadi.

Kartoffeln, Mehl und einigen weniger nothwendigen Artikeln. In großen Mengen sind diese Sachen in jeder Straße zu haben. Ein öffentlicher Markt wird nicht gehalten, und das Bedürfniß dazu ist auch in einer Stadt, wo man weder Rinder, noch Schweine oder Schafe und nur wenig Geflügel hat, kaum vorhanden. Gemüse und ein Gebäck aus dem Mehl von Bohnen und Reis, das die Dichtigkeit und das

Ansehen von Käse hat, tragen Hausirer in der Stadt umher. Diese beiden Lebensmittel werden von den geringeren Klassen Hakodadi's stark verbraucht.

Zeichen oder Buchstaben, theils chinesischen, theils japanischen Charakters, deren Bedeutung Jedermann kennt, bezeichnen über der Thür den Inhalt des Ladens. Wie bei uns der Raum hinter dem Ladentisch ein geheiligter Platz ist, den kein Käufer betreten darf, so ist es in Japan der erhöhte Fußboden, auf dem der Verkäufer mitten unter seinen Waaren kauert. Die Amerikaner wußten das nicht, und ihr häufiges Eindringen in diesen vorbehaltenen Ladenraum erregte nicht blos die höchste Unzufriedenheit der Kaufleute, sondern rief sogar Klagen bei den Behörden hervor. Man verlangt in Japan, daß der Käufer vor der Thür unter dem Wetterdache stehen bleibt. Im Anfang waren die Kaufleute schüchtern, aber nicht lange — so erhielt die Luft zum Gewinn die Oberhand, und sie öffneten nun eben so behend ihre Schubkästen, legten eben so selbstgefällig ihre Artikel aus, wie der „flotteste Verkäufer" einer deutschen Stadt. Alle hatten feste Preise, und jeder Versuch eines Amerikaners, von einer Forderung etwas abzuhandeln, wurde mit Unwillen zurückgewiesen.

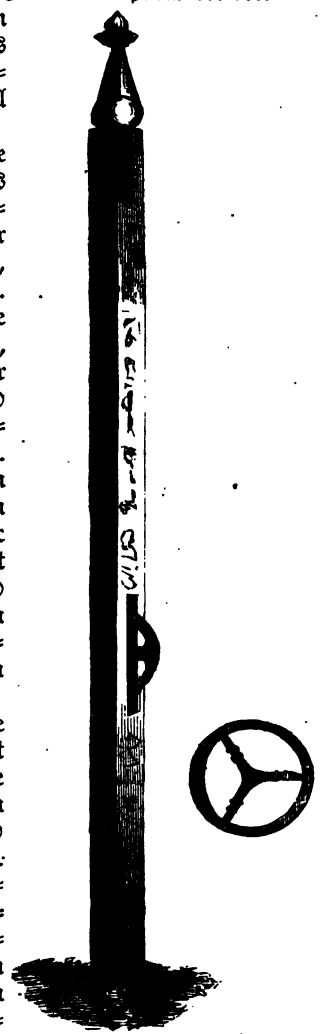
Wenn man in den Hafen einläuft, ist ein mächtiges Gebäude einer der ersten Gegenstände, welche den Blick auf sich lenken. Es ist ein buddhistischer Tempel, dessen Ziegeldach mindestens sechszig Fuß über dem Boden emporsteigt. Dieses Gotteshaus heißt im Japanischen Zhiogen-zhi, der Beschützer des Landes. Vor etwa zwanzig Jahren erbaut, wird es gut in Stand gehalten und kann für eine schöne Probe der japanischen Baukunst gelten. Das Dach ruht auf einem sehr künstlichen Hängewerk, das von lackirten Pfeilern gestützt wird. Altar und Tische erhalten vortrefflich ausgeführte Schnitzereien und Bildhauerarbeiten in Holz und Erz. Der Hauptraum des Gebäudes ist vergoldet und strotzt von geschnitzten Verzierungen. Am häufigsten sieht man Drachen, Phönixe, Kraniche, Schildkröten und andere Thiergestalten, die sich auf den buddhistischen Cultus beziehen. Bei diesem Tempel sind sechs Priester angestellt, deren Wohnungen ein Bild der höchsten Sauberkeit und Reinlichkeit darbieten. Dieser Tempel, der schönste von allen, wurde zu einem Bazar für die Amerikaner eingerichtet. Die Geistlichen hatten gegen diese Verweltlichung ihres Heiligthums nichts einzuwenden und sahen sie im Gegentheil gern, da sie davon höhere Einnahmen hatten.

In dem eingefriedigten Raume, der den Tempel umgiebt, steht eine Gruppe Cypressen mit weitschattenden Kronen. Hier erheben sich außerdem mehrere Nebengebäude und ein Wetterdach, das sechs kleine Götterbilder gegen den Regen schützt. Auf jeder Seite des Baumganges, der zum Tempel führt, sind ein paar steinerne Kandelaber angebracht, und in der Nähe sieht man die Bildsäule einer Göttin mit einem Kinde. Um den Kopf jedes dieser Bilder zieht sich ein Heiligenschein von Kupfer.

Außer dem „Beschützer des Landes" giebt es noch drei andere buddhistische Tempel. Alle sind im Verfall, aber ihre ursprünglich reiche Ausstattung beweist, daß sie einst in hoher Achtung standen. Man sollte daraus schließen, daß die japanische Stabilität allein bei den Tempeln eine Ausnahme erleide und daß der

Wechsel der Mode gerade bei den heiligen Gegenständen, von denen unser religiöses Gefühl ihn ziemlich ausschließt, sich äußern. Die Gärten und Parks der drei andern Gotteshäuser werden von ihren Priestern in gutem Zustande erhalten, aber die Gebäude läßt das Volk, das für den Augenblick dem „Beschützer des Landes" seine ganze Aufmerksamkeit widmet, dem Verfall entgegen gehen.

Auf den Kirchhöfen sahen die Amerikaner hohe Pfosten mit Inschriften, die sich über die Nichtigkeit des irdischen Daseins und die Freuden der Seligen verbreiteten. Jeder dieser Pfosten hatte in der Mitte seiner Höhe, wohin man mit der Hand leicht reichen konnte, einen Einschnitt, in dem ein Rad um eine Achse lief. Um jede Speiche desselben waren zwei kleine eiserne Ringe lose befestigt. Dieses Rad in Bewegung zu setzen, gilt für ein oder mehrere Gebete. Wer das Rad sehr in Schwung setzt, erwirbt sich das größte Verdienst und hat außerdem noch den Vortheil, daß die stärker klingenden Ringe die Gottheit auf ihn aufmerksam machen. Wir geben hier das Bild eines solchen Gebetsrades. In Thibet, dem Mittelpunkte des Buddhismus, hat man nach dem interessanten Reiseberichte der Lazaristen Huc und Gabet statt der Gebetsräder Gebetmühlen, die mit Wasser getrieben werden. Noch ein Schritt weiter, und man gelangt zu Gebet-Dampfmühlen. Wie werden dann die Ringe klirren, und welche Unsumme von gottgefälligen Handlungen läßt sich vermöge dieser Neuerung in einer Spanne Zeit verrichten!



Japanisches Gebetsrad.

Die Sintus haben in Hakodadi drei Tempel, die aber in keinem blühenden Zustande sind. Man gewahrt an ihnen, daß der fremde, von China eingeführte Glaube vor dem einheimischen weit den Vorsprung gewonnen hat. Kirchhöfe fehlen diesen heiligen Gebäuden, und keines ist von einem eingefriedigten Raum umgeben. Die einzige Verzierung, die man in ihrer Nähe wahrnimmt, besteht in den Thoren, welche die zu ihnen führenden Wege überwölben. Diese Wege werden übrigens nicht blos von den Frommen, sondern auch vom Verkehr benutzt. Bei jedem dieser Tempel wohnt ein Küster, dem die Pflicht obliegt, das Gebäude in Ordnung zu halten.

An den Hängen und auf den Spitzen der Berge hat die japanische Frömmigkeit eine Menge von Kapellen, Schreinen und Buddha-Bildsäulen aufgerichtet.

Die größte dieser Kapellen, von den Amerikanern Tempel von Ben-ting genannt, ist auf dem Anfangsbild des nächsten Kapitels dargestellt. Je höher eine solche Kapelle steht und je schwieriger der Zugang zu ihr ist, um so größer ist das Verdienst des Frommen, der zu ihr hinauf klimmt, um zu beten. Dicht am Wege erheben sich oft, von Bäumen beschattet und dicht mit Moos überwachsen, Bildsäulen Buddha's, vor denen unzählige Opfergaben, Kupfermünzen, Blumen, Papierstückchen u. a. mehr, liegen. Neben den Bildsäulen sind häufig steinerne Pfeiler aufgerichtet, zu denen Wege mit galgenförmigen Thoren führen. Kein frommer Japaner wird an diesen Gegenständen der Verehrung vorüberziehen, ohne seine Knie zu beugen und ein Gebet zu verrichten. Bei ihren Ausflügen stellte der Zeitverlust, den die Frömmigkeit der japanischen Führer zur Folge hatte, die Geduld der Amerikaner oft auf eine harte Probe.

Von Vertheidigungsmitteln läßt sich in Hakodadi und seiner Umgebung wenig wahrnehmen. Bei Uraga sahen die Amerikaner Festen von Stein, hier aber gab es nichts, als östlich von der Stadt zwei Erdschanzen, welche wahrscheinlich die Bestimmung hatten, den Hafen zu vertheidigen. Die Böschungen waren am Rande des vorliegenden Hafens mit einer Reihe von Pfählen versehen. Die Schießscharten bewiesen, daß diese Werke für nicht mehr als zwei Geschütze eingerichtet sind. Wo am Strande die Hauptstraße von Hakodadi mündet, liegt ein Gebäude, dessen feste Bauart darauf schließen läßt, daß es zu Vertheidigungszwecken dienen soll. Es fehlen ihm übrigens sowol Geschütze, als überhaupt jede Art kriegerischer Ausrüstung, so daß es blos zur Schau dazustehen scheint.

Der Felsen, an den die Stadt sich anlehnt, wurde von den amerikanischen Offizieren oft erstiegen, weil man von seiner Höhe eine prächtige Aussicht auf den Hafen und das Meer hat. Diese Felsmasse besteht aus einem grauen, hie und da röthlichen Syenit, in dem viele Turmalin-Krystalle vorkommen. An einer Stelle haben vulkanische Gewalten den Felsen aus einander gerissen und eine andere Steinmasse, die den Charakter des Porphyrs hat, in die Lücke emporgehoben. An diesem Punkte entspringt eine Mineralquelle, die mit Schwefelwasserstoffgas geschwängert ist, jedoch so leicht, daß das Wasser der Quelle, sobald man es in einem Gefäße stehen läßt, Geschmack und Geruch verliert. Neben der Quelle steht ein Götterbild, das man ihren heilenden Eigenschaften zum Dank errichtet hat.

In geringer Entfernung von der Schwefelquelle zieht sich eine natürliche Höhle in den Felsen hinein. Ihr Eingang befindet sich an einer schroffen Uferklippe und kann blos mittelst eines Bootes erreicht werden. Er ist etwa dreißig Fuß lang, zwölf Fuß breit und hat eine Wassertiefe von fast zwanzig Fuß. Eine Gesellschaft von den Schiffen drang tief in diese Höhle ein, bis die Dunkelheit einen Grad erreichte, der keinen Gegenstand mehr unterscheiden ließ. An diesem Punkte zweigte sich die Höhle, indem sie etwa dieselbe Höhe und Wassertiefe beibehielt, nach rechts und links ab. Innerhalb derselben herrschte die tiefste Ruhe und das Wasser war völlig bewegungslos. Wenn jedoch in der Luft draußen Stürme herrschen, müssen sich die Wogen mit furchtbarer Gewalt in die Höhle drängen. Der Eingang hat die Form eines Gewölbes und seine Seitenwände sehen wie Säulen aus. Die

Winter sind lang und Pflanzenkost ist selten. Die Einwohner befinden sich mithin, da sie fast kein frisches Fleisch essen, ziemlich in der Lage der Mannschaft eines Schiffes, die Monate lang auf trockene Lebensmittel angewiesen ist.

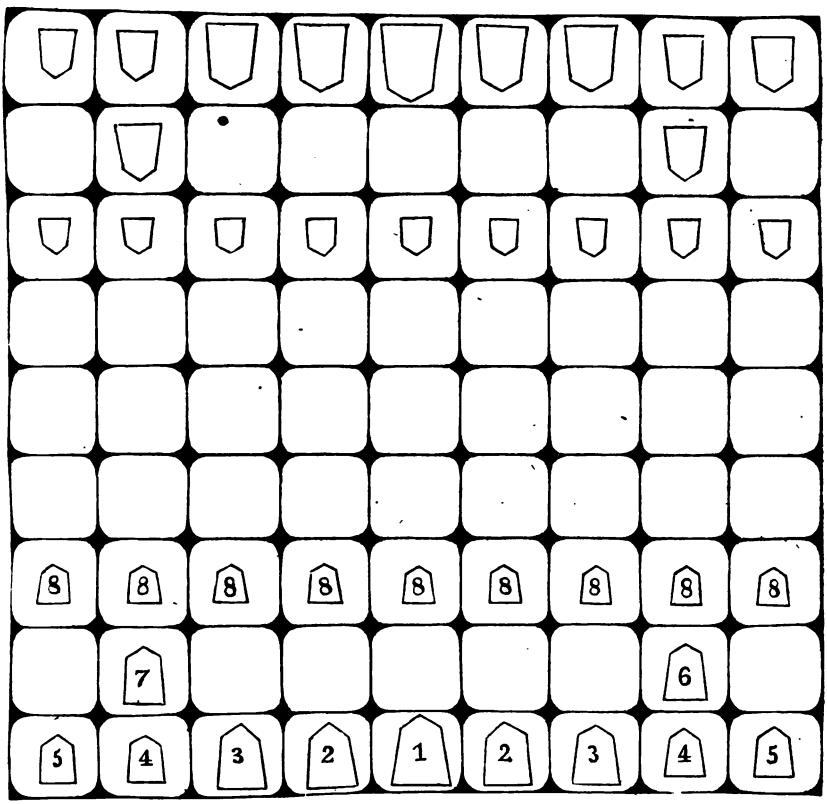
Hakodadi hat zwischen 6000 und 8000 Einwohner, die ein lebhafter und kräftiger Menschenschlag sind. Außer der Fischerei kommt der Handel als Erwerbsquelle stark ins Spiel. Zwischen Hakodadi und den Küstenplätzen von Nippon, Sikok und Kiusiu besteht ein reger Verkehr. Die Ausfuhren der Stadt bestehen in getrocknetem und gesalzenem Fisch, der Art Seetang, die als Nahrung dient, Holzkohlen, Hirschhorn, Bauholz und andern Erzeugnissen von Jesso, die Einfuhren in Reis und Getreide, Zucker, Thee, süßen Kartoffeln, Tabak, Tuch, Seide, Porzellan, lackirten Sachen, Messerwaaren u. a. m. Während des kurzen Aufenthalts der Amerikaner verließen wol hundert Fahrzeuge der Insel Jesso, hauptsächlich mit Erzeugnissen des Meers beladen, den Hafen. Sie halten sich in der Regel an der Westküste von Japan, weil das Meer dort ruhiger ist, als an der Ostküste, und zahlreichere Häfen Zufluchtsorte bieten. Zu Zeiten sollen an tausend fremde Dschunken im Hafen liegen.

Eines Tages wurden ein paar Amerikaner vom Regen in eine Art Wachthaus getrieben, wo zwei Japaner Schach spielten. Unsere Abbildung zeigt die Einrichtung eines japanischen Schachbrets und die Stellung der Figuren, welche sie bei dieser Gelegenheit kennen lernten. Der König schlägt wie bei uns nach allen Seiten hin auf dem nächsten Felde und die Entscheidung beruht wie bei unserm Schachspiel darauf, daß er matt gesetzt wird. Die übrigen Figuren haben zum Theil abweichende Bewegungen. Nr. 1 unsers Bildes ist der König, die beiden Nummern 2 sind die Goldenen oder Ersten Staatsräthe (Königinnen), Nr. 3 die beiden Silbernen oder Zweiten Staatsräthe, Nr. 4 die Fliegenden Pferde, Nr. 5 die Brennenden Wagen, Nr. 6 (in der zweiten Reihe) der Fliegende Wagen, Nr. 7 das Horn, Nr. 8 die Soldaten, unsere Bauern. Die Figuren stehen nicht, sondern liegen, und auf der Oberfläche einer jeden ist ihr Name zu lesen.

Wie gut die Japaner von den Holländern über alle Vorgänge und Neuerungen in der Welt unterrichtet worden sind, zeigte sich auch in Hakodadi. Sie sprachen von Eisenbahnen, Telegraphen, Daguerreotypen, Pairhaus und Dampfschiffen. Bonaparte, Washington und der amerikanische Unabhängigkeitskrieg, die damalige Stellung der Westmächte zu Rußland und die orientalischen Wirren waren ihnen wohlbekannt. Als die Amerikaner ihr Staunen aussprachen, wie man so fern von Nagasaki so gut unterrichtet sein könne, erzählten ihnen die Japaner, daß die Holländer jährlich aus Europa politische und andere Nachrichten erhielten, die zum Theil ins Japanische übersetzt und durch das ganze Reich verbreitet würden. Perry erinnerte sich dabei, was Glynn im Jahre 1849 bei seinem Besuche in Japan begegnet war. Die ersten Fragen, welche die Japaner an ihn gestellt hatten, waren folgende gewesen: „Sie haben einen Krieg mit Mexiko gehabt? Sie haben dasselbe geschlagen? Sie haben ihnen einen Theil ihres Gebiets abgenommen? Sie haben darin große Mengen Gold gefunden?“ Als Glynn die Auslieferung der gescheiterten Matrosen durchgesetzt hatte, erzählten ihm diese,

daß sie durch ihre Wachen von jedem Gefecht mit den Mexikanern und von jedem Siege der Amerikaner unterrichtet worden seien.

Von den Ainos, den zahlreichsten Bewohnern der Insel Jesso, sah man in der Nachbarschaft von Hakodadi wenige. Sie waren im Durchschnitt nicht größer als fünf Fuß und hatten eine fast schwarze Farbe, aber ein verständiges Gesicht.



Japanisches Schachbret.

Ihr wirres schwarzes Haar fiel zum Theil in unordentlichen Locken über die Stirn herab und verband sich mit dem starken Bart, den nie eine Scheere berührt, zu einer Masse. Ihre ganze Kleidung bestand in einem blauen zerrissenen Hemd, das bis an die Knie reichte, und in einer Art von braunem, aus Gras oder Häuten gefertigten Sack, der mit weiten Aermeln versehen um die Schultern hing. Diese Tracht und ihr wirres Haar gaben ihnen ein wildes Ansehn. Ihre Haupt-

beschäftigung ist die Fischerei, die sie aber nicht auf eigne Rechnung, sondern für japanische Unternehmer, die wahrscheinlich ihre Herren sind, betreiben.

Als Perry eines seiner Schiffe nach der Vulkan-Bai abgehen ließ, um den dortigen Hafen Endermo zu untersuchen, wurde eine Gegend berührt, deren Bevölkerung, abgesehen von einigen japanischen Beamten, ausschließlich aus Ainos besteht. Die genannte Bucht liegt, funfzehn Meilen von Hakodadi entfernt, an der südöstlichen Spitze der Insel Jesso. Als die Amerikaner sie erreichten, herrschte einer der häufigen japanischen Nebel, die jedes Herannahen an die Küste gefährlich machen. Erst gegen Mittag des nächsten Tages hob sich der dicke Dunst, und es entschleierte sich nun ein wahrhaft schönes Landschaftsbild. Von dem sandigen Strande hob sich der Boden, in Wellenlinien ansteigend, höher und höher bis zu Bergen im Hintergrunde, deren Scheitel von Schnee glänzten. Von zwei dieser Gebirgshäupter stiegen Dampfsäulen empor, deren Schatten auf der weißen Schneedecke weit zu verfolgen waren. In der Nacht leuchtete von einer dritten Stelle eine Feuergarbe auf, so daß es innerhalb des Gesichtskreises der Amerikaner nicht weniger als drei thätige Vulkane gab. Blos aus dem einen, der sich in der Nacht kundgegeben hatte, stieg Feuer auf, die beiden andern fuhren fort, Rauchwolken auszuwerfen.

Die Höhen und Berge des Vordergrundes waren mit Wald bedeckt, dessen Bäume ein dunkelgrünes Laubdach hatten. Gelbe Flecken bezeichneten die Stellen, wo man die Waldungen ausgerottet hatte, um Ackerbau zu treiben. An der Mündung der Schluchten, aus denen Ströme und Flüsse hervorbrachen, wurden unzählige Häuser sichtbar. Die Bewohner dieser Ainos-Dörfer erschracken über das Erscheinen eines fremden Schiffs nicht wenig. Als der „Southampton" gar die Anker fallen ließ, ergriffen sie, mit ihren werthvollsten Habseligkeiten beladen, die Flucht. Auch die japanischen Beamten, die in einem Boot an Bord kamen, waren in voller Unruhe. Sie boten zuvorkommend Reis, Holz und Wasser an. Die Amerikaner erklärten, Fische, Gemüse, Eier und Hühner würden ihnen willkommener sein, worauf die Japaner ein Boot an die Küste schickten, um nachzufragen, was zu haben sei. Ihre Diener brachten bei der Rückkehr ein Bündel Wurzeln mit, die wie Rhabarberwurzeln aussahen. Weiter gebe es nichts, berichteten sie; wegen des Wetters habe man nicht fischen können, und der ganze Hühnervorrath bestehe in drei Küchlein.

Perry vermuthete, daß die amerikanischen Walfischfänger Hakodadi, als die ihren Jagdgebieten nächst gelegene Stadt, häufig besuchen würden. Wie Siebold von den Japanern hörte, kamen schon früher 58 große Seeschiffe bei dem Hafen vorbei, dem sie sich damals bis auf Kanonenschußweite nicht nähern durften. Vieles, was ein Walfischfänger braucht, vermag Hakodadi zu liefern: Fische im Ueberfluß, Bauholz, Geflügel und in der guten Jahreszeit auch Gemüse.

Wegen dieser Wichtigkeit des Orts für den Walfischfang wünschte Perry, die Regeln des neuen Verkehrs für Hakodadi gleich festzustellen. In dieser Beziehung stieß er aber auf Schwierigkeiten, die nicht hinwegzuräumen waren. Der Fürst von Matsmai, auf den man ihn in Kanagawa verwiesen hatte, konnte seine

kamen dreizehn andere Schiffbrüchige in drei Booten nach Jeramachi, nordwestlich von Matsmai, im März 1849 landeten drei schiffbrüchige Amerikaner auf Krafto, im Mai 1850 sah man in Mabira auf Jesso zweiunddreißig schiffbrüchige Engländer auf einmal. Die Amerikaner, die auf Krafto landeten, verließen die Küste in ihrem eigenen Boot, einen Theil der Amerikaner holte Glynn mit dem „Preble" ab, alle andern Schiffbrüchigen schickte man nach Nagasaki, wo sie den holländischen Handelsschiffen übergeben wurden. „Gegenwärtig lebt auf unsern Inseln kein Fremder", erklärten die Behörden.

Bei den häufigen Besuchen der Stadt durch die Nordamerikaner entstanden gelegentliche Zwistigkeiten mit den Kleinhändlern, und die Ausdehnung, die den Spaziergängen in und außerhalb der Stadt gegeben wurde, stieß zuweilen bei den untern Beamten auf Widerspruch. Die höheren Behörden glichen diese Störungen immer aus, und bald wurde die Eintracht nicht mehr getrübt. Ein Wunsch der Amerikaner, der ihnen besonders am Herzen lag, wurde indessen nicht erfüllt. Am letzten wie am ersten Tage ihrer Anwesenheit wurden die Thüren der Wohnhäuser vor ihnen geschlossen, und alle Frauen entfernten sich eiligst, sobald sich ein Amerikaner zeigte. Perry versuchte das durch eine Beschwerde bei den kaiserlichen Beamten aus Jeddo zu ändern, jedoch ohne allen Erfolg. Dieses Vermeiden der Fremden, wurde ihm geantwortet, sei keineswegs die Folge eines Regierungsbefehls, sondern gehe aus der eigenen Natur der Leute hervor. „Die Sitten des Landes", belehrte man ihn, „sind den Eurigen unähnlich, und die Leute sind nicht daran gewöhnt, Fremde aus fernen Ländern zu sehen. Obgleich die Behörden alles Mögliche gethan haben, sie zu beruhigen, fürchten sie sich doch vor Euch und verbergen sich. An diesen fernen Grenzen, so weit von Jeddo entlegen, läßt sich nicht leicht Einfluß üben und auf Veränderungen hinwirken. Wie könnten aber die hiesigen Einwohner daran denken, die Fremden mit feindlichen Gefühlen zu betrachten? Selbst wenn sie ihre eigenen Beamten sehen, mit deren Person sie noch nicht bekannt, laufen sie zur Seite, als triebe die Furcht sie an, ihnen zu entweichen. Die hiesigen Männer sind aufrichtig, wacker und gut, die Frauen bescheiden und einem zurückgezogenen Leben ergeben, so daß sie fremde Männer nicht gern sehen. Solche Eigenschaften und Gewohnheiten dürfen Achtung fordern, und wir können uns nicht denken, daß sie Euch mißfallen sollten." Auf den Liukiu hatte Perry es durchgesetzt, daß die Amrikaner auf Spaziergängen nicht auffallend beaufsichtigt wurden. Als er in Hakodadi dasselbe Verlangen stellte, gab man ihm den Bescheid: „Es ist der Gebrauch unsers Landes, Fremde von Beamten begleiten zu lassen, und wir werden nicht sobald davon abgehen."

In Hakodadi starben wieder zwei Amerikaner. Das Geschwader hatte jetzt vier Menschen durch den Tod verloren, einen in Jokuhama, einen zweiten in Simoda und jetzt diese beiden in Hakodadi. Man begrub sie an der Küste, wo die Japaner einen Theil eines alten Kirchhofs abgetreten und mit einer Einzäunung versehen hatten. Die Stelle hat eine wahrhaft pittoreske Lage und gewährt eine schöne Aussicht auf den Hafen, die Sangar-Straße und die angrenzenden Küsten. Der amerikanische Kaplan las in seiner vollen geistlichen Tracht die Todengebete

der anglikanischen Kirche, ohne daß ihm die Behörden oder die Bevölkerung hinderlich gewesen wären. Diese Duldung übte man in demselben Japan, das vor zwei Jahrhunderten öffentlich verkündet hatte: „So lange die Sonne die Erde erwärmt, mag kein Christ so kühn sein, nach Japan zu kommen. Jedermann erfahre, daß selbst der König von Spanien oder der Gott der Christen, wenn sie dieses Verbot verletzten, mit dem Kopfe dafür büßen müßten." Die Japaner folgten den christlichen Ceremonien des Begräbnisses mit sichtlicher Theilnahme, und der amerikanische Kaplan, der Gebetsmann, wie sie ihn nannten, stieg in ihrer Achtung bedeutend.

Eines Tages trat der Kaplan in einen buddhistischen Tempel, als gerade Gottesdienst gehalten wurde. Der Hauptaltar hatte genau die Form, die in der römischen Kirche hergebracht ist, und in seiner Nische stand ein vergoldetes Bild. Zwei schöne Lampen und zwei große Kerzen brannten, und es gab viele künstliche Blumen mit reicher Vergoldung. Auf zwei Seitenaltären brannten ebenfalls Kerzen. Vor dem Hauptaltar befand sich ein eingeschlossener Raum, in dem fünf Priester, mit langen Gewändern bekleidet, auf den Knieen lagen. Der vornehmste derselben schlug an eine kleine, wie eine Unterschale gestaltete Glocke, und zwei andere trommelten mit Paukenschlägeln auf lackirte Gefäße von Holz, die einen dumpfen Ton von sich gaben. Sie hielten Takt und brachten ihre gesungenen Gebete mit ihrer Musik in Einklang. Nachdem sie gesungen hatten, warfen sie sich ganz nieder und berührten den Boden mit ihren Stirnen, worauf sie sich erhoben und vor den Seitenaltären kürzere Ceremonien verrichteten.

Die unter Bäumen stehenden Götzenbilder, von denen schon die Rede war, scheinen die Stelle der katholischen Heiligenbilder zu vertreten. Unsere Darstellung am Schlusse des Abschnitts läßt den Charakter dieser Bilder erkennen. Wir theilen sie mit, um zugleich eine Probe der gewöhnlicheren Bildhauerei der Japaner zu geben. Die Kräfte der besseren Meister spart man für die Bilder auf, die in den Tempeln stehen; bei den Skulpturen, die draußen, von Bäumen gegen Wind und Wetter schlecht geschützt, stehen, verwendet man geringere Bildhauer. Dem amerikanischen Kaplan wollte es scheinen, als ob gewisse Bilder weit mehr verehrt würden, als andere. Auch unter den Heiligenbildern in andern Ländern trifft die Andacht bekanntlich eine Auswahl, deren Beweggründe in den meisten Fällen nicht zu erklären sind.

Wir schließen hier das Urtheil an, das jener Kaplan über die Aussichten des Christenthums in Japan fällt. Er sagt: „Abgesehen von dem Einflusse der Regierung, würde nach meiner Ansicht keine große Schwierigkeit bestehen, das Christenthum einzuführen, aber die Regierung würde sich mit der größten Entschiedenheit einmischen. Ich habe auf der Küste viermal bei Begräbnissen fungirt, einmal in Jokuhama, einmal in Simoda und zweimal in Hakodadi, jedesmal in Gegenwart von Japanern und meistens vor einer großen Menschenmenge. Sie benahmen sich jedesmal gut. Bei allen diesen Gelegenheiten waren japanische Beamte mit den Abzeichen ihrer Würde anwesend. Ich wurde dadurch den Japanern als ein christlicher Geistlicher, oder in ihrer Ausdrucksweise zu reden, als ein

Gebetsmann bekannt. Statt daß sie deshalb vor mir zurückschreckten, wie ich anfänglich annahm, bemerkte ich, daß ich in ihrer Achtung merklich gewann, und zwar sowol bei den Beamten als bei den gemeinen Leuten. Bei unserer zweiten Anwesenheit in Simoda fanden wir dort einen neuen Statthalter, denn Simoda war jetzt aus einem Provinzialort zu einer kaiserlichen Stadt geworden. Dieser Statthalter war ein liebenswürdiger, wenn auch etwas stolzer Mann mit den feinsten Manieren. Im Bazar wurde ich mitten im Einkaufen von einem Beamten zu ihm geführt und ihm als ein Geistlicher vorgestellt. Sein Gesicht erhellte sich, als er meine Stellung erfuhr, und sowol sein Gruß, als der Ton, in dem er mit mir sprach, wurde außergewöhnlich freundlich. Ich erwähne dieser Thatsache, ohne über ihr Gewicht entscheiden zu wollen. Es äußerte sich keine sichtbare Abneigung gegen mich, weil ich ein Geistlicher war. Von der Regierung kann man dagegen zuversichtlich behaupten, daß sie gegen unsern Glauben den übertriebensten Argwohn hegt, indessen sind die Beamten, wie das Volk überhaupt, so zu Forschungen geneigt und beobachten Alles, was in ihren Bereich kommt, mit solcher Aufmerksamkeit, daß sie mit der Zeit gewiß dahin kommen werden einzusehen, welcher Unterschied zwischen uns und den Katholiken besteht. Gegen die letztern herrscht ein tief eingewurzeltes Mißtrauen. Ehe sie den Unterschied zwischen uns und ihnen einsehen, hat keine Form des Christenthums Aussicht darauf, in Japan festen Fuß zu fassen."

Japanisches Götzenbild.

Tempel von Ben=ting.

IX.

Abschied von Japan.

Simoda. — Zusatzartikel zum Vertrag. — Steinkohlen. — Napa. — Das Gerichtsverfahren der Liukiu. — Ein reiselustiger Japaner. — Ansichten der Behörden über die Anwesenheit von Glaubensboten. — Abschluß eines Vertrags. — Das Geschwader trennt sich. — Perry's Rückkehr nach Newyork.

Da der „Macedonian" am 31. Mai nach Simoda und die „Vandalia" nach Schanghai abgesegelt war, so blieben im Hafen von Hakodadi blos der „Powhatan" und der „Mississippi" zurück. In den letzten Tagen seines Aufenthalts empfing Perry noch ein Geschenk: einen Granitblock für das beabsichtigte Denkmal Washington's. Am 2. Juni 1854 lichteten die beiden Schiffe die Anker, aber

kaum hatten sie bei Sonnenaufgang die Mündung der Bucht erreicht als ein undurchdringlicher Nebel sie zwang, Halt zu machen. So wie die Sonne höher stieg, hellte das Wetter sich auf und die Schiffe kamen vor Anbruch der Dunkelheit glücklich aus der Straße heraus.

Auf der Fahrt gegen Süden bot sich nichts Bemerkenswerthes dar. Am fünften Tage sah man in der Ferne den Dampf des Vulkans von Ohosima aufsteigen und bald die Küste in deutlicheren Umrissen hervortreten. Da senkten sich wieder dichte Dünste auf Land und Meer herab, während die Schiffe eben zwischen den Inseln am Golf von Jeddo waren. Da dieses Wetter einen vollen Tag anhielt, so erreichte Perry Simoda erst am 7. Juni. Versäumt hatte er übrigens nichts, denn die verabredete Zusammenkunft mit den japanischen Bevollmächtigten sollte erst am nächsten Tage stattfinden.

Da Perry die Japaner hinlänglich kannte, um auf neue Schwierigkeiten und Verzögerungen gefaßt zu sein, so meldete er den Behörden sogleich seine Ankunft und erkundigte sich nach den japanischen Bevollmächtigten. Sie waren eingetroffen, aber für den Augenblick nicht in der Stadt. Für den nächsten Tag wurde ihr Besuch zugesagt. Die Zusammenkunft fand in einem Tempel statt und war von den gewöhnlichen Förmlichkeiten begleitet. Der eine der Bevollmächtigten war der Fürst von Surago, der zweite war ein Beamter, den wir als Oberrechnungsrath bezeichnen würden. Sie machten die Mittheilung, daß Simoda zur kaiserlichen Stadt erklärt und zwei Fürsten zu Statthaltern ernannt worden seien. Als kaiserliche Stadt müsse Simoda Mauern mit Thoren erhalten, und man wünsche die Mitwirkung der Amerikaner bei der Begrenzung des Weichbildes. In dieser Bitte lag ein Fallstrick verborgen, der übrigens sogleich zu Tage trat. Die Fremden sollten nämlich bis zu der Stadtmauer frei umhergehen, aber den Umkreis ohne besondere Erlaubniß der Beamten nicht überschreiten dürfen. Perry antwortete darauf mit der entschiedensten Weigerung, auf eine Neuerung einzugehen, die eine Verletzung des Vertrags von Kanagawa sei.

Nun kam die Reihe an die Festsetzung der Grenzen, innerhalb deren den Amerikanern in Hakodadi freie Bewegung gestattet sein solle. Dieser Punkt machte große Schwierigkeiten und veranlaßte noch zwei fruchtlose Zusammenkünfte. Einen besondern Kirchhof gestanden die Japaner auf das erste Wort zu, und ebenso waren sie sehr bereitwillig, einen Hafenmeister und Lootsen zu ernennen. Vom 8. bis zum 17. Juni wurde verhandelt und am letztern Tage erfolgte die Einigung über die folgenden Zusatzartikel:

1. Die Japaner werden das Weichbild von Simoda nach ihrem Belieben begrenzen, ohne daß dadurch an dem Recht der Amerikaner, bis auf sieben Ri (3½ deutsche Meilen) frei umhergehen zu können, etwas geändert wird.

2. Im Hafen von Simoda sollen für die Boote der Handelsschiffe und der Walfischfänger drei Landungsplätze hergerichtet werden, der eine bei der Stadt selbst, der zweite bei Kakizaki und der dritte bei der Mittelinsel. Die Bürger der Vereinigten Staaten werden die japanischen Beamten natürlich mit der gebührenden Achtung behandeln.

3. Amerikaner, die sich auf dem Lande befinden, haben zu militärischen Anstalten und zu Privathäusern keinen Zutritt, wol aber zu Kaufläden und Tempeln.

4. Zwei Tempel werden als Ruheorte für Spaziergänger eingeräumt und auch besondere Wirthshäuser für sie errichtet werden.

5. In der Nähe eines Tempels zu Kakizaki ist ein amerikanischer Begräbnißplatz eingerichtet worden.

6. Da es sehr schwierig sein würde, nach Hakodadi Steinkohlen zu schaffen, so verspricht Commodore Perry, sich in Washington dafür zu verwenden, daß die japanische Regierung von ihrer Verpflichtung, dort eine Kohlenniederlage zu errichten, befreit wird.

7. Die chinesische Sprache soll bei Verhandlungen nur dann angewendet werden, wenn ein des Holländischen kundiger Dolmetscher fehlt.

8. So oft in einem Laden Artikel ausgewählt werden, sollen sie mit dem Namen des Käufers und der Höhe des verabredeten Preises bezeichnet und in das Regierungsgebäude abgeliefert werden, wo sie an die japanischen Beamten zu bezahlen und von denselben auszuliefern sind.

9. Das Schießen von Vögeln und andern Thieren ist in Japan allgemein verboten und dieses Gesetz muß auch von den Amerikanern beobachtet werden.

10. Fünf Ri (2½ deutsche Meilen) bilden die äußerste Grenze, bis zu der die Amerikaner in Hakodadi gehen dürfen.

Keine Bestimmung war schwieriger zu erlangen gewesen, als die über die Grenzen von Simoda und Hakodadi. Die Japaner vertheidigten sich wie ein tapferes Heer, das geschlagen worden ist, aber noch auf dem Rückzuge dem Feinde den Boden Fuß für Fuß streitig macht. Was namentlich Hakodadi betrifft, so wollten sie die Fremden zuerst auf eine Straße, dann auf die ganze Stadt, später auf ein und zuletzt auf 3½ Ri beschränken. Sie entschuldigten ihre Hartnäckigkeit damit, daß die kaiserliche Gewalt sich weder 7, noch auch nur 5 Ri weit erstrecke, und in der That waren die Amerikaner Augenzeugen, daß die Grenze Simoda's in einer Entfernung von nur ⅓ deutschen Meile gezogen wurde. Das wahre Motiv war aber wol die Furcht der Japaner, daß der fremde Einfluß übermächtig werden könne, wenn man ihn nicht möglichst beschränke. Die Einmischung der Portugiesen in die innern Angelegenheiten war noch nicht vergessen worden, und unser deutsches Sprüchwort von den Leuten, die sich die ganze Hand nehmen, wenn man ihnen den kleinen Finger giebt, stand in Japan offenbar im höchsten Ansehn.

In Simoda wurden die Amerikaner mit Steinkohlen versorgt. Man hatte sie in Packkörben von geflochtenem Reisstroh, natürlich mit großer Mühe und unter beträchtlichen Kosten herbeigebracht. Perry hatte wiederholt gehört, daß das Land viel Kohlen besitze und die Einwohner mit dem Gebrauch dieses Brennstoffes bekannt seien, aber hier wurde dies nicht bestätigt, denn die Kohlen waren von der Oberfläche des Lagers abgenommen worden, so daß wenigstens in dieser Gegend kein Bergbau auf Kohlen betrieben zu werden schien. Als man sie auf den Dampfschiffen versuchte, fanden die Maschinisten sie so unbrauchbar, daß keine

regelrechte Feuerung mit ihnen bewirkt werden konnte. Andere Kohlen, die man aus Japan nach Amerika mitbrachte, waren besser, ließen aber auch viel Asche und Schlacken zurück.

In den letzten Tagen kam es noch zu einigen Zwistigkeiten. Die Amerikaner hatten Segelstangen bestellt und sie bezahlt. Als sie abgeholt werden sollten, ergab es sich, daß die Japaner nicht einmal die Bäume gefällt hatten, die dazu ausgesucht worden waren. Ferner wurden die Preise für alle Waaren so hoch gestellt, daß Perry ernstliche Beschwerde führte. Merkwürdiger Weise kam er nicht ein Mal auf den Gedanken, daß die Theuerung von ihm selbst herrühre und daß er den vertragsmäßigen Werth des Dollars viel zu niedrig, zu einem bloßen Drittheil seines Werths, angesetzt habe. Endlich kam auch die Angelegenheit des armen schiffbrüchigen Japaners, der auf einem der Schiffe als Matrose diente, wieder zur Sprache.

Eines Tages kamen mehrere Beamte an Bord und verlangten die Auslieferung des armen Menschen. Perry wollte ihre Forderung erfüllen, jedoch unter der Bedingung, daß der Japaner für sein Verbrechen, als Schiffbrüchiger in einem fremden Lande Aufnahme gefunden zu haben, nicht bestraft werde. In dieser Beziehung versprachen die Beamten alles Mögliche und wollten sogar jede verlangte Garantie bieten. Da der Schiffbrüchige als amerikanischer Matrose nicht gezwungen werden konnte, nach Japan zurückzukehren, so kam Alles auf seine Einwilligung an. Man führte ihn auf das Verdeck, wo er sich sogleich zitternd zu den Füßen seiner Landsleute warf. Diese schienen ihm eifrig zuzureden, daß er in sein Vaterland und zu seinen Verwandten, die sich sehr nach ihm sehnten, zurückkehren möge, aber Alles, was sie sagten, war in den Wind gesprochen. Wir wollen hinzusetzen, daß der japanische Matrose im „Mississippi" nach den Vereinigten Staaten zurückkehrte. Einer seiner Schiffsgenossen, der sich seiner Bekehrung sehr angenommen hatte, nahm ihn mit sich auf eine kleine Besitzung, die er im Innern des Staates Newyork besaß, und dort scheint der Japaner sein Leben beschließen zu wollen. Einer der andern Schiffbrüchigen, die in China zurückgeblieben waren, stieg in Makao an Bord des „Mississippi" und lebte später als Schützling des Commodore's in den Vereinigten Staaten.

Nach diesen Differenzen stellte sich die beste Eintracht her. Auch hier erhielten die Amerikaner einen Block für das Denkmal Washington's zum Geschenk. Unter den übrigen Andenken, die man ihnen mitgab, befanden sich mehrere der kleinen Hunde, die wir früher beschrieben haben. Die Unterredungen, die immer den freundschaftlichsten Ton annahmen, verbreiteten sich über japanische und nordamerikanische Sitten, über Handelsinteressen, über die Revolution in China und namentlich über den Krieg zwischen Rußland und der Türkei.

Am 28. Juni 1854 erfolgte die Abfahrt von Simoda. Man nahm Abschied von dem Lande, das sich seit Jahrhunderten so streng abgeschlossen gehalten, und dessen starre Formen man durch eine kluge Paarung von zäher Ausdauer, drohendem Ernst und Humanität wenigstens in seinen äußersten Bollwerken gebrochen hatte. Der „Macedonian" und das Transportschiff „Supply" nahmen

die Richtung auf die Insel Formosa, der „Mississippi", der „Powhatan" und der „Southampton" steuerten nach den Liukiu. Die drei letztern hielten sich so nahe als möglich an die östliche Seite von Ohosima, um die astronomische Lage derselben wie die Vorgebirge und Buchten kennen zu lernen. In einer der letztern landete ein Boot und man fand ein kleines Dorf, dessen armselig gekleidete Bewohner sich am Ufer mit Waffen nach ihrer Art: Stöcken, Steinen und einer alten Flinte, aufstellten. Trotz ihres kriegerischen Gebahrens waren sie ganz freundlich und gaben den Amerikanern für Brod und Schweinefleisch einige Hühner und Gemüse. Wahrscheinlich war dies das erste mal, daß Christen auf Ohosima landeten.

Am 1. Juli war Perry im Hafen von Napa. Es war dies der fünfte und letzte Besuch der Amerikaner auf den Liukiu. Was inzwischen bei der Kohlenniederlage vorgefallen war, schien die unfreundlichste Gesinnung der Inselbewohner anzudeuten. Amerikaner waren mit Steinen geworfen worden, ein Matrose hatte von einem eingeborenen Fleischer Schläge bekommen, ein anderer war sogar unter Umständen, die auf einen Mord schließen ließen, an der Küste tod gefunden worden. Bei näherer Betrachtung erwiesen sich alle diese Vorgänge nicht so schlimm, als sie auf den ersten Blick aussahen. Die Steine hatten spielende Kinder geworfen, der geschlagene Matrose hatte dem Fleischer ein Stück Fleisch weggenommen und im Streit zuerst das Messer gezogen, und was den erschlagenen Matrosen betraf, so hatte er gegen eine Frau eine todeswürdige Schandthat begangen.

So wenig Perry daran denken konnte, für einen solchen Menschen Partei zu nehmen, durfte er einen Mord nicht ungeahndet hingehen lassen. Er verlangte eine strenge Untersuchung, und sie wurde ihm gewährt. Sechs Oberrichter bildeten den Gerichtshof, und der Regent wohnte mit seinem Schatzmeister den Verhandlungen bei. Was sich durch die Zeugenaussagen ergab, war Folgendes:

Am 12. Juni gehen drei amerikanische Matrosen in den Straßen von Napa umher, bemächtigen sich dort alles vorhandenen Saki's und betrinken sich. Zwei von ihnen schlafen ein, der dritte klettert über eine Mauer und stößt auf eine Frau, die er in empörender Weise mißhandelt. Ihr Geschrei lockt Leute herbei, vor denen der Matrose die Flucht ergreift. Man verfolgt ihn, man wirft ihn mit Steinen, und am Strande angekommen, fällt er ins Wasser und ertrinkt.

Ein Eingeborener hatte die Verfolgung angestiftet, fünf andere waren besonders thätig gewesen. Ob der Matrose so ganz von selbst ins Wasser gefallen war, stand sehr dahin. Wahrscheinlich hatte man ihn durch Steinwürfe und Schläge bewußtlos gemacht und dann ertränkt. Obgleich dieser Thatbestand nicht erwiesen wurde, führten die japanischen Behörden den Rädelsführer auf Perry's Flaggenschiff und überlieferten ihn den Amerikanern, damit diese ihn nach Gutdünken bestraften. Der Commodore wies den Menschen zurück, und die einheimischen Behörden sprachen nun selbst das Urtheil. Gegen den Rädelsführer wurde lebenslängliche, gegen seine Gehülfen zeitweilige Verbannung auf eine benachbarte Insel erkannt.

Bei dieser Untersuchung wurden die Amerikaner mit dem Gerichtsverfahren in peinlichen Fällen bekannt, das auf der Insel gilt. Seine einzige gute Seite ist

seine Oeffentlichkeit. In diesem Falle war sie übrigens eine eigenthümlich beschränkte, indem blos der Regent mit seinem ersten Beamten und einige ausdrücklich eingeladene Amerikaner den Verhandlungen beiwohnten. Die Gerichtshalle öffnete sich nach außen, und dort knieten die Angeklagten auf dem Erdboden, mit dem Kopf, der sich gegen den Richter wendete, gerade so hoch über dem erhöhten Fußboden, daß man das Gesicht sehen konnte. Antwortete einer der Verbrecher nicht, oder hielt er hartnäckig mit der Wahrheit zurück, so band man ihm die Ellenbogen auf dem Rücken zusammen, und zauderte er nun noch einen Augenblick, so schlugen ihn zwei Gerichtsdiener, die rechts und links vor ihm standen, mit dicken Stöcken in die Seiten. Diese Folter verfehlte ihren Zweck nie.

Ein büßender Bonze.

Die Jahreszeit war eine vorgerückte, aber noch klebten an den Thüren die beschriebenen Papierstreifen, welche die Stelle unserer Neujahrswünsche vertreten. Da das japanische Neujahr in den Frühling fällt, so nahmen die meisten dieser Glückwünsche auf das Erwachen der Natur Bezug. Einige hatten einen biblischen Charakter, in andern verrieth sich die ostasiatische Vorliebe für Uebertreibungen. Unsere Leser mögen die folgenden Neujahrwünsche mit den unsrigen vergleichen.

„Helle Wolken begrüßen die aufgehende strahlende Sonne, zehntausend Freuden heißen den Frühling willkommen.

Mögen Alle diese Tage allgemeinen Friedens besingen und sich in Gemeinschaft des Frühlingseintritts erfreuen!

Möge jede Thür Glück und Freude haben und jedes Land mit Frieden gesegnet sein!

Dein Glück sei so groß als das Meer im Osten, und mögest Du so alt als wie die Berge im Süden werden!

Die Pfirsich des Landes der Götter reift in dreißig Jahrhunderten; möge das Haus am Seestrande mit neunzig Herbsten mehr gesegnet sein!

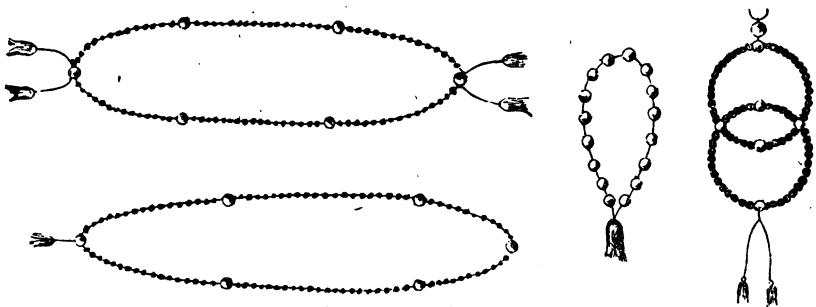
Die drei Sterne Frieden, ein Amt und ein hohes Alter mögen in Deiner Thür einziehen und Söhne, Reichthümer und Ehren Dein Thor segnen!

Alles Glück kommt vom Himmel.

Wie der Wind und das Licht ihren Umgang durch die Welt halten, so steigt der fröhliche Frühling vom Himmel zu uns nieder!"

Wie man sieht, spricht sich nur in einem dieser Glückwünsche ein frommer Gedanke aus. Alle andern beschäftigen sich mit den Reizen der Natur oder mit

den irdischen Dingen, die dem Menschen als wünschenswerth erscheinen. Sollte man daraus nicht fast schließen müssen, daß die gebildete Bevölkerung die Frömmigkeit den Priestern überläßt? Dieser Stand ist stark vertreten, und die Gestalt des büßenden Bonzen ist in demselben Ausdruck, den sie in Japan und auf unserm Bilde hat, eine häufige Erscheinung. Die Rosenkränze, die man in den Läden kaufen kann, haben die folgende Form.



Japanische Rosenkränze.

Die Kohlen der Niederlage ließ Perry, da er sie für sich brauchte, an Bord schaffen. Das Gebäude wurde den Behörden mit der Bitte übergeben, es in Ordnung zu halten und alle Kohlen, die von Schiffen gebracht würden, darin aufzunehmen. Sie gaben dieses Versprechen ohne Rückhalt, wie denn überhaupt die Beziehungen der Amerikaner zu den Einwohnern fortwährend die besten waren. Dies zeigte sich namentlich, als der wichtige Zweck zur Rede kam, der Perry noch einmal nach den Liukiu geführt hatte.

Mochten nun Weisungen aus Japan eingetroffen sein, oder mochte der Regent durch das bestimmt werden, was er von den Amerikanern über ihren Erfolg in Kanagawa hörte, genug er machte gegen einen Handelsvertrag nicht die leiseste Einwendung. Gleich bei der ersten Zusammenkunft, die am 8. Juli stattfand, kam Alles zu Stande. Nur den Eingang des Vertragsentwurfs ließ der Regent nicht gelten, weil die Liukiu darin als unabhängig bezeichnet wurden. Diese Stelle, sagte er, würde ihm Verlegenheiten mit „China" zuziehen, denn gegen dieses Reich habe er Lehnspflichten zu erfüllen. Was die Artikel des Vertrags selbst betreffe, so genehmige er sie und werde sie getreulich zur Ausführung bringen.

Er hielt Wort und verrieth nicht ein einziges Mal eine Hinneigung zu jener zögernden und gewundenen Politik Japans, welche Perry's Geduld auf so manche harte Probe gesetzt hatte. Am 11. Juli wurde der Vertrag unterzeichnet.

Diejenigen seiner Bestimmungen, welche mit denen des Vertrags von Kanagawa gleichlauten, übergehen wir. Eine Entscheidung über den Geldwerth wurde nicht getroffen und nur im Allgemeinen festgesetzt, daß Alles zu angemessenen Preisen verkauft oder geliefert werden solle. Die Behörden übernahmen die aus-

drückliche Verpflichtung, sich auf keine Weise in den Verkehr der Amerikaner mit den Eingebornen einzumischen. Wenn Schiffe an den Liukiu scheitern, wurde verabredet, so wird bei der Rettung der Mannschaften und Güter thätige Hülfe geleistet und alle geborgenen Waaren sollen in Niederlagen geschafft werden, aus denen sie von andern Schiffen derselben Nation nach Erstattung der aufgewendeten Kosten abgeholt werden können. Eine Grenze, bis zu welcher landende Amerikaner gehen könnten, wurde nicht gezogen. Darin war dieser Vertrag von dem japanischen völlig abweichend, daß er den Amerikanern das Recht beilegte, überall frei, ohne begleitende Beamte und ohne Späher, umhergehen zu dürfen. Das an der armen Frau vollzogene Verbrechen rief den folgenden Zusatz hervor: „Wenn Amerikaner sich den Eingang in Häuser erzwingen, oder Frauen beleidigen, oder Leute zwingen, ihnen Waaren zu verkaufen, oder ähnliche ungesetzliche Handlungen begehen, so sollen sie von den Ortsbehörden, ohne daß man sie mißhandelt, verhaftet und an den Kapitän ihres Schiffs zur Bestrafung abgeliefert werden.“ Der übrige Inhalt bezieht sich auf die Lieferung von Holz und Wasser und auf die Anstellung von Lootsen.

Bei den amtlichen Zusammenkünften und Festen sahen die Amerikaner nichts Neues. Ihr patriotisches Gefühl empfand eine Befriedigung, indem auch hier unter den Gaben des Regenten ein Block für Washington's Denkmal war. Indem Perry diese Geschenke erwiederte, vergaß er die unglückliche Frau nicht, die der erschlagene Matrose gemißhandelt hatte. Die größte Freude machte er den Behörden nicht durch seine amerikanischen und europäischen Seltenheiten, sondern durch die Erklärung, daß er den Glaubensboten Betelheim mitnehmen werde. In ihren Freudenbecher fiel indeß ein Tropfen Wermuth: es war bereits ein anderer Glaubensbote da, der ehrwürdige Moreton, und diesen wollte Perry nicht mitnehmen. Trotz seiner Weigerung ließen sich die Behörden die Mühe nicht verdrießen, den Gegenstand noch einmal anzuregen, und schrieben folgenden Brief an den Commodore:

„Eine vorbereitete Erklärung. Scho-fu-fing, Oberaufseher der Geschäfte im Königreich Liukiu, und Ba Rio-si, Schatzmeister zu Schudy, bitten Ew. Excellenz dringend, Ihre freundliche Aufmerksamkeit auf einige Umstände zu richten. Zeigen Sie Mitleid mit unserm kleinen Lande und führen Sie Betelheim und Moreton, die hier lange leben, in ihr Vaterland zurück.

In den Jahren 1846 kamen einige französische (englische) Offiziere hieher, und der Engländer (Deutsch-Ungar) Betelheim brachte sein Weib und seine Kinder mit, um bei uns zu wohnen, und sie verlangten Alle, daß wir ihnen täglich etwas gäben, woraus für uns fortwährend Aerger und Unruhe entstand. So oft ein englisches oder französisches Schiff erschien, stellten wir diese Umstände dringlich vor und baten, daß man diese Leute mitnehmen möge. Die Franzosen kannten unsere Noth, aber sie gingen 1848 in ihr Vaterland und kehrten nicht zurück. Betelheim hat seit Jahren hier gelagert und ist nicht gegangen, ja er hat Moreton hergezogen, damit er zum Mißbehagen des Volks, zum Unbehagen und Unglück des Landes seinen Platz einnehme und hier lebe.

Wir haben erfahren, daß Ew. Excellenz Macht über alle Meere Ostindiens, China's und Japans besitzt, und daß kein Schiff der westlichen Länder aus einem dieser Meere ins andere segeln kann, ohne daß Sie seine Bewegungen kennen und sie leiten. Deswegen schildern wir Ihnen unsere traurige Lage in allen ihren Einzelnheiten und bitten Sie, Betelheim und Moreton mitzunehmen. Dies wird uns trösten, uns aus unserer bedrückten Lage erheben und uns in einer Weise verpflichten, die sich nicht ausdrücken läßt. Wir wünschen, daß Ihr Leben im Genuß des höchsten Glücks sich über tausend Herbste verlängern möge!"

Wir haben dieses Schreiben mitgetheilt, weil es einen Beitrag zur Beurtheilung der Frage liefert, welche Aussichten das Christenthum in Japan und im Königreiche der Liukiu hat.

So wenig Perry den Glaubensboten Moreton mitnehmen konnte, eben so wenig durfte er die Bitte eines Einwohners erfüllen, der nach den Vereinigten Staaten mitsegeln wollte. Der Mann war ein Japaner, der in irgend einer Eigenschaft auf Groß Liukiu lebte. In einer stillen Nacht schwamm er mit einem Kleiderbündel auf dem Kopfe zum Lexington und trug seinen Wunsch vor. Von dort wurde er auf das Flaggenschiff geschickt, damit Perry über ihn entscheide. Da dem Reiselustigen die Genehmigung seiner Behörde fehlte, so konnte Perry weiter nichts thun, als ihn an die strengen Gesetze seiner Heimat gegen das Reisen zu erinnern und ihn an das Land zurückzuschicken.

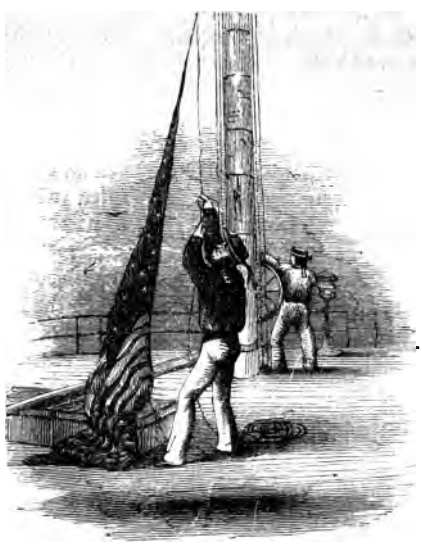
Perry hatte sein Werk rühmlich gethan. Mit Handelsverträgen, die man den Umständen nach nicht besser erwarten konnte, kehrte er in sein Vaterland zurück und bewies durch den Erfolg seines Unternehmens, wie sehr er des Vertrauens würdig gewesen war, das man in ihn gesetzt hatte. Er durfte sich sagen, daß er nicht blos seinem Vaterlande, sondern der ganzen Welt durch die Erforschung von Japan einen Dienst geleistet habe. Es war gewiß, daß andere Völker den von ihm gezeigten Weg betreten und in seinen Fußstapfen zu demselben Ziel gelangen würden. Es war nicht möglich, daß die Japaner, nachdem sie einem Volke so viel bewilligt hatten, gegen alle andern, und besonders gegen die bisher bevorzugten Holländer, ihr System aufrecht zu erhalten vermochten. Nach Allem, was er in Japan gesehen hatte, mußte er die Ueberzeugung mit sich nehmen, daß seine Thätigkeit in jenem Lande selbst die segensreichsten Folgen hervorrufen werde. Er hatte dort ein strebsames, verständiges Volk gesehen, das bei jeder Gelegenheit seinen Drang, von den Fremden zu lernen, an den Tag legte. Dieses Volk war bisher künstlich abgesperrt worden, und dem hatte Perry ein Ende gemacht. Je mehr die Fremden Eingang finden, um so mehr müssen auch fremde Ideen und fremde Kenntnisse sich verbreiten, woraus eine höhere Bildung von selbst folgt. Dies ist in den wenigen Jahren, die seit Perry's Besuch verflossen sind, bereits in überraschender Weise geschehen. Es hat freilich immer etwas Gewagtes, die Entwickelung eines Volkes von so sehr abweichendem Wesen vorhersagen zu wollen.

Bei der Abfahrt von Napa trennte sich das Geschwader. Der „Mississippi", an dessen Bord Perry war, segelte nach Hongkong, der „Powhattan" zunächst nach Amoy, der „Macedonian" mit dem Vorrathsschiff „Supply" nach der chinesi-

schen Insel Formosa. Die letzte Reise ergab glückliche Resultate, indem die Amerikaner nicht blos einen guten Hafen, sondern auch vortreffliche Steinkohlen fanden, die ohne Mühe und Kosten auf die Schiffe geschafft werden können, weil die Lager dicht an der Küste liegen.

In Hongkong fand Perry Depeschen aus Amerika. Von den vielfachen Gemüthsbewegungen der letzten Jahre so angegriffen, daß auch sein Körper zu leiden anfing, hatte er schon von Japan aus um Urlaub gebeten, damit er sich in seiner Heimat wieder herstellen könne. Diesen Urlaub erhielt er jetzt, und es wurde ihm freigestellt, ob er im „Mississippi" zurückkehren, oder den Ueberlandweg wählen wolle. Er entschied sich für das letztere, da die Verwickelungen mit den chinesischen Behörden, die sich von den Engländern auf die Amerikaner erstreckt hatten, eine Verminderung des amerikanischen Geschwaders für den Augenblick nicht rathsam machten. Er bestieg den englischen Postdampfer „Hindostan" und war am 12. Januar 1855 in Newyork. Seine Abwesenheit hatte zwei Jahre und zwei Monate gedauert.

Am 23. April 1855 lief der „Mississippi" in den Hafen von Newyork ein. Am folgenden Tage ging Perry an Bord und strich seine Flagge, wodurch er den Schlußakt seines ruhmreichen Unternehmens vollzog.



Japanischer Theegarten.

X.

Lord Elgin's Reise nach Jeddo.

Lord Elgin's Ankunft in Japan. — Anblick des Landes. — Bucht von Nagasaki. — Japanische Beamte an Bord. — Nagasaki. — Straßen. — Kaufläden. — Russischer Bazar. — Empfang des Vice-Gouverneurs. — Eine Promenade. Reitschule. Gärten. — Eine Hochzeit. — Abschied von Nagasaki. — Stürmische Nacht. — Bucht von Simoda. — Japanische Beamte. — Das amerikanische Gesandtschaftsgebäude. — Die Stadt. Häuser. Straßen. Kaufläden. — Ein Ausflug ins Land. — Einsiedelei. — Scheinheiligkeit. — Besuch beim Gouverneur. — Fahrt nach Kanagawa. — Ueberredungskunst der japanischen Beamten. — Nach Jeddo.

Perry hatte durch seine Expedition gezeigt, daß die Schranken, mit denen sich Japan dem Auslande gegenüber umgeben, nicht unübersteiglich seien, daß es nur einer klugen Verbindung von Ernst und Stolz mit Milde, von Schlauheit mit Offenheit, Gerechtigkeit mit Zähigkeit bedürfe, um jene künstlich geschaffenen Hemmnisse wenigstens theilweise zu beseitigen. Man hatte erkannt, daß letztere nicht im Charakter des japanischen Volks begründet liegen, sondern nur in frühern traurigen geschichtlichen Ereignissen und in der aus derselben ab-

geleiteten starren Politik der Regierung. Die Vereinigten Staaten und Japan hatten sich, mit einem Auge lächelnd, mit dem andern auf die Mündung der Geschütze blickend, über Champagner und Saki die Hände gereicht, Sternenbanner und Büffelschweif flatterten vereinigt und beide Parteien berechneten als gute Kaufleute im Stillen die möglichen Prozente.

Da erwachte auch Europa aus seinem Schlummer; die Geschwister am Westende der alten Welt beeilten sich, eins nach dem andern, ihren herzlichen Antheil an den Tag zu legen, den sie daran nahmen, daß Bruder Japan gewillt sei, sich wieder in die große Familie der handeltreibenden Völker aufnehmen zu lassen! Natürlich wollte man nebenbei dem japanischen Reiher, wenn irgend möglich, einige Federn ausrupfen, bevor er etwa gewitzigt, scheu oder bissig würde.

England, das in Ostindien und China gerade das Schlimmste überwunden und wieder im Stande war, etwas freier Athem zu schöpfen, fürchtete den Concurrenten in Ostasien, der ihm von der andern Seite der Welt her so unversehens nahe gerückt war. Was den Yankees möglich gewesen war, das wollte John Bull auch versuchen, aber er wollte noch mehr thun als sein transatlantischer Bruder. Die englischen Kaufleute sollten mit den Amerikanern möglichst gleichzeitig am Platze sein, und wenn es irgend ginge, wollte man ihnen größere, wenigstens aber dieselben Vortheile sichern, die Perry seinen Landsleuten errungen. Vor Allem galt es dabei den geschmälerten Nationalruhm wieder herzustellen und den Amerikanern durch eine glorreiche That den Rang abzulaufen. Perry hatte aus zarter Rücksicht für seine japanischen Freunde an Bord sich begnügt, Jeddo aus der Ferne vom Mastkorbe aus durchs Fernrohr zu besehen, — er hatte eine Blöße gegeben. England beschloß nach Jeddo zu gehen und mit „God save the queen" in die Kaiserstadt einzuziehen, — selbst auf die Gefahr hin, dadurch dem zeitigen Herrscher zum „Sich Aufschneiden" zu verhelfen, wie man solches von seinem Vorgänger erzählte.

Schon wenige Jahre nach der Expedition des tapfern Commodore Perry sehen wir daher einen der höchsten Edelleute Englands, den Grafen Lord Elgin, als Bevollmächtigten Ihrer Majestät, mit den Schiffen „Furious", „Retribution", „Lee" und der Dampfyacht „Emperor", welch letzteres für den Kaiser von Japan als Geschenk bestimmt war, auf einer Reise nach dem Osten Asiens begriffen, mit der Losung: „Nach Jeddo!"

Ohne uns bei den üblichen Vorbeitungen zu einem solchen Unternehmen oder bei der Schilderung des gewöhnlichen Reisewegs nach Ostasien aufzuhalten, suchen wir denn sofort den edlen Lord vor Nagasaki wieder auf, wo er im Jahre 1858 glücklich mit seinem Geschwader angelangt war.

Die Schiffe, welche die Engländer trugen, segelten mit frischem Winde auf der glatten blauen See dahin, und bald tauchten am Horizonte die grünen Inseln von Iwosima empor; rüstig weiter steuernd, gelangten die Reisenden bald in die enge Mündung, vor welcher sich, wie ein Wächter, das prächtige waldbewachsene Eiland Papenberg gelagert hat, dessen schroffe Felsen Vieles erzählen könnten von den Verfolgungen der Christen; denn von ihrer Höhe

herab, gleichwie in Rom vom Tarpejischen Felsen, wurden die treuen Anhänger des Kreuzes gestürzt, um in den Wellen da unten den sichern Tod zu finden. Doch hinweg von den Bildern einer trüben Vergangenheit. Viel lieber schweift der Blick über die Hügel und Berge, die in malerischer Gruppirung sich in das Innere des Landes zurückziehen, überragt am fernsten Horizonte von dem schneebekränzten Haupte des Fusi-Jama. In allen Schattirungen vom dunkelsten Grün der Tannen bis zu dem gelbblühenden Gesträuch am Seestrande prangt das herrliche Land, und der ungetrübte tiefblaue Himmel spiegelt sich in der glatten Flut. Eine feierliche Stille, ein tiefer Frieden liegt über der ganzen Landschaft ausgebreitet, und selbst die Kanonen nebst den sie umstehenden Soldaten, welche die Ankommenden von den Dungari-Wällen beobachten, vermögen nicht, die allgemeine Harmonie zu stören.

Die Schiffe befinden sich jetzt dicht am Eingang der Bucht von Nagasaki; es zeigt sich ein japanisches Boot mit Beamten, die in direkter Richtung auf unsere Engländer zusteuern. Mit unnachahmlicher offizieller Geschäftigkeit, mit einer gewissen nachlässigen Sicherheit, schickten sich die Japaner an, auf das Deck des angelangten Schiffes zu steigen, um sich über den Charakter und die Absichten der Ankommenden auf das genaueste und umständlichste zu unterrichten. Leider befand sich Niemand an Bord, der sie hätte verstehen können, denn sie sprachen Holländisch. Ihr florähnliches Obergewand, die weiten Beinkleider, die Gamaschen und „Fußhandschuhe" gewährten den Augen der Gentlemen einen ganz ungewöhnlichen Anblick; und es wollte den Söhnen Altenglands, als sie die an jedem Mann angebrachten zwei Schwerter von Ferne an der Kehrseite hinausragen sahen, scheinen, als hätten sie es hier mit einer neuen Spezies von Zweifüßlern zu thun, die mit zwei Schweifen geschmückt sei. Als die wechselseitige Neugier hinlänglich befriedigt war, wurden die japanischen Herren bedeutet, sie möchten die Freundlichkeit haben, auf ihr Boot zurückzukehren. Obschon sie nicht vermocht hatten, aus den Fremden etwas herauszuforschen, verstanden sie doch den deutlichen Wink und zogen sich zurück. Ihr Boot blieb aber in geringer Entfernung in der Eigenschaft eines Wachtschiffes liegen.

Einige der Engländer setzten ans Ufer, um den holländischen Faktoreibeamten einen Besuch abzustatten. Sie fanden bei denselben eine herzliche, gastfreundschaftliche Aufnahme und erfuhren zu ihrer großen Freude, daß die Hindernisse, die von der Regierung den Fremden früher in den Weg gelegt worden waren, beseitigt seien, und daß sie sich in und um Nagasaki hinwenden könnten, wohin sie immer wollten. Lord Elgin schöpfte den Verdacht, daß die japanische Regierung den Fremden uneingeschränkte Freiheit in Nagasaki nur in der Absicht gewähre, um sie desto entschiedener von den übrigen Theilen des Landes auszuschließen, — eine Befürchtung, die nach den Erfahrungen früherer Jahre nur allzuviel Wahrscheinlichkeit hatte, die sich jedoch, Dank dem beiderseitigen guten Einvernehmen, nicht verwirklichte. Die Holländer boten sich sofort zu Begleitern an, als die Gäste wünschten, eine Umschau in Nagasaki zu halten. Die Stadt liegt am Ende der Bucht; da aber bei zunehmender Vergrößerung die

Häuser in der Ebene keinen Platz mehr fanden, so sah man sich genöthigt, selbst an die Berge sich anzubauen; ja manche Gebäude liegen so hoch, daß man in die steilen Straßen, die zu ihnen hinaufführen, steinerne Stufen hat aushauen müssen. Die Stadt macht einen recht angenehmen Eindruck; überall herrscht der Sinn für Reinlichkeit und Sauberkeit vor, und die Bewohner begegnen selbst dem Fremden mit solcher Zuvorkommenheit, daß man allenthalben fühlt, man befinde sich in einem hoch kultivirten Lande. Zahlreiche Kaufläden ziehen das Auge des Vorüberwandelnden unwiderstehlich an. Tritt der Kauflustige in einen derselben, so findet er ein buntes Gemisch von allerhand Waaren. Da sind Porzellangeschirre der verschiedensten Art, mit einer manchfaltigen Auswahl von Malereien darauf, da sind Lackwaaren in Menge, Arbeiten aus Eisen, Stahl, Papier, — kurz ein so farbenreiches, verschiedenartiges Durcheinander von Gegenständen, meist von so zierlicher, ansprechender Arbeit, daß die Versuchung zum Kauf groß genug ist. Hier findet sich ein ausgezeichnetes Fernrohr, dessen beispiellos billiger Preis überraschen muß; es kostet nämlich nicht mehr als acht Thaler; da steht ein allerliebst gearbeitetes Tischchen, mit verschiedenen Holzarten aufs künstlichste und geschmackvollste ausgelegt; dort wieder findet sich eine große Auswahl Taschentücher vor, die aus Papier gefertigt sind, und außerdem hundert andre mehr oder weniger fremdartige oder bekannte Dinge.

Die Japaner sind den Chinesen in vielen Beziehungen weit voraus. So abgesperrt man die Holländer an einem Punkte des Reichs festhielt, so sehr man sie bei ihren offiziösen Aufzügen hänselte, Komplimente machen und tanzen ließ, so wußte man doch durch sie Mittheilungen über die europäischen Fortschritte zu erhalten und eignete sich einen guten Theil der auswärtigen Erfindungen an. Man merkt in Japan sogleich den wohlthätigen Einfluß, den der Umgang mit den Europäern durch zwei und ein halbes Jahrhundert auf alle ihre Verhältnisse ausgeübt hat. Manches wurde zwar bereits zu der Zeit, als die Holländer zu ihnen kamen, als einheimisches Fabrikat geliefert; aber, was ist das im Vergleich mit den astronomischen, geometrischen, mechanischen Instrumenten, den Manufakturen aller Art, deren Kenntniß sie den Holländern zu danken haben, und die jetzt selbständig aus ihren eigenen Werkstätten hervorgehen?

Auch die Russen haben einen Bazar und zwar auf dem Festlande. Er nimmt sich aus, wie eine große Karawanserai; es befindet sich derselbe auf einem gepflasterten Platz, umgeben von kleinen Holzhäusern und Verandahs, die von Verkaufsartikeln voll sind. Am Eingang sind natürlich die unvermeidlichen Polizeibeamten postirt, die eine ausgedehnte Controle zu führen haben, das Hauptgebäude auf dem Platze aber dient zum Wechseln des ausländischen Geldes gegen japanisches Papiergeld.

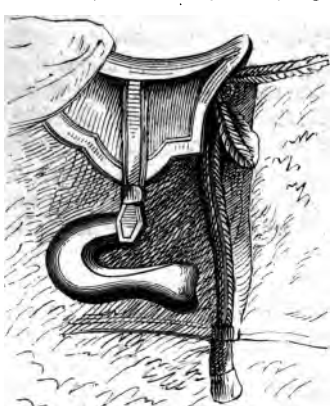
Nur allzuschnell war die Zeit über dem ersten Besichtigen von Nagasaki's Merkwürdigkeiten verstrichen; schon war der Abend angebrochen, und die Engländer beeilten sich, auf ihre Schiffe zurückzukehren. Aus dem Meere tauchte die volle Kugel des Mondes empor, rings mit ihrem zauberhaften Lichte die malerische Landschaft beleuchtend; dunkler hoben sich die Berge hinter Nagasaki.

aber Stadt und Vorstadt war noch von Tausenden von Lichtern erleuchtet, bis auch dort das rege Leben der Menschen allmälig verstummte; die Mannschaft der Schiffe suchte die Ruhe, deren sie bedurfte, eintönig plätschernd schlugen die Wellen an die Planken, die Wachen gingen abgemessenen Schrittes auf ihrem Posten auf und nieder, — sonst war Alles still.

Der Morgen entfaltete neues, frisches Leben, im Hafen wie in der Stadt; ein jeder ging wieder seinem Berufe nach. Auf dem „Furious" aber entwickelte sich eine ganz besondere Regsamkeit, denn es galt, am Vormittage den Vice-Gouverneur Sr. japanischen Majestät zu empfangen. Es war um die zehnte Stunde, als derselbe, umgeben von einer Anzahl Begleiter, mit seinem Fahrzeug ankam, auf dessen Hintertheil die schwarz und weißen Flaggen, die Nationalfarben der Japaner, lustig im kühlen Morgenwinde flatterten. Der Vice-Gouverneur hatte das Aussehen eines gewöhnlichen Mannes, mit „äußerst freundlichem Benehmen und sehr kurzen Beinen", wie Lord Elgin berichtet; er verbeugte sich oft und schnell, und seine beiden Schwerter, die ihm zur Seite hingen, bewegten sich in entsprechender Harmonie auf und nieder. Seine Gamaschen reichten bis ans Knie, und die mit Strümpfen versehenen Füße staken in Strohsandalen, — ein Anblick, der einem an europäische Toilette Gewöhnten mehr ein Lächeln als Respekt abzunöthigen geeignet ist. Das Frühstück ward aufgetragen; der Vice-Gouverneur mußte sich an Lord Elgin's rechte Seite setzen; und nun ging es an gut Essen und gut Trinken, wobei der Japaner sich des Messers und der Gabel mit einer vornehmen Zierlichkeit bediente, als hätte er stets in Gesellschaft der Gentlemen von Londons Westend gespeist. Der Vice-Gouverneur entledigte sich des Auftrages von Seiten des Gouverneurs, der sein Bedauern darüber aussprechen ließ, daß es ihm noch nicht vergönnt gewesen sei, Lord Elgin zu sehen, zugleich mit dem Ersuchen, die für seine Majestät als Geschenk bestimmte Yacht ihm zur Beförderung an ihren Bestimmungsort zu übergeben. Da aber der Lord, um einen triftigen Vorwand für die Reise nach Jeddo zu haben, die Erklärung abgab, er müsse unter allen Umständen Seiner Majestät die Yacht selbsteigen übergeben, so ließ der Vice-Gouverneur im Vertrauen auf die bereits bestehenden Verträge seine Einwände fallen. Und so nahm man von einander freundschaftlichen Abschied.

Das Wetter war überaus einladend und Lord Elgin beschloß, eine kleine Promenade in der Stadt zu machen. Auf seinem Wege kam er zu einer weiten Einfriedigung, an deren Eingang er 15—20 japanische Gentlemen fand, die auf ihren Pferden in dem Innenraume herumgaloppirten. Es war eine Reitschule, in der sich beständig das „Jungblut" von Nagasaki vergnügte. Die Gesellschaft der jungen Herren gehörte den höchsten Ständen an, Edelleuten und Fürsten des Landes. Die Sättel waren nach demselben Muster verfertigt, wie die in China, nur mit niederem Polster und äußerst hart, so daß Einer, der an europäische Sättel gewöhnt ist, einen längern Ritt nicht ohne viele Beschwerde wird aushalten können. Die Steigbügel waren kurz und die Stegreife glichen sehr weiten goldgefirnißten Pantoffeln. Das Gebiß war stark, die Zügel von Musselin,

aber nichts desto weniger fest. Das Auffallendste an dem Aussehen der Reiter waren ihre Hüte; diese glichen überall vollkommen platten lackirten Schilden, an deren Spitze eine Menge von Schlingen befestigt waren; zwei kreuzten einander an dem Hinterkopfe, zwei unter der Nase und zwei mehr unter dem Kinn. Sobald die Reiter die Ankommenden erblickt hatten, sprangen sie eiligst von ihren Pferden und boten mit feiner Manier dieselben zum Reiten an. Lord Elgin bestieg eines und machte einen kurzen Ritt, und obgleich das Pferd eine große Geneigtheit zum Ausschlagen an den Tag legte, so saß doch der Lord fest in dem engen Sattel und überließ dann das Pferd wieder seinem Eigenthümer, der es lächelnd in Empfang nahm; er hatte jedenfalls die Europäer für schlechtere Reiter gehalten als die Japaner, war aber sichtlich eines Besseren belehrt worden. Im Ganzen hatte der Aufputz der Pferde etwas Derb-Mittelalterliches; nur wird diese Illusion zu Nichte gemacht durch die großen Strohschuhe, in welche die Hufe der Thiere eingewickelt sind; natürlich ist solch ein Roßschuh bald durchgetreten, so daß man genöthigt ist, bei einem längeren Weg sich mit mehreren vorzusehen; daher kommt auch die in Japan allgemeine Gewohnheit, Entfernungen nach „Pferdeschuhen" zu bestimmen.



Ein japanischer Sattel.

Von der Reitschule führte unsere Engländer der Weg durch mehrere Straßen nach einem jener zahlreichen Gärten, die der Stadt zur angenehmsten Zierde gereichen. Die Japaner sind, wie kein anderes Volk der Erde, Meister in der Landschaftsgärtnerei, einer Kunst, die man denn auch allenthalben angebracht findet. In dieser Stadt, die ungefähr 60,000 Einwohner zählt, giebt's nicht weniger als 750 Theehäuser, die alle von künstlichen Gärten oder vielmehr Parks umgeben sind. Köstlich duftende Blumenbeete, heimlich-trauliche Wäldchen, verstohlene Grotten, silbersprudelnde Springbrunnen, Terrassen, — Nichts ist gespart, um hier zu einem süßen Nichtsthun einzuladen. Unsere Engländer stiegen auf einen kleinen Hügel, um von da aus ein Panorama auf die Stadt zu haben, die sich zu ihren Füßen ausdehnte, mit all' ihrem geschäftigen, regen Treiben, mit ihrer Menge Straßen und den 62 Tempeln, groß und klein. Hierbei bot sich ihnen ein Schauspiel dar, das sie nicht wenig überraschen mußte. In den Hinterhäusern sahen sie ganze Familien, Männlein und Weiblein, Aeltere und Jüngere, unbefangen und ohne schamhafte Zurückhaltung unter einander baden, eine Gewohnheit, die freilich nicht geeignet ist, ein günstiges Bild von der Sittlichkeit der Japaner zu entwerfen. Ueber die Häuser hinaus schweifte der Blick über die Schiffe und das Meer und über die zahlreichen grünen Eilande, die vor der Bai von Nagasaki Wacht halten.

Als sie aus dem Theegarten traten, begegnete ihnen eine feierliche, wenn auch bunte Prozession. In einer Sänfte, welche geschmackvoller war, als die gewöhnlichen, trug man, wie ein Blick in das Innere derselben zeigte, ein junges Mädchen, mit weißem Kleid und langwallendem Schleier. Darauf folgte eine Menge festlich gekleideter Männer und aufs prunkendste herausgeputzter Frauen, Verwandte und Freunde des Mädchens. Sodann kamen die Musici, die lustig aufspielten und einen Wagen anführten, den mehrere wunderlich aufgezäumte Pferde zogen, und auf welchem Küchengeräthe, Matten, Möbels, ein Spinnrad und ein Webstuhl geladen waren. Auf Befragen, was dieser Zug zu bedeuten habe, erfuhr man, daß eine Braut, sammt ihrer Mitgift, in die Wohnung des Bräutigams gebracht würde. Also eine Hochzeit! Wie in Japan die meisten Ereignisse des Lebens mit bestimmten Ceremonien verknüpft sind, so sind auch mit dem heitersten Feste des Menschendaseins besondere Gebräuche verbunden. Wenn der Tag der Vermählung festgesetzt ist, so überschickt der Bräutigam seiner Braut so viele und so kostbare Geschenke als es seine Vermögensumstände irgend gestatten. Die Braut nimmt dieselben zwar in Empfang, aber nur, um sie an ihre Eltern abzutreten, als einen Beweis der Dankbarkeit für die genossene Erziehung. Die Eltern wollen aber auch nicht an Freigebigkeit zurückstehen, sondern machen nun wiederum der Tochter Gegengeschenke, die ihrem neuen Lebensberuf angemessen sind, und verbrennen hierauf feierlichst das Mädchenspielzeug. Dann fährt man die Habe der Braut in ihr zukünftiges Haus.

Ein japanischer Pferdeschuh.

Vor der Wohnung des Bräutigams macht der Zug endlich Halt, und die Braut wird von zwei Führerinnen, Jugendgespielinnen, in das Festzimmer geleitet, wo der Bräutigam inmitten der Verwandten und Freunde ihrer Ankunft entgegensieht. In der Mitte des Zimmers steht ein zierlicher Tisch, über den ein niedliches Kiefer- und blühendes Pflaumenbäumchen seine Aestchen breitet; auf der Platte sind Kraniche und Schildkröten, welche als Symbole der männlichen Kraft und der weiblichen Schönheit, sowie einer langen und glücklichen Ehe gelten. Auch darf die hochzeitliche Kerze nicht fehlen. Außerdem trägt ein Tisch daneben allerlei Gefäße zum Essen und Geschirre, mit Saki gefüllt. (Siehe Abbildung S. 237.) Die Braut beginnt nun, ihrer ersten Pflicht als Hausfrau nachzukommen. Sie schenkt fleißig ein, und das Zutrinken geht von Einem zum Andern, wobei eine Menge von Förmlichkeiten beobachtet werden. Am Abend kommen dann die geladenen Gäste und Alles ergötzt sich an Essen und Sakitrinken.

Es ist vielfach behauptet worden, daß die Ehe in Japan keine kirchliche Feierlichkeit sei, sondern lediglich durch die Staatsbehörden vollzogen werde. Kaum aber läßt sich annehmen, daß ein Volk, wie die Japaner, dessen Sitten

und Gesetze eng mit den Lehren der Religion verknüpft sind, die wichtige Handlung der Eheschließung ohne irgend welche kirchliche Feier begehen sollten. Auch berichtet Thunberg, daß die Vorfeier der Ehe unter den Gebeten und Segnungen der Priester vor sich gehe, begleitet von dem Brennen der Hochzeitsfackeln.

Gern hätten die Engländer ihren Aufenthalt bei den freundlichen Bewohnern zu Nagasaki länger ausgedehnt, wenn sie nicht den Bestimmungsort ihrer Reise, Jeddo, im Auge gehabt hätten. Es war, wie gesagt, beschlossen worden, daß die Dampfyacht in Jeddo dem Kaiser selbst übergeben werden solle. Der Befehlshaber derselben, Ward, hatte den Auftrag hiezu und Lord Elgin begleitete ihn, um Jeddo in eigner Person betreten zu dürfen.

Wieder stachen die Schiffe in See, um nach Simoda zu steuern. Das Wetter schien die Fahrt begünstigen zu wollen. Aber das Meer ist ein launenhaftes Ding und voller Tücken. Gegen Abend hatten sich am Horizonte einzelne trübe Wolken gesammelt, die durchaus keine Gefahr zu bringen drohten. Bald jedoch rollte sich der dunkele Knäuel dichter zusammen, immer schwerer senkten sich die schwarzen Massen nieder, bis sich ein gewaltiger Regensturz prasselnd auf die Schiffe entlud. Der Sturm zog brausend heran und peitschte die schaumspritzenden Wellen an die schroffen Klippen; furchtbar brüllend mischte sich der Donner darein; — da plötzlich zuckt ein Blitz und erhellt mit seinem grellgelben Lichte die grauenvolle Scene; hohe Zackenfelsen ragten dicht vor ihnen drohend und unheilvoll empor! Es waren, wie man später erfuhr, die gefürchteten Felsen von Tschitschakoff. Die Schiffe, mit ihren Lichtern wie Irrwische auf dem Wasser tanzend, drohten jeden Augenblick zu zerschellen. Noch entging man durch eine kühne Wendung der Gefahr, aber die Nacht war so finster, daß die Reisenden vollständig im Unklaren schwebten, wo sie sich befanden. Erst der Morgen, der mit trüben, düstern Nebelmassen anbrach, gestattete ihnen, wenn auch nur wenig deutlich, zu beobachten, daß sie sich fast in unmittelbarer Nähe der Bucht von Nagasaki befanden. Sie liefen daher in dieselbe ein und blieben vor Anker liegen, während der Sturm in unablässiger Heftigkeit fortwüthete, so daß die Schiffe in beständiger Gefahr zu stranden schwebten. Aus solch' peinlicher Lage, in der Leben und Untergang sich so nahe berührten, wurden die Engländer erst am folgenden Tage befreit. Der Wind sprang um, und freudig, der entsetzlichen Gefahr entronnen zu sein, lichteten sie von Neuem die Anker und schwammen auf der beruhigten See mit geschwellten Segeln dahin.

Am Morgen des zehnten August erblickten die Reisenden den gewaltigen Bergriesen Fusi-Jama. An Gestalt und Charakter dem Aetna ähnlich, thürmt er sich 10 — 12000 Fuß über den Meeresspiegel empor, wie ein Greis, der silberschimmernden Hauptes auf seine Kinder und Kindeskinder herabschaut, die wiederum ehrfurchtsvoll den Blick zu ihm wenden und ihn anstaunen in seiner Majestät. Und dort, die Bucht von Simoda, welch' ein entzückender Anblick, wie einladend winkt der schöne Hafen! Ja, bei so heiterem, stillen Wetter mag man unbedenklich hier einlaufen und vor Anker liegen. Aber, wenn der stürmische

Südwind bläſt, da tritt der Tod in hundert Geſtalten an den Schiffer heran und das empörte Meer will ſeine Opfer haben. Hier war es, wo vor wenigen Jahren die ruſſiſche Fregatte „Diana“ ihren entſetzlichen Untergang fand. Unbekannt mit den Gefahren, welche hier das trügeriſche Meer dem bereitet, der ſich ſorglos ihm anvertraut, wurden die Männer, welche auf der „Diana“ weither gezogen kamen, von einem Sturmwetter überraſcht, wie es unſere Engländer zu empfinden hatten; aber leider waltete über jenen kein glücklicher Stern; hülflos, ein Spielball der empörten Wellen, ward die Fregatte an die ſchwarzen, verderbendrohenden Felſenriffe geſchleudert und zerſchellt.

Eine japaniſche Hochzeit.

Aber jetzt, an dieſem Sommermorgen, ſchaute ruhig und mild der tiefblaue ſüdliche Himmel hernieder; glatt lag die See da, wie ein Spiegel, und wie ein langer Schweif zogen ſich die Furchen durch die Fläche, welche von dem im friſchen Morgenwind leicht dahineilenden Fahrzeuge gepflügt wurde. Ein brauner Duft ſchwamm über den Häuſern von Simoda, hinter der Stadt erhoben ſich Hügel und Berge, die von einem gewaltigen ſilbernen Nebelſchleier umflort waren. Warm begann die Sonne herniederzuſtrahlen, und wol wäre die Hitze unter dieſem Breitengrade zu einer unangenehmen Höhe geſtiegen, wenn nicht ein lieblicher Seewind mit kühlender Labung geweht hätte. Allmälig ſtiegen die Nebel,

durchbrochen von der mächtigen Sonne, dampfend empor, und gestatteten den ankommenden Engländern ein Schauspiel, wie es wenige Punkte der Erde zu bieten im Stande sind. Malerisch stiegen die grünen Hügelreihen des Landes empor, ihrer silbernen Decke entkleidet, unverwandt ward das Auge gefesselt von der blüten- und farbenreichen Pracht der japanischen Vegetation. Waldungen, die zu ungestörter Rast wie geschaffen schienen; Felder, deren üppiges Wachsthum den Fleiß der Bebauer in hundertfältiger Weise zu lohnen versprach; allüberall, wohin das Auge schaute, ein lebensvolles Bild freischaffender Natur und ämsigen Strebens eines hochkultivirten Volkes.

Immer näher kamen die Schiffe dem Orte ihrer Rast, ohne daß, wie es schien, ihr Herannahen bemerkt worden wäre. Schon mochte man sich im Stillen die Frage vorlegen, warum sich kein japanisches Schiff in Sicht zeige, da man doch wußte, daß die Regierung mit peinlichster, angstvollster Sorgfalt die ankommenden Fremdlinge zu durchmustern und schließlich sie von dem Betreten des Landes abzuhalten bemüht sei. Doch gemach! Schon setzt sich vom Hafen aus eine Dschunke von ansehnlicher Größe in Bewegung, und nähert sich allmälig den Engländern; aufgehißt war die schwarz-weiße Flagge. Von beiden Seiten begannen nun die Signale friedlichen Begegnens zu sprechen, von beiden Seiten erscholl der Bewillkommnungsruf in die prächtige Morgenlandschaft hinein, unterstützt durch das Abfeuern von Kanonen, und nicht lange, so befanden sich die Japaner auf den Schiffen der Engländer. Mit der aalglatten Geschmeidigkeit, wie sie nur diesem Volke des östlichen Asiens eigen ist, bewegten sich die Beamten, die „Spitzen" der Behörde, unter den Europäern, unaufhörlich fragend und forschend, was denn ihr Hiersein zu bedeuten habe. Ohne im Geringsten hinter dem Berge zu halten, sprach Lord Elgin die entschiedene Absicht aus, nach Jeddo zu reisen, um sich durch den Augenschein von der vielgerühmten Stadt und den Räthseln, die sie annoch für die Fremden berge, möglichst genau zu unterrichten. Wer vermöchte die langen Gesichter der japanischen Beamten zu beschreiben, als sie von diesem nach ihrer Meinung unausführlichen und gefahrvollen Wagestück vernahmen! Mit einer Beredsamkeit, die den Mitgliedern eines europäischen Ständehauses gewiß alle Ehre gemacht haben würde, versuchten die geängsteten Japaner unsere Engländer zu überreden, doch ja ihre Reise nicht über Simoda ausdehnen zu wollen, am besten würde man sogar thun, wenn man stracks laufs nach Nagasaki zurückkehre. Doch all' ihre Rednertalente, die sie in verschwenderischer Weise aufboten, brachen sich an dem festen Beharren des Grafen Elgin. Es blieb ihnen daher, nachdem sie getreulichst ihre Pflicht gethan zu haben glaubten, nichts anderes übrig, als die Dinge gehen zu lassen, wie sie eben gingen; und, als trenne keine Schranke die beiden Nationen, beeiferten sie sich von nun an, all' ihre Liebenswürdigkeit und Höflichkeit aufzubieten, um den Engländern einen möglichst vortheilhaften Begriff von ihrer hohen Gesittung und Weltbildung einzuflößen.

So war man denn ans Land gekommen und befand sich im Weichbild Simoda's. Der allgemeine Charakterzug, der durch alle Städte mit japanischer Be-

völkerung hindurchgeht, ist die Reinlichkeit und die Sauberkeit der Straßen und Häuser, die einen höchst wohlthuenden Eindruck auf den Reisenden ausübten. Ohne Scheu dürfen sich die Japaner in diesem Punkte den gebildetsten Nationen der Erde an die Seite stellen und übertreffen darin besonders weit ihr Nachbarvolk, die stolzen, für sich über Gebühr eingenommenen, vorurtheilsvollen Chinesen.

Wir haben früher bei der Schilderung der Perry'schen Expedition bereits erfahren, welche vielen und großen Verdienste sich der energische Commodore um die Anbahnung eines freundschaftlichen Einvernehmens zwischen der japanischen Regierung und den Vereinigten Staaten erworben hatte. Es war seinen unausgesetzten, rastlosen Bemühungen gelungen, daß der Kaiser von Japan die Errichtung eines amerikanischen Konsulates in Simoda gestattete. Als Lord Elgin diese Stadt betrat, stand bereits das Gesandtschaftsgebäude in achtunggebietender Ausdehnung da, und die japanischen und nordamerikanischen Völkerinteressen fanden hier bereits ihren Vermittlungspunkt. Stolz erhebt sich das Konsulatshaus unweit des Hafens, und von seiner Zinne flattert das Sternenbanner der Union. Es ward dadurch schon von fern bezeichnet als der Punkt, wo Fremde und unmittelbar die Unterthanen der Vereinigten Staaten festen Fuß fassen, sowie Unterstützung und Vertretung beanspruchen können.

Lord Elgin hatte beschlossen, für den Nachmittag dem amerikanischen Konsul einen Besuch abzustatten und sich von ihm, wenn nöthig, über sein Verhalten gegen die japanische Regierung, unterrichten zu lassen. Der Konsul war ein äußerst freundlicher Mann, der den Lord mit aller erdenklichen Zuvorkommenheit willkommen hieß. Die Unterredung lenkte sich natürlicher Weise hauptsächlich auf die Beziehungen, die zwischen Japan, Amerika und England theils schon bestanden, theils einer größeren Ausdehnung und Entwicklung entgegengeführt werden sollten. Freilich ergab sich als Resultat ihres Gesprächs, daß zur Zeit die Bande noch allzulocker seien, welche Japan an Europa und Amerika knüpfen, und daß noch unendlich viele Schwierigkeiten und eingewurzelte Vorurtheile aus dem Wege zu räumen seien, ehe ein für die betreffenden Theile ersprießlicher Austausch der Ideen und Produkte herbeigeführt werden könne. Indessen ergab sich doch die jeweilige Lage der Dinge als eine so günstige, daß man glaubte sich der Hoffnung hingeben zu dürfen, es werde die Zeit nicht lange auf sich warten lassen, wo die buntbeflaggten Schiffe aller gebildeten Nationen frei und ungehindert in die friedlichen Häfen des japanischen Kaiserreiches einlaufen würden.

Den folgenden Tag glaubte man benutzen zu müssen, um einen kleinen Ausflug in und um die Stadt zu machen. Die Häuser Simoda's sind fast durchgängig unansehnlich; und auch Lord Elgin fand, wie wenige Jahre vor ihm der Commodore Perry, kein einziges, außer dem Konsulatsgebäude, von Stein erbaut, obgleich Granit und andere Gesteine in Menge, ja fast in Ueberfluß vorhanden sind. Das Baumaterial ist Holz, nur die Zwischenwände der Zimmer werden nicht aus diesem Material gearbeitet, sondern aus Papier. Es ist unglaublich, in welcherlei Formen und zu welchen Zwecken das Papier angewendet

wird. Zwischen allen Abstufungen vom feinsten, durchsichtigen bis zum stärksten, holzartig festen Fabrikate bewegt sich der Gebrauch dieses japanischen Universalproduktes. Ebenso nackt und einfach aber, wie sich die Gebäude dem äußeren Anblick darstellen, ebenso sauber und prunklos erscheint das Innere derselben. Obgleich man vermuthen sollte, daß in den Breitengraden, unter denen Japan liegt, wenigstens in den südlicheren Provinzen, das Klima einen durchweg milden Charakter zeige, so gilt dies doch nur vom Frühling bis zum Herbst; der Winter dagegen bringt nicht selten eine sehr empfindliche Kälte mit sich. Deshalb darf man sich nicht wundern, wenn man beim Eintritt in ein japanisches Zimmer den nordischen Freund der langen Winterszeit wiederfindet, — den traulich einladenden Ofen. Da, wo kein Ofen sich befindet, wird wenigstens in der Mitte des Zimmers ein Becken mit Holzkohlen placirt, an dem sich Frostige wärmen, und dazu die unvermeidliche Pfeife anzünden. Das ganze Zimmer ist mit Matten ausgelegt; damit aber dieselben stets sauber und reinlich gehalten werden, ist es nöthig, daß man die Schuhe vor der Thüre auszieht, was allerdings ohne Aufenthalt und Anstrengung geschieht, da die Schuhe von Stroh sind, ähnlich einem Pantoffel, in welchem die große Zehe einen abgesonderten Platz findet, wodurch er leicht an dem Fuße festgehalten wird. Hieraus erklärt sich von selbst, daß die Japaner nicht so leicht und bequem einhergehen können, daß sie vielmehr einen schlurfenden, schleppenden Gang annehmen, auf der Straße wie im Hause. Simoda hat keinen großen Umfang; ebenso war die Einwohnerzahl der Stadt seit dem Abschiede Perry's nicht nur nicht gestiegen, sondern eher im Abnehmen begriffen. Denn da das Einlaufen in den Hafen höchst unsicher und gefahrvoll und bei stürmischem Wetter fast unmöglich ist, so hat sich auch dort kein regeres Leben entfalten können, und Simoda ist bereits durch die wenige Meilen entfernte Stadt Uraga mit ihrem weiten gefahrlosen Hafen überflügelt.

Was bei einem Gang durch die Straßen der Stadt im höchsten Grade unangenehm berührt und das Auge des Europäers nur allzuhäufig beleidigt, das sind die unzüchtigen, schmutzigen Bilder, die in erschreckender Menge öffentlich zur Schau vor den Kaufläden aufgestellt sind. Dieses Gebahren wird von keiner Behörde gehindert, ein Zeichen, daß die Unsittlichkeit die tiefsten Wurzeln in diesem Volke geschlagen haben muß, und die allgemeine Verbreitung der sittlichen Verkommenheit nach der eben bezeichneten Richtung giebt wenig Hoffnung, daß eine Verbesserung dieser Zustände sobald zu erwarten sei. Die Zunft der Maler in Japan ist daher, wie man sich leicht denken kann, eine eben so zahlreiche als leichtfertige Klasse der Gesellschaft. Es finden sich unter denselben wahrhafte Künstler von ausgezeichnetem Talente, deren Leistungen selbst einem europäischen Maler alle Ehre machen würde; leider jedoch ist es höchst beklagenswerth, daß dort jene hohe Kunst so niedrigen Zwecken dienen muß. Unsere nach einem japanischen Original copirte Abbildung stellt einen Maler in der Arbeit begriffen dar.

Die Stadt war bald durchschritten und man befand sich bereits am Fuße jener reizenden, malerischen Hügel, welche der Landschaft ein so anmuthiges

Gepräge aufdrücken. Es waren vielfache Wege gebaut, die bald in größerer, bald in geringerer Breite sich in das Hügelland hinaufschlängelten. Unter Cedern und Kieferbäumen führte der Pfad dahin, üppige Moosrosen entfalteten ihre herrlichen Blüten, Vögel sangen ihr frisches Lied in die würzige Luft hinein. Oben von der Spitze eines Hügels sah man ein meilenweites prächtiges Panorama; aus den grünen Baumgruppen schauten hie und da ländliche, schmucke Häuser hervor, gleich lieblichen, einladenden Ruheplätzen; weiterhin dehnten sich große Strecken trefflich bebauter Korn- und Reisfelder.

Nördlich von Simoda, etwa 1—2 Meilen ins Land hinein, sprudeln heiße, schwefelhaltige Quellen in ziemlicher Menge, die in ganz Japan als der Zufluchtsort kranker und gebrechlicher Menschen gepriesen werden. In der Sommerszeit entfaltete sich dort, inmitten malerischer Waldeinsamkeit, ein reges Wildbadleben, das freilich noch lange nicht zu der Höhe des Luxus gediehen ist, welcher in unsern europäischen Bädern die Reichen, Kranke und Gesunde, von Nah und Fern herbeilockt. Einfache Bretterhäuser, mit den nothdürftigsten Utensilien versehen, ist Alles, was hier der Kurkäste harrt, die schon zufrieden sein müssen, wenn das Wasser seine heilspendende Kraft bewährt, mochte die „Badesaison" auch sonst viele Unbequemlichkeiten bieten und manche Entbehrungen des gewohnten Comforts auferlegen.

Japanischer Maler.

Eine äußerst kleine Behausung auf einem Berge zur Linken, halbversteckt von Cedern und wie in eine Felsspalte eingekeilt, zog die Aufmerksamkeit der Engländer in hohem Grade auf sich. Wer mochten wol die oder der Bewohner dieses einsamen Gebirgshäuschens, dieser wahrhaften Einsiedelei, sein? Die Neugierde lenkte ihre Schritte nach dieser Richtung. Mühsam hatten sie den steilen Pfad, über den sich stellenweise große mächtige Granitblöcke wie eine drohende Decke legten, erklommen und befanden sich nun in nächster Nähe der Hütte, dem Ideal aller Einfachheit und Schmucklosigkeit. Die Ankunft der Fremdlinge war innen wohl bemerkt worden. Der Bewohner dieser Eremitage war ein betagter Mann mit silberweißem Haar; seine Bekleidung war höchst mangelhaft und abgenutzt, in seinen Zügen sprach sich ein auffallend tiefer Ernst aus. Mit finsterem Angesicht trat er aus seiner Hütte den Engländern entgegen, die ihm durch Zeichen zu verstehen gaben, daß es nicht in ihrer Absicht liege, seine Ruhe zu stören, daß sie aber große Lust hätten, das Innere dieser Kluftbehausung in näheren Augenschein zu nehmen. Zwar schien der Eremit nicht sofort geneigt zu sein, sein kleines Heiligthum den profanen Blicken der fremden Besucher preiszugeben; jedoch die beredte Zeichensprache derselben vermochte ihn endlich zu bestimmen, sie in das Innere eintreten zu lassen. Der Einsiedler hätte nicht nöthig gehabt, seine Hütte als ein geheimnißvolles

Kirchlein erscheinen zu lassen; denn außer einer schlechten rauhen Decke und einigen religiösen Geräthschaften, wie dem Rosenkranz und dem Gebetstischlein, war nichts in diesem kleinen, ärmlichen Raume sichtbar. Die Fremden boten dem Greise zum Abschied ein kleines Geschenk an, das er aber beharrlich zurückwies. Es war dies unbestritten die seltsamste Persönlichkeit, die ihnen seit ihrer Ankunft in Japan entgegengekommen war. Als sie daher nach Simoda zurückgekehrt waren, verschafften sie sich Auskunft über den räthselhaften „Alten vom Berge", aus dessen eigenem Mund sie so gern Einiges vernommen hätten, wenn sie der japanischen Sprache mächtig gewesen wären. Sie erfuhren denn, daß jener Greis durch eine Schule langer, bitterer Leiden gegangen sei, und daß er endlich, müde des lauten Getriebes der Menschen sich in diese Waldeinsamkeit zurückgezogen habe, um fortan sein Leben den höheren Betrachtungen der Religion zu widmen. Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß dieser Greis allmälig einen hohen Ruf der Heiligkeit genoß, und daß seine winzig kleine Behausung der Wallfahrtsort heilsbedürftiger Seelen ward.

Das religiöse oder vielmehr kirchliche Leben in Japan durchdringt alle Schichten und Klassen der Bevölkerung und die staatlichen Einrichtungen und Gesetze hängen aufs innigste mit den kirchlichen Formen zusammen; letztere sind die Grundlage für jene. Wie aber im gewöhnlichen Verkehrsleben das Ceremoniell einen so wichtigen Bestandtheil bildet, so bewegt sich auch das Wesen der Kirche zumeist in der Beobachtung der vorgeschriebenen Formeln. Nicht die Macht der Ueberzeugung, nicht das innerste Bedürfniß kirchlicher Handlungen, sondern nur allzuhäufig öffentliches Schaugepränge, hohles Formelwesen ist der hauptsächliche Charakterzug fast aller Glaubenssekten. Es gehört zum guten Ton, es ist eine Forderung der Mode, sich zu öfteren Malen in Ausübung religiöser Handlungen sehen zu lassen, und so weit geht das Zurschautragen der Frömmigkeit, daß sich Wohlhabendere oft auf den Straßen und bei größeren Reiseunternehmungen ein kleines von Holz erbautes und daher nicht allzuschweres Gebetshäuschen nachtragen lassen. Unsere Abbildung stellt eine solche tragbare Kapelle, die nach Art einer Sänfte von zwei Leuten bequem transportirt werden kann, dar. Die beiden Seitenfiguren veranschaulichen einen zugeklappten und aufgeschlagenen Windschirm, wie solche die Kapelle zu dreien Seiten umgeben.

Am anderen Tage wurde dem Gouverneur ein Besuch abgestattet. Es war fast vorauszusehen, daß auch von ihm den Engländern die ernstesten und eindringlichsten Vorstellungen gemacht würden über das kühne Unterfangen einer Fahrt nach Jeddo. Eine geraume Zeit dauerte die Unterredung, in der jede der beiden Parteien auf ihren Meinungen und Anschauungen beharrte; dabei aber herrschte ein so zuvorkommender, höflicher Ton, daß er in Lord Elgin den günstigsten Eindruck hervorrief. Schließlich jedoch strich der japanische Gouverneur die Segel vor der eisernen Beharrlichkeit des englischen Grafen. Die „Geschäfte" waren somit erledigt, und der Herr des Hauses beeilte sich, Thee und Konfekt zu serviren, ohne die nie fehlenden Pfeifen zu vergessen. Man plauderte hierauf von allerhand Dingen; die Japaner waren begierig, Zustände und Begebenhei-

Tragbare Kapelle.

ten aus dem europäischen Staats- und Völkerleben kennen zu lernen, die für sie von dem wichtigsten Interesse zu sein schienen; und die Engländer ihrerseits nahmen keinen Anstand, das Wichtigste der jetzigen Zeitgeschichte darzulegen; nicht mit gleicher Ausführlichkeit wurden sie von den Japanern in Bezug auf deren Land und Volk bedient; vielmehr zeigten diese sich zurückhaltend und wanden sich mit Aalglätte durch die Fragen hindurch, durch deren Beantwortung sie irgend etwas zu „verrathen" glaubten. Die Unterredung war für beide Theile als höchst interessant zu bezeichnen; das Meiste dabei hatten freilich die armen Dolmetscher zu thun, die kaum zu Athem kommen konnten, und die zuletzt in Folge der Abspannung nicht ganz unverkennbare Zeichen gaben, daß nun der

Faden ihrer Geduld nicht allzulange mehr halten dürfte. Es war ohnedies mehr Zeit vergangen, als Lord Elgin beabsichtigt hatte beim Gouverneur zuzubringen, und so machte man sich denn zum Aufbruch bereit, unter den gegenseitigen Versicherungen ausgezeichnetster Hochachtung und alles nur erdenklichen Respekts.

Dem Grafen hatte sich auch durch diesen Besuch die Ueberzeugung aufgedrängt, daß es den Japanern im Grunde genommen gar nicht so ernst sei, allen Verkehr mit Europäern aus den Grenzen ihres Landes verwiesen zu sehen; daß es vielmehr die Furcht und das Gefühl der Schwäche ist, welches sie von der Berührung mit den mächtigen Nationen des fernen Westens für den Bestand ihrer Macht in Ostasien fürchten läßt. Der Schein hat auch dort seinen trügerischen Schimmer über Alles gebreitet. Wie sicher mochten sie sich einst durch ihre Klugheit fühlen, wenn fremde Schiffe an ihren Küsten vorbeifuhren; denn drohend schauten von den gewaltigen Wällen die Schlünde der Kanonen herab; wer hätte da noch so tollkühn sein können, eine Landung zu erzwingen? Und konnten die fremden Schiffer wissen, daß die meisten der Batterien nur von bemalter Leinwand angefertigt waren? Die Annahme, daß jene Dekorationen mehr als Abschreckungsmittel dienen sollten, scheint eine größere Wahrscheinlichkeit für sich zu haben, als diejenige, daß die Japaner diese Vorrichtungen zur Maskirung der Geschütze verwendeten.

Die Mitglieder der englischen Gesandtschaft hatten übrigens ein angenehmes und billiges Reisen; Jedermann wies ihre Bezahlung gewissenhaft zurück, sei es nun aus Gehorsam oder aus Furcht vor der Regierung, und jene ließen sich, hierin gänzlich von Perry's System abweichend, die Gastfreundschaft der Japaner gefallen. Man lud sie ein zu Thee und Tabak, setzte sie auf Fähren gratis über von einem Theil der Stadt zum andern, kurz man bemühte sich, sie als gute Freunde und theure Gäste auf alle mögliche Weise auszuzeichnen. Doch trotz alledem konnten und wollten sich die Engländer nicht länger an diesem Orte verweilen; noch lag das Ziel der Reise, Jeddo, vor ihnen; nichts vermochte ihre Ungeduld, die sie immer unaufhaltsam nach jener gewaltigen Metropole trieb, aufzuhalten.

Den Morgen nach dem Besuche beim japanischen Gouverneur liefen die Schiffe der Engländer aus dem Hafen. Vor der Abfahrt hatten sich auch daselbst die Behörden des Landes eingefunden und gaben den Gästen ein kurzes Geleit. Als man sich trennte, ertönten von den Fahrzeugen beider Nationen die Salutirsalven und ein frischer Morgenwind blies in die Segel und Flaggen. Der Weg, den die Schiffe einschlugen, hielt sich immer dem Ufer möglichst nahe, um vom Lande selbst eine deutlichere Ansicht zu haben. Zuerst flogen sie bei einem langgedehnten Tafellande vorüber, das mit seinen weiten gutgepflegten Getreide- und Reisfeldern sich ins Festland hinein verlor; darauf hob sich eine grüne Hügellandschaft ab und im Vordergrunde schauten kleine fichtengekrönte Eilande aus der dunkelblauen Meeresfläche empor; auch nackte, unbewachsene Riffe ragten zackig aus der Flut; auf manchen derselben sonnten sich Schaaren von Seehunden von jedem Alter, von acht Fuß bis zu einem halben Fuß herab, die bei Annäherung der Schiffe mit plumpen Sprüngen ins Meer niedertauchten. Die

Luft war äußerst durchsichtig, die See lag glatt wie ein Spiegel und ihre tiefblaue Färbung erhöhte noch den Reiz der vor den Blicken der Schiffsmannschaft aufgerollten Scenerie, deren Hintergrund von schneebedeckten Gebirgskegeln umsäumt war, während die an die Küste vorgeschobenen mächtigen Basaltlager von hochanstrebenden Cedern überragt wurden. Hie und da sah man auch Bimssteinstücke treiben, ein Zeichen des vulkanischen Bodens, und zwischen diesen plätscherten Medusen und in zahlreicher Menge die zartfarbigen sogenannten „portugiesischen Kriegsschiffe", eine Nautilusart. Auch kleinere Dörfer mit Fischerhütten zeigten sich auf der Höhe der Felsen, welche letztere manchmal senkrecht steil ins Meer hinabfallen. Die Menschen waren nur durch das Fernrohr deutlich sichtbar; unter ihnen zeichneten sich hauptsächlich einzelne mit wasserdichten Papierröcken bekleidete aus — wahrscheinlich Beamte, die nirgends in Japan fehlen dürfen.

Am Ende der Fahrt liefen die Schiffe in der Bucht von Kanagawa ein. Wir wissen bereits aus den Berichten der Amerikaner unter Commodore Perry, daß diese Stadt nur noch etwa vier deutsche Meilen von der Hauptstadt Jeddo entfernt liegt.

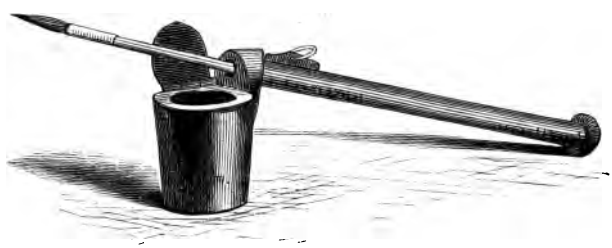
Auch hier sollten die Engländer wiederum empfinden, daß Niemand seinem Geschicke entfliehen könne, das heißt auf gut japanisch, den Polizeibeamten, höheren und niedrigeren, sowie den landesüblichen Spionen. Auch sie begannen wieder das alte tröstliche Lied von der Heimkehr nach Nagasaki zu singen. Die Beamten fühlten wohl, daß hier, auf der letzten Station vor Jeddo, der letzte und Hauptsturm auf die Fremden gewagt werden müsse. Ueberschritt Lord Elgin diese äußerste Grenze, wie einst Caesar den Rubicon, so war, nach ihrer Meinung, Alles verloren. Wenn die Engländer schon zu Nagasaki und Simoda der Aufbietung japanischer Ueberredungskunst alle Bewunderung hatten zollen müssen, so war das doch Alles unbeholfen und plump zu nennen gegen die hier entwickelten Spitzfindigkeiten und Winkelzüge, die aus unerschöpflichem Quell zu fließen schienen. Da war ein geschäftiger Austausch von allerlei Ansichten, die jede Partei festhielt. Dolmetscher waren in voller Thätigkeit, und Jeder hing an ihrem Munde, als erwarte er einen Orakelspruch. Protokollanten der Japaner saßen vor mächtigen Tintenfässern und schrieben mit gewandten Pinseln den Inhalt der beiderseitigen Verhandlungen nieder, und pfiffig blinzelten die Augen der Spione nach allen Richtungen umher, um vielleicht etwas Verdächtiges erspähen und pflichtgetreuen Rapport darüber abstatten zu können.

Aber Alles vergebens. Die Sturmwogen und Spritzfluten der japanischen Beamten-Dialektik brachen sich an dem felsenfesten Beharren des englischen Botschafters auf dem einmal gefaßten Beschlusse. Die „Dampfyacht" Ihrer Majestät der Königin Victoria sollte und mußte dem Kaiser eigenhändig von Sr. Excellenz übergeben werden, und zwar inmitten der eigenen Residenz, — davon wich man keinen Zoll breit ab. Was war zu thun? Die Angst der Japaner steigerte sich von Minute zu Minute und malte sich auf ihren broncenen Gesichtern ab; sie für ihren Theil hätten die Fremden gern ziehen lassen, wohin sie wollten; aber die

Befürchtung, in Ungnade bei Sr. Majestät zu fallen und ihre ganze Existenz für die Zukunft gefährdet zu wissen, ließ sie eine höchst klägliche und verzweiflungsvolle Rolle spielen. Sie lernten sich jedoch allmälig in ihr Schicksal ergeben und suchten sich zu trösten über das, was nicht zu ändern war.

Kanagawa selbst ist eine große, höchst respektable Stadt, in der sich jedoch der Lord nicht länger aufzuhalten gedachte, denn die fast unmittelbare Nähe der Hauptstadt ließ ihn hier keine bleibende Stätte aufschlagen. Gleichwol wünschte er, in näheren Beziehungen zu den Behörden zu stehen, und als Vermittlungsperson ließ er daselbst den Kapitän Osborn zurück, einen Mann, auf dessen Eifer und Pflichttreue sich der Graf verlassen konnte.

Und nun, nachdem er Alles geordnet hatte, was unter solchen Umständen zu thun war, stand nichts mehr im Wege, was die nur noch kurze Fahrt nach Jeddo hätte verzögern können. Mit geschwellten Segeln ging es daher wieder in See, immer der Küste entlang, und auf keiner Strecke der langen Reise von Englands Küsten bis zu den fernen Ländern des östlichsten Asiens mag unsern Reisenden die Brust so voll, das Herz so weit gewesen sein, als auf diesem kleinen Weg von Kanagawa nach Jeddo. Wußten sie ja noch immer nicht, welche Aufnahme man in der kaiserlichen Residenz finden würde. Mißglückten die Pläne, auf deren glückliche Ausführung man so große Hoffnungen für die Zukunft baute, so war die ganze Expedition so gut wie überflüssig; denn alle die Punkte, welche die Engländer bis jetzt passirt hatten, waren bereits durch die Gesandtschaftsreisenden anderer Nationen, wie der Holländer, Russen und Nordamerikaner, hinlänglich bekannt geworden. Jetzt aber galt es, den eigentlichen Schlüssel zu Japan zu erlangen, dessen gewaltiger Schrein die Hauptstadt selbst war. Mit der Erschließung Jeddo's, so glaubte man zuversichtlich hoffen zu dürfen, mußten alle übrigen Schranken fallen, die zwischen Ausländern und Japanern bisher noch bestanden.



Japanisches Schreibzeug.

Forts im Hafen von Jeddo.

XI.

Panorama von Jeddo und Umgebung.

Einlaufen des englischen Geschwaders in die Bai von Jeddo. — Besuch der japanischen Kommissionäre. — Vergebliche Ueberredung zur Rückkehr. — Japanische Damen im Hafen. — Landung und Umzug Lord Elgin's in Jeddo. — Das Gesandtschaftshaus. — Aristokratisches Viertel. — Fürstenpaläste. — Der Palast des Kaisers. — Die Citadelle. — Die Häuser von Jeddo. — Conferenz mit den Ministern. — Vertragseinleitungen. — Ein Ritt in die Umgegend von Jeddo. — Ein buddhistisches Kloster. — Der Quanwontempel. — Theegärten.

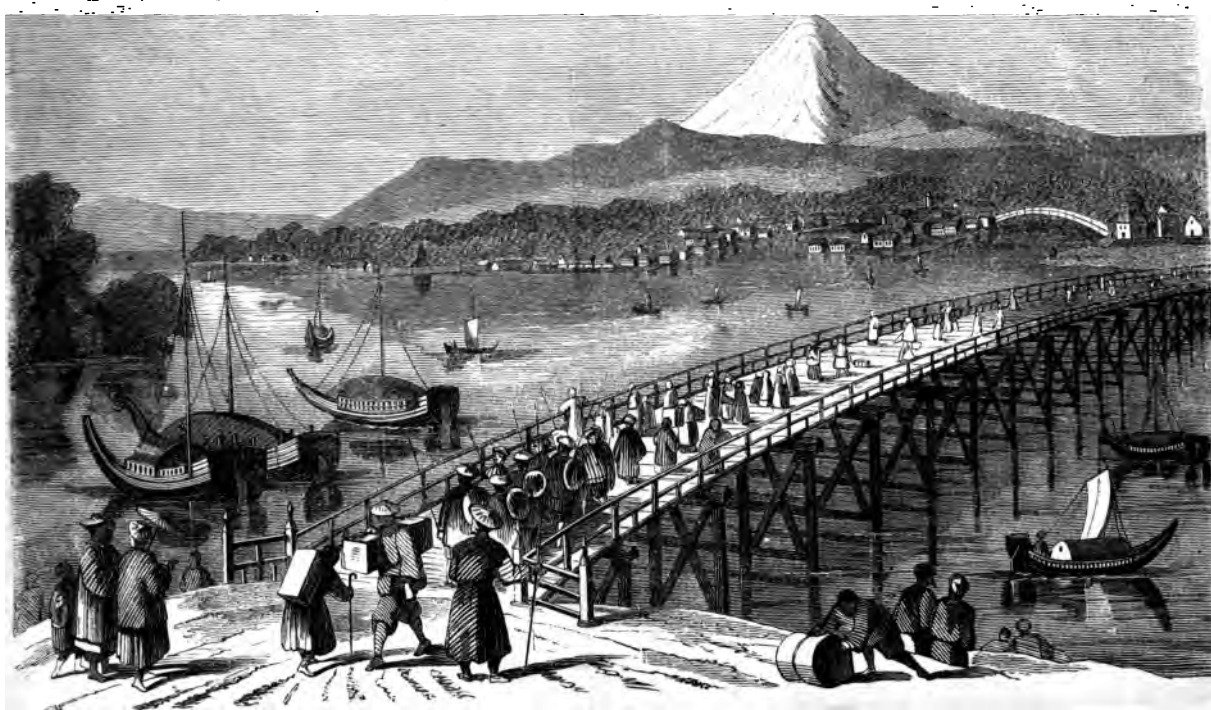
Obgleich die Russen gegen Lord Elgin behauptet hatten, daß das Einfahren in das Innere der Bai von Jeddo für größere Fahrzeuge höchst gefahrvoll sei, da das Meer zu wenig Tiefe habe, so setzte er doch seinen Plan durch, weil er, wie es sich bestätigte, hinter dieser Aeußerung die wohlgemeinten Abmahnungen

der Japaner zu hören vermeinte. Rüstig und frisch dampfte das Geschwader der englischen Botschafter auf die Riesenhauptstadt los. Aber wer beschreibt das Erstaunen und die Verwunderung der Engländer, als sie europäisch aufgetakelte Schiffe im Hafen vor Anker liegen sahen! So schien also der Ruhm, den man darein setzte, die ersten europäischen Fahrzeuge in die innere Bai von Jeddo bugsirt zu haben, gerade im hoffnungsvollsten Augenblicke in eitel Rauch aufzugehen. Schon begannen Stimmen des Mißmuths über die herbe Täuschung laut zu werden, sie sollten jedoch bald verstummen, als man näher an jene herankam. Man gewahrte an denselben die weißen Flaggen mit der rothen Kugel, das untrügliche Wahrzeichen, daß die genannten Fahrzeuge der Marine Sr. kaiserlichen japanischen Majestät gehörten. Wie sie aber zu dem vollkommen europäischen Aussehen kamen, darüber blieb man im Unklaren, bis man später erfuhr, daß sie nach dem Muster alter holländischer Schiffe auf den japanischen Werften vor Kurzem gebaut worden seien. Uebrigens hatten die Russen und Japaner in Bezug auf die, Eingangs erwähnte Behauptung insofern Recht, als drei englische Meilen vom Ufer und fünf vom Landungsplatze der Wasserstand so seicht wurde, daß man schlechterdings nicht vermochte, die Fahrzeuge weiter vorwärts zu treiben. Man war daher gezwungen, die Anker an dieser Stelle fallen zu lassen.

Da lag also, in fast unmittelbarer Nähe, vor den Engländern die ungeheure Stadt, nach der ihr „freudig Sehnen" stand. Hoch schlug den Angekommenen das Herz und eine freudig gehobene Stimmung bemeisterte sich der sämmtlichen Schiffsmannschaft bis herab zum Schiffsjungen.

Gegenüber lag die Vorstadt Sinagawa, vor ihnen standen in Parade die fünf neu erbauten Festungswerke, hinter denen die Häusermassen von Jeddo sich dehnten. Weiterhin spannte sich über den Todagawa-Fluß die größte und belebteste Brücke Jeddo's, Nippon Bas, von der aus alle Entfernungen ins Land hinein gemessen werden. Ueber Alles aber erhob ehrwürdig sein graues Haupt der Fusi-Jama. (Siehe das beigegebene Tonbild.)

Kaum waren die Engländer angekommen, als auch schon Beamte von allen Distinctionen, gefolgt von ihren Spionen, herbeieilten. Den Japanern war es im höchsten Grade befremdlich vorgekommen, in Lord Elgin allein die Hauptperson des Geschwaders erblicken zu müssen, während doch nach ihrer Anschauung sein anderes Ich in Gestalt eines Spions nicht hätte fehlen dürfen. Als jedoch der Lord im Laufe der Unterredungen und Verhandlungen einmal unterschrieb: Graf v. Elgin und Kincardine, da war es ihnen auf einmal klar geworden, daß Kincardine, den freilich Niemand sah noch hörte, der beigesellte Spion des Lords sei; und kaum vermochte man sie von ihrem Irrthume zu befreien durch die Versicherung, daß beide Namen einer und derselben Person angehörten. Die Begrüßungsscene auf dem „Furious" bot ein lebhaftes und ergötzliches Bild dar, was zum guten Theil der außerordentlichen Geschäftsthätigkeit und dem unermüdlichen Pflichteifer der japanischen Beamten zuzuschreiben ist, und unter diesen wieder hauptsächlich den Schreibern, die mit rasender Schnelligkeit mit dem langen Griffel über große Papierflächen fuhren, um jedes gesprochene Wörtlein getreulichst zu protokolliren.



Ansicht von Jeddo.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Daß auch die „Spitzen" ihrerseits alle Gehörorgane in Spannung hielten, bedarf wol keiner weitern Versicherung. Die Namen der sechs Kommissionäre, welche hierbei fungirten, hat der Sekretär Lord Elgin's, Oliphant, sämmtlich angeführt. Diesem wurde nämlich von Higo-no-kami ein Fächer zum Präsent gemacht, auf welchem zum Andenken die Namen jener Personen aufgezeichnet waren; sie mögen auch hier als Beispiel japanischer Personalbenennung einen Platz finden: 1. Midschmats-kogo-no-kami (vormals Gouverneur von Nagasaki); 2. Nagai Gembo-no-kami (der Admiral); 3. Inogge Sinano-no-kami (Gouverneur von Simoda); 4. Iwase Higo-no-kami; 5. Holi Olibe-no-kami; 6. Tsuda-handsoboro. Der Admiral war das intelligenteste und thätigste Mitglied von ihnen; und wenn er und der Ex-Gouverneur von Nagasaki irgend Etwas für gut befanden, so gingen die Uebrigen gern und willig auf ihre Anschauungen und Rathschläge ein.

Auch jetzt noch wagten die Japaner einen schwachen Versuch, Lord Elgin von dem Betreten Jeddo's abzuhalten, und schilderten einen Aufenthalt in Kanagawa mit den lebhaftesten Farben; doch bald waren sie so in die duftigen Gerichte an der englischen Schiffstafel und in die schäumenden Champagnergläser vertieft, daß kein Zweifel über ihre vollständige Seelenruhe ob des mißlungenen Versuchs aufzukommen vermochte.

Die Festungswerke, welche vor dem innersten Hafen liegen, zeigen fast in allen ihren Theilen das europäische Gepräge; jedenfalls haben den Japanern in diesem Zweige der Baukunst die Holländer als Muster gedient, denen sie auch die Kenntniß vieler anderer mechanischer und industrieller Gegenstände verdanken. Am Nachmittag entfaltete sich im Hafen ein buntes Leben. Das „schöne Geschlecht" hatte seine Neugier nicht länger zügeln können und brannte vor Begier, die angekommenen Fremden die Musterung passiren zu lassen. Diese letztere schien für die Engländer nicht gerade schmeichelhaft ausgefallen zu sein; denn von Zeit zu Zeit brach aus den von Damen erfüllten Gondeln ein unbändiges Gelächter los, würdig der olympischen Göttertafel. Was aber die Lachmuskeln besagter Damen in solch stürmische Bewegung setzte, das konnten die unglücklichen Gentlemen nicht erfahren.

Am Morgen des siebzehnten August war die Mannschaft des englischen Geschwaders außerordentlich geschäftig: die Landung in Booten ward unter großen Festlichkeiten veranstaltet, und lustig klang das „Rule Britannia" über die blaue See. Die japanischen Beamten waren in Gallatracht erschienen und die meisten sah man mit zwei Schwertern dekorirt. Es galt ja heute, einen feierlichen Einzug in Jeddo zu halten. Der Landungsplatz an der Staatstreppe befindet sich zwischen grünen Batterien; dahinter erhoben sich zahlreiche Baumgruppen, deren dunkele Wipfel im Hauche des frischen Morgenwindes zitterten. Lord Elgin setzte zur Ehre des Tages einen spitzen japanischen Hut auf und stieg in den für ihn bereitgehaltenen Norimon (Sänfte), in welchem man ihm in die Stadt trug; die übrigen Herren von der Gesandtschaft und einige Offiziere vom britischen Geschwader folgten zu Pferde, die auf ächt japanische Weise bis auf den nöthigen Hufstrohsack aufgezäumt waren; japanische Beamte, höhere und

niedere, schlossen sich theils zu Pferde, theils zu Fuße dem würdigen Zuge an. Jung und Alt war auf den Beinen, um die pomphafte Prozession in Augenschein zu nehmen. Alle Straßen, die nach dem für die englische Gesandtschaft bestimmten Gebäude führten, waren von Menschen jeder Klasse buchstäblich vollgestopft. Thüren und Fenster waren von Tausenden neugieriger Zuschauer eingenommen, und selbst von den Dächern herab schauten Kopf an Kopf die broncenen Glatzen. Dem Zuge voran schritten Polizeibeamte in einem Harlekinanzuge und hatten vollauf zu thun, die stürmende, wogende, drängende, stoßende Masse mit ihren großen Amtsstäben, an denen eiserne Ringe klingelten, zurückzuhalten. Es war ein unbeschreiblicher Lärm und ein chaotisches Gewirr von Stimmen und Tönen durcheinander. Aber die erfindungsreiche japanische Polizei war trotzdem nicht in Verlegenheit. Obgleich immer neue Volkshaufen herzueilten, um das seltsame Schauspiel mit eigenen Augen zu sehen, so ward doch ihrem Ungestüm durch eine sehr einfache, aber probate Vorrichtung wirksamer Einhalt gethan. Man hatte nämlich über die Ausgänge der Seitenstraßen Taue gespannt; und so leicht mit einem Messer diese Barrière zu beseitigen gewesen wäre, so respektirte doch Jeder aus Achtung vor dem Gesetz die gezogene Schranke. Auch sah man fast aller hundert Schritte Thore, welche die verschiedenen Stadttheile durch Gatterthüren und Querbalken abschließen. Wenn nun der Zug bei einem solchen Thore vorbeigekommen war, so schloß der Straßenwächter dasselbe, und die Menge, welche in diesem Quartier herbeigeströmt war, mußte zurückbleiben, um durch das neidische Gitter hindurch mit einem verkümmerten Anblick der so außerordentlich fremdartigen und um so denkwürdigeren Prozession vorlieb zu nehmen.

Der Zug bewegte sich äußerst langsam, und es war eine geraume Zeit vergangen, ehe derselbe an dem Ort seiner Bestimmung — dem Quartier für die englische Gesandtschaft — anlangte.

Das Gesandtschaftshaus, welches in aller Eile und so gut es hatte gehen wollen, für ungefähr achtzig Personen eingerichtet worden war, befand sich etwa dreiviertel deutsche Meilen vom Landungsplatze entfernt und lag in einem stillen Viertel der Stadt. Neben dem Hause grünte ein lieblicher Rasengarten, in dessen Mitte ein heller Teich seinen glatten Spiegel dehnte. Ueppige Lotuspflanzen und eine Menge zarter Goldfische zierten ihn. Die Parterrelokalitäten waren nur durch verschiebbare Tapetenwände von einander gesondert, und den Boden bedeckten Matratzen, die höchst sorgfältig gepolstert waren; jede derselben war 6 Fuß 3 Zoll lang, 3 Fuß 2 Zoll breit und 4 Zoll dick. Einzelne wenige Mitglieder der englischen Expedition mußten im Nachbarhause vorlieb nehmen, wo das Erdgeschoß zwischen ihnen und den Eigenthümern ebenfalls nur durch Tapetenwände getrennt war. Eines Morgens beim Ankleiden vernahm ein Engländer ein eigenthümliches, unterdrücktes Gekicher, das ihn für einen Augenblick stutzen machte. Er forschte nach der Ursache und entdeckte zwei schwarze Augen, die durch zwei Guklöcher in den Tapeten die europäische Toilette beobachteten. Wahrscheinlich waren die jungen Damen der Nachbarfamilie nach der Reihe herangetreten, um sich den Reiz dieser nie gesehenen Scenerie nicht entgehen zu lassen. Auch für

Lord Elgin's Einzug in Jeddo.

Baderäume war gesorgt; es gab deren drei, jeder zwei neue hölzerne Wannen enthaltend; die eine derselben war stets mit heißem, die andere mit kaltem Wasser gefüllt.

Das Viertel, in welcher die Aristokratie ihre Wohnsitze aufgeschlagen hat, trägt einen durchaus anderen Charakter, als die übrigen Theile der Stadt. Die Straßen waren überall aufs sorgfältigste gekehrt; die Breite derselben beträgt in der Regel dreißig Schritt, und in der Mitte zieht sich ein gemauerter Kanal mit fließendem Wasser hin. Die Paläste befanden sich hinter zwanzig Fuß hohen und weißangestrichenen Steinmauern; hie und da machte sich ein Fenster bemerklich, hinter dessen Gitter man nicht selten die neugierigen Augen einer Japanerin blitzen sah. Da die Häuser sich gewöhnlich in der Front 2—300 Schritt dehnen, so ist es leicht begreiflich, daß vier oder fünf solcher Gebäude vollständig hinreichen, um eine ganze Straße zu bilden. Hinter den Palästen erhoben schlanke Bäume ihre Kronen und ließen weite Parkanlagen von japanischer Kunstfertigkeit dort vermuthen. Es war den Engländern nicht vergönnt, einen Blick in das Innere der Paläste zu werfen; denn die hohe Aristokratie ist gerade diejenige Partei, die am meisten das fremde Element haßt, jedenfalls in der Befürchtung, daß ihre Feudal-Privilegien allmälig durch eingeführte Neuerungen ihnen verloren gehen möchten.

Ein japanischer Reichswürdenträger bei Hofe.

Wir haben bereits früher erfahren, wie das japanische Reich in eine Menge Fürstenthümer und Vasallenlehen zertheilt ist. Nun ist aber der Adel, der die hohen Aemter einnimmt, gezwungen, mindestens die Hälfte des Jahres in Jeddo zu verleben. Der vornehmste dieser Fürsten ist Kango; der Reichste mag wohl Satsuma sein, denn er besitzt nicht weniger als neun solcher geräumiger Paläste; und wenn er seinen jährlichen Besuch in der Residenz abstattet, so führt er als Begleitung ein Heer von respektabler Größe mit sich. Es ist etwas Gewöhnliches, daß Fürsten in der Stadt mit mehreren Tausend Mann auftreten. Unsere Abbildung stellt einen solchen Reichswürdenträger bei Hofe dar. Wenn man nun die Anzahl der Fürsten, der dreihundertundsechzig Vasallen und sonstigen Adeligen mit all ihrem Gefolge bedenkt, so wird man leicht begreiflich finden, welche ungeheure Ausdehnung die zu ihrer Aufnahme bestimmten Gebäude haben, und welche ansehnliche Bodenfläche sie einnehmen müssen. Der prächtigste Palast, den Lord Elgin in Jeddo beobachtete, gehörte dem Fürsten Atschi. Er war von weiten Wällen umgeben, über welche Gitterwerk und herrliche Bäume ragten.

Innerhalb der Stadt sind mehrere Hügel von mäßiger Höhe, ebenso kleine

Abhänge die nur spärlich mit Häusern überbaut waren; aber ringsherum befanden sich anlockende Gärten, mit einer Menge herrlicher Bäume verziert. Auf einem solchen Hügel, der mitten in Jeddo emporragt und zur Seite von einer Menge dicht an einander gebauter Häuser umgeben ist, befindet sich der kaiserliche Palast, dessen Abbildung wir im Tonbild geben; um ihn herum ist eine Mauer geführt, die mit Schießscharten versehen und zum Theil von grünen Dämmen und frischen Bäumen verdeckt ist. In diesen Mauern wohnt und herrscht der Kaiser des großen Reiches Japan, ein armer lebenslänglicher Gefangener des Staates, dem das Gesetz verbietet, die Grenzen seines weiten Palastes zu überschreiten. Je höher die Stellung ist, die in Japan ein Beamter einnimmt, desto seltener darf er sich öffentlich zeigen; um aber diesen lästigen Zwang einigermaßen zu mildern, hat man das Auskunftsmittel erfunden, „nayhun" oder incognito aufzutreten. Doch dem Kaiser ist auch diese Ausnahme nicht gestattet. Nur einmal des Jahres darf er seine glänzende Haft verlassen, da ihm die Pflicht obliegt, zu einer bestimmten Zeit im Jahre eigenhändig einen Kranich zu erlegen, den er dem Mikado zum Geschenk machen muß. Seine frühere Titulatur „Siogun" hatte der Kaiser kurz vor der Ankunft der Engländer in „Tai-kun" umgetauscht, — eine Bezeichnung, die „großer Monarch" bedeutet. Eingeengt in das ewige, lästige Hofceremoniell, ist er nur ein Rad in der vielfach gegliederten Maschine des japanischen Polizeistaates, ein Rad, dessen gezwungene Bewegungen sich nur innerhalb der Ringmauern seines traurig-prächtigen Palastes bewegen. Welch wunderliches Zusammentreffen höchster Gewalt und größter Unfreiheit!

Der Siogun oder Tai-kun.

Gewiß der merkwürdigste Stadttheil von Jeddo ist die Citadelle. Ich sage Stadttheil, denn man darf sich unter jener Bezeichnung nicht ein Gebäude vorstellen, selbst wenn es auch riesige Dimensionen hätte. Die Citadelle wird vielmehr gebildet aus einer Anzahl von Häusern, großen und kleinen, an welche Gärten der herrlichsten Art, mit lotusbewachsenen Teichen, stoßen, das Ganze umzogen von einem Pallisadenwall, zum Theil auch von Steinmauern. Inmitten dieses gewaltigen Häuserkreises fühlt man sich, wie in einer eigenen Stadt. Es darf jedoch die ungeheure Ausdehnung der Citadelle von fast vier deutschen Meilen im Umkreis nicht Wunder nehmen, wenn man erfährt, daß dieselbe als Kaserne für vierzigtausend Mann Soldaten dient. Dieser Stadttheil ist ziemlich hoch gelegen und bietet über die gewaltige Häusermasse der japanischen Residenz eine prächtige Fernsicht.

Die ganze Bodenfläche, auf welcher Jeddo sich ausspannt, kann als ein Quadrat angesehen werden, dessen Seiten je sieben englische Meilen ($1^3/_4$ deutsche)

lang sind. Nun darf man freilich nicht erwarten, daß ein so großes Stück Land ausschließlich von Häusern bedeckt sei: vielmehr wechseln große, weite Plätze mit herrlichen Baumgruppen innerhalb der Stadt, besonders in der unmittelbaren Nähe von Tempeln und fürstlichen Palästen. Zahlreiche Theegärten liegen wie grüne Inseln in dem massigen Häusermeere. Die Häuser selbst haben fast durchweg ein freundliches und von Wohlhabenheit zeugendes Aussehen und sind meistens, wie auch in Nagasaki und Simoda, aus Holz gebaut, und zwar wie dort wegen der häufigen Erdbeben, die steinerne Gebäude gefährlich erscheinen lassen. Mauern umschließen die Stadt nicht; ihre Lage ist ganz dazu geschaffen, eine Vergrößerung ihres Umfangs fast bis ins Unbegrenzte zu gestatten, ohne daß der Anschluß an das Wasser, die Herbeiziehung der Lebensmittel, die Verbindung der einzelnen Theile unter einander, die Communication mit den Gewässern der Bucht irgend darunter litten. Mitten durch die Riesenresidenz mit ihren zwei Millionen Einwohnern zieht sich, wie ein breites blaues Band, der Fluß Todagawa; von der Citadelle aus konnte man nahe an seiner Mündung die stattliche Nippon-Brücke beobachten; zwei andere befinden sich weiter oberhalb. Außer dem Todagawa durchkreuzen noch mehrere kleinere Flüsse die Stadt und die Vorstädte.

Vom Meere aus gesehen, gewährt Jeddo keinen besonders imponirenden Eindruck; denn da die Stadt keine hohen Häuser aufzuweisen hat und, durchschnittlich genommen, ziemlich tief liegt, so benehmen die Gebäude, welche der Meeresküste entlang stehen, die Aussicht in die innern Theile der Residenz. Aber selbst die weitgeschweifte Front der Küstengebäude, das ämsige Hin- und Herrudern der einheimischen Dschunken, das rege Treiben auf ihnen, die trotzige Stirn der Festungsbatterien, deren Augen als schwarze Geschützmündungen drohend und ernst herabschauen, das summende Geräusch, welches der Wind von der Stadt herüberträgt, — das Alles spricht beredt genug: hier spannt eine Riesenstadt ihre gewaltigen Straßenarme aus, in denen zahllose Menschen leben und weben, ein Jeder nach seinem Berufe.

In den ersten Tagen nach der Ankunft in Jeddo hatte Lord Elgin eine Conferenz mit den kaiserlichen Ministern. Das Gebäude, in welchem dieselbe stattfand, lag in einer breiten, geräumigen und sauber gehaltenen Straße, ähnlich denen, wie sie in dem Viertel der Fürstenpaläste sich finden. Schon am Eingang wurden die Engländer von dem Dolmetscher Moriyama empfangen, der sie einige Gänge entlang führte. Nachdem sie hierauf eine lange Reihe von Vorzimmern passirt hatten, die mit Wällen von Papiertapeten besetzt waren, gelangten sie endlich in ein längliches, mit allem japanischen Comfort ausgestattetes Zimmer. Als die üblichen Begrüßungsförmlichkeiten zwischen den Ministern des Tai-kun nebst den uns bekannten Komissionären, die gleichzeitig zugegen waren, und den englischen Botschaftsmitgliedern gewechselt waren, verließen sämmtliche Engländer den Saal, mit Ausnahme Lord Elgin's, Hewskin's, des holländischen Dolmetschers, und des Sekretärs Oliphant. Beide Parteien nah-

men ihre bestimmten Plätze ein. Im Zimmer standen sich zwei Tische gegenüber, hinter denen einerseits zwei japanische Minister mit respektvoller Haltung Posto gefaßt hatten; hinter dem andern standen die drei zurückgebliebenen Engländer; vor jedem Tische brannten auf ziemlich hohen isolirt stehenden schlanken Gestellen drei Wachskerzen. Zwischen den Engländern und Japanern mitteninne befand sich Moriyama, freilich in wenig beneidenswerther Stellung; denn er lag während der ganzen Dauer der Unterredung, wie es sich in Gegenwart so hoher Herrschaften geziemte, pflichtschuldigst auf den Knieen und wartete so seines Dolmetschamtes. Seitwärts hinter den Ministern stand eine Tapetenwand, deren Zweck leicht zu errathen war; sie sollte den unvermeidlichen Spionen zum sicheren Asyl dienen.

Jener Moriyama hatte sich durch sein zweideutiges Wesen den wenig schmeichelhaften Spitznamen „der Hallunke" zu erringen gewußt. Er sprach nämlich das Englische geläufig und ohne falschen Accent. Da aber seine ganze Sprache das Gepräge der amerikanischen Eigenthümlichkeiten trug, so lag der Verdacht nahe, daß die Vereinigten Staaten wol längere Jahre der Schauplatz seiner Thaten gewesen sein mochten. Er blieb aber hartnäckig bei der Behauptung, die Grenzen Japans nie überschritten zu haben; die Kenntniß der englischen Sprache verdanke er einem einheimischen Professor. Das klang aber Alles lügenhaft, da in Japan wohl Holländisch, nicht aber Englisch getrieben wird.

Der Eine der Minister, Otto Bungo-no-kami, war ein hagerer Mann mit runzligem Gesicht, welches List und Verschlagenheit ausdrückte; sein College zeigte gar keinen hervorstechenden Ausdruck, er sah fast geistlos aus. Sie trugen bei der Unterredung eine sichtliche Angst zur Schau und fragten, wann Se. Lordschaft beabsichtige, der japanischen Regierung die Yacht zu übergeben. Lord Elgin that ihnen zu wissen, daß dies am Tage der Unterzeichnung des englisch-japanischen Vertrages geschehen würde. Da nun die Japaner meinten, daß die Verhandlungen über diesen so wichtigen und folgereichen Fall sich wol einigermaßen in die Länge ziehen dürften, so ward beschlossen, daß schon Tags darauf der Austausch der gegenseitigen Vollmachten stattfinden solle. Hierauf ward Thee gereicht und die Pfeifen angebrannt, und endlich ging man mit den üblichen Respektsversicherungen auseinander.

Am folgenden Tag vor dem Frühstück erschienen, der Verabredung gemäß, die sechs Kommissionäre, mit dem Befehl, ihre Vollmachten auszuliefern und auf die Einleitungen des Vertrages einzugehen. Sie waren in dem für Staatsangelegenheiten vorgeschriebenen Kostüm, dessen Farbe und Schnitt der strengsten Etiquette unterworfen ist. Die strohgelbe Farbe war gleichsam die Grundfarbe, dazu Hell- oder Dunkelblau und Schwarz und der „gesinnungstüchtige" Gallaanzug war fertig. Dieser unterschied sich von dem gewöhnlichen durch den Schnitt der weiten Beinkleider; außerdem gehörte dazu ein Ueberwurf wie ein Mannshemd, das auf der Schulter gleich einem Flügel lag und vorn in langen Bändern herabfiel. Die Kommissionäre theilten u. a. mit, daß der Tai-kun, weil er keinen männlichen Erben besitze, einen Sohn adoptirt habe. Die Engländer hatten

übrigens am Tage nach ihrer Ankunft in Jeddo über Nagasaki das Gerücht erfahren, daß der Tai-kun gestorben sei, — was freilich noch der Bestätigung bedurfte, da der Tod eines hohen und, wie hier, des höchsten weltlichen Beamten lange verschwiegen wird. Der Kaiser, dem es nicht vergönnt wird, incognito zu leben, darf wenigstens „incognito" sterben! Die Wahl der Adoption beschränkt sich auf die Söhne von Sechsen aus fürstlichem Geblüt.

Bevor die Engländer und die japanischen Gesandten jedoch zu dem beabsichtigten Vorhaben schritten, setzten sie sich zu einem Frühstück nieder. Man war fröhlich und guter Dinge, und der witzige Higo sprach in scherzhafter Weise die Hoffnung aus, es möge der Vertrag nicht nach Schinken und Champagner schmecken.

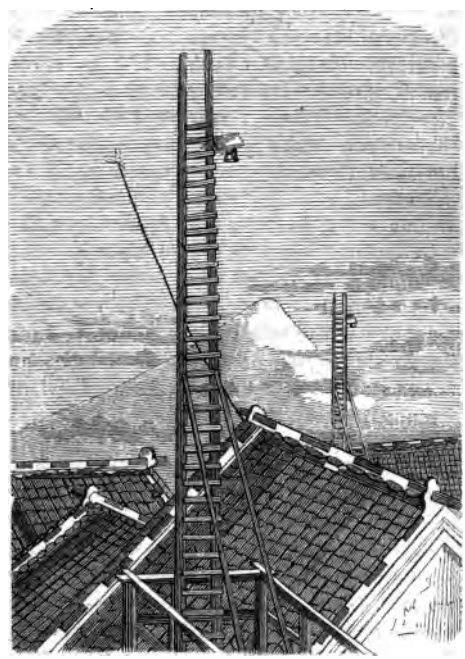
Hierauf wurden die Vollmachten ausgetauscht; Herr Bedwell nahm die Gelegenheit wahr, die Physiognomien der Betheiligten aufzunehmen; Higo hatte dies nicht sobald bemerkt, als er auch schon Pinsel und Papier ergriff und nun seinerseits daran ging, den Künstler zu karrikiren, was ihm bis zur Aehnlichkeit gelang; triumphirend unterbrach er, um sein Meisterwerk herumzuzeigen, die Verhandlungen auf einen Augenblick, und Alle lachten herzlich über das spaßhafte Intermezzo. Im Ganzen drehte sich die Unterredung über eine Menge kleinlicher und unwichtiger Dinge, deren spezielle Erwähnung wir unterlassen; doch herrschte in dem kleinen Kreise ein gesunder, frischer Humor, und man hoffte in der Folgezeit zu einem Resultate der Verhandlungen zu gelangen, das beiden Theilen angenehm sein werde.

An einem der nächsten Tage ward ein größerer Ausflug, und zwar zu Pferde, beschlossen, um sowol die Oertlichkeiten der mächtigsten Stadt des Ostens, als auch deren Umgebungen näher kennen zu lernen. Bei dem Passiren durch die ersten Straßen wurden unsere Engländer von der liebenswürdigen Blüte der Straßenjugend mit dem Ruf: „Chinesen! Chinesen! Was zu verkaufen?" begrüßt, was nun freilich keine Schmeichelei sein sollte, denn die Chinesen stehen bei den Japanern in einem abscheulichen Renommee. Die Gassenjungen mußten in diesem Augenblick muthwilliger als je gewesen sein, denn sonst genießen sie das Lob eines ziemlich anständigen Betragens. Das Absperrungssystem der Straßen, mit seinen jeweiligen Vortheilen, haben wir beim Einzuge des Lord Elgin bereits kennen gelernt; es hat aber dasselbe noch einen anderen Zweck, nämlich den: jedwedes Einschmuggeln von Waaren und dergleichen zu verhindern. Auffällig war es den Engländern, daß vor ihnen Gerichtsdiener wie fliegende Boten einherliefen, um an der nächstfolgenden Station die Ankunft der Fremden zu melden; eine solche Spezialüberwachung schien ihnen denn doch überflüssig. Indeß ließ man ihnen das unschuldige Vergnügen, wenn es überhaupt eins war.

In bestimmten Entfernungen befinden sich auf jeder Straße Leitern, die oben mit Glocken versehen sind. Da der Zweck derselben den Engländern nicht klar war, so suchten sie sich darüber zu unterrichten und erfuhren, daß dieselben Feuerleitern seien, und daß die Glocken dazu dienten, um Lärmsignale schnell von Station zu Station weiter zu verbreiten, — eine Einrichtung,

die eben so einfach wie zweckmäßig ist. Unsere Abbildung veranschaulicht solche und zwar nach einem japanischen Originalgemälde. Ob eine organisirte Feuerwehr existirt, theilt Oliphant nicht mit; es läßt sich aber, bei der fast bis ins Kleinliche gehenden, peinlich-sorgfältigen Ueberwachung aller irgendwie öffentlichen Eventualitäten, ein Solches vermuthen.

Weiter führte unsere Engländer der Weg bei dem Palast des reichen Fürsten Kagono-kami vorbei; die Gebäude sind von einem Wall eingeschlossen und nehmen eine ungeheure Bodenfläche ein; daran stoßen Gärten mit herrlichen Baumgruppen, unter denen sich besonders die schlanke Ceder bemerklich macht. Mehrere der Straßen, durch welche die Engländer kamen, waren mit Pfirsich- und Pflaumenbäumen besetzt, die zur Zeit der vollen Blüte einen wahrhaft reizenden Anblick gewähren müssen. Man war weiterhin an die Gärten der Vorstädte gekommen, welche die Fremden mit Staunen und Bewunderung erfüllten. Die Anlagen derselben hielten die rechte Mitte zwischen den grotesken Formen englischer Parks und der geschmacklosen Behandlung chinesischer Gartenkunst. Aus diesen reizenden Gärten schauten Villen und Cottagen freundlich und einladend hervor; duftende Blumenbeete, die mit winzigen Gruppen von Zwergbäumen abwechselten, künstliche und natürliche Hügel, Alpenscenerien mit Wasserfällen, — Alles vereinigte sich, um den Engländern eine immer höhere Idee von der künstlerischen Betriebsamkeit der Japaner beizubringen. Aber nicht allein an den Privathäusern finden sich Gärten, sondern auch rings um die Tempel herum prangt frisches, grünes Leben. Hie und da konnte man Priester sehen, mit ihren florähnlichen durchsichtigen Gewändern, mit breitem, reich gestickten Gürtel und seidenen Schärpen, nebst einem großen lackirten Hut.



Eine Feuerleiter in Jeddo.

Während die Kirchhöfe fast überall auf der Erde einen düstern, melancholischen Eindruck verursachen, bieten die japanischen und besonders die in Jeddo einen höchst freundlichen, ja sogar schönen Anblick. Würde man nicht durch die von Trauer-Cypressen überhangenen Hügel und die auf denselben stehenden

Andenken aus Stein daran erinnert, daß man sich bei der Ruhestätte der Todten befände, so möchte man vielmehr glauben, in einem Lustgarten zu wandeln, der von blühenden Gesträuchern duftet und von schattigen Laubgängen hie und da durchkreuzt wird.

Den Engländern begegneten Reisende in unbequemen Tragseln oder Norimons; dieselben kamen ganz nahe an die Fremden heran, und setzten sich mit bis ans Kinn heraufgezogenen Knieen nieder; sie sahen sehr staubig und erhitzt aus. Bauern und Bäuerinnen kamen ebenfalls ihres Weges dahergezogen, um, was sie in der Stadt eingehandelt, nach Hause zu tragen. Gruppen von Knaben und Mädchen drängten sich zu beiden Seiten der Straßen herzu, fast allenthalben wohin die Engländer kamen; doch die vorauseilenden Polizeibeamten ließen der neugierigen Schaar das ganze Gewicht ihrer Größe fühlen und drängten sie mit respektvoller Miene, kraft ihres Amtes, auseinander. Als sie an der südlichen Grenze von Jeddo ein Stück freie Straße vor sich hatten, schlugen die Engländer einen kurzen Galopp an, um schneller zu den nächstliegenden Ortschaften zu gelangen. Die Straße war ungefähr eine englische Meile von Häusern frei; anstatt dieser streckten sich Reisfelder dahin und nur hie und da sah man seitwärts kleine Bauernhöfe und Meiereien. Der Fleiß der Eingebornen zeigte sich auch hier in seinem schönsten Lichte; die Felder, Gräben, Hecken, Umzäunungen, Pfahlwerke — Alles war nett und sauber und stach gegen die chinesische Arbeit auf das vortheilhafteste ab. Man kam durch ein zweites Dorf, in dem ein Pfirsichgarten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Derselbe war gefällig mit Rasenplätzen, Bäumen, Blumenbeeten, kleinen Kunstseen, Brücken, netten Sommerhäusern und Verandahs geziert. Hier, in diesem einladenden Asyl, das, beiläufig gesagt, einer Dame gehörte, nahm man einige Erfrischungen zu sich, die sich auf frisches Obst und Thee beschränkten. Nach kurzer Rast brach man wieder auf und setzte den Ritt durch ein langgedehntes Dorf fort, das gleichfalls durch seine ungemeine Nettigkeit und Anmuth außerordentlich fesselte; dieselbe Vorliebe für Blumen und Pflanzen herrschte auch hier. Außerdem freute man sich, daß keine Schweine, Geflügel und dergleichen hier den Weg vertraten, sondern daß Alles fein säuberlich in den ihnen angewiesenen Plätzen sich aufhielt. Nachdem man ungefähr sieben englische Meilen ($1^3/_4$ deutsche) zurückgelegt hatte, kam man an die Ufer eines reißenden Flusses, welcher in der Nähe von Bracon-Point sich in die Bai von Jeddo ergießt. Die Pferde wurden in Fähren geladen, während die Reisegesellschaft sich in andere setzte und sich von Fährleuten an das entgegengesetzte Ufer fahren ließ. Dies ist der Grenzfluß, bis zu dem es Fremden vergönnt ist im Innern Japans vorzudringen. Für einen Reiter ist dieser Grenzpunkt vom Landungsplatze aus zehn englische Meilen ($2^1/_2$ deutsche) entfernt; das Land, welches dazwischen liegt, ist sehr fruchtbar und blühend.

Jenseits des Ueberfahrtsplatzes, den wir eben erwähnten, liegt eine nette, kleine Stadt. Auch sie bot, wie alle Ortschaften, die man bisher passirt hatte, dasselbe reinliche, so zu sagen, sonntäglich geputzte Aussehen dar, als ob sie mit neuem schmucken Gewande eben erst ausstaffirt worden wäre. Ueberall sprach

sich die Regsamkeit, der Fleiß, der Ordnungs- und Reinlichkeitssinn der Bewohner aus, überall waren geschmackvoll angelegte Gärten mit Nutz- und Zierpflanzen vorhanden; Birn- und Pfirsichbäume waren an Bambusspalieren wie Weinreben emporgezogen, hellgrüne Hirse- und Maispflanzungen schmückten das Ganze. Dazwischen lugten die Bauern- und Edelhöfe aus dem blühenden Buschwerk hervor, so rein und säuberlich, als seien sie zum Empfang vornehmer Gäste her-

Buddhistisches Kloster.

gerichtet. Alsdann folgten Haine, in denen man schlanke Pinien bemerkte; auch der Ahorn, die Kastanie und die Eiche streckten ihre breiten blätterreichen Aeste aus, und Bambus war in Menge zu sehen.

Weiterhin stand der Tempel von Tsetse, dem Dai Tschinara geweiht; ein geräumiger Hof, der sorgfältig gepflastert war, und in welchem eine große Glocke auf massivem Gestell sich befand, führte zu einem Gebäude, das wie auf einem Postamente ruhte. Granitene Treppen führten zu einem Säulengang, mit einem Geländer aus Erz. Es war ein Buddhistentempel, in höchst einfachem Stil.

Im Innern desselben stand ein Altar, über welchem ein Thronhimmel hing, und auf dessen Plattform eine Menge kunstvoll gearbeiteter metallener, hauptsächlich kupferner Geräthschaften stand. Die Gottheit war hinter Leuchtern und seidenen Vorhängen verborgen. Das Bild der Gottheit, das selbst nur klein, aber mit tausenderlei Schnörkeln und Verzierungen versehen war, ruhte auf einem Piedestal, das unten von massivem Kupfer war; am Kapitäl glotzte ein kunstreich geschnitzter Löwenkopf mit breiter Mähne hervor. Die Priester, theils in braunen, theils in rothen Gewändern, zeigten in ihrem Aeußern viel Ernst und Achtunggebietendes. Der Oberpriester ging auf Lord Elgin zu und war bereit, ihm als Führer zu den Sehenswürdigkeiten des Tempels zu dienen; letzterer machte jedoch von dem Anerbieten keinen Gebrauch. Als die Engländer wieder auf den Säulengang herausgetreten waren, sahen sie zu ihrer Verwunderung eine ungeheure Menschenmasse, welche die Neugier, die Fremdlinge zu begaffen, von allen Richtungen herbeigelockt hatte. Hier zeigte sich wieder die wohlthätige Fürsorge der Polizeibeamten; sie wußten ohne sonderliche Anstrengung eine Gasse zu schaffen, durch die man ungehindert passiren konnte. Zwar beabsichtigte die ungeheure Masse, sich hinter den Gästen drein zu bewegen, allein auch hier verfehlte das uns schon von Jeddo aus wohlbekannte Manöver, die Thore zu schließen, seine wohlthätige Wirkung nicht; endlich versuchte das Volk, unwillig über die schnöde Absperrung, um den Tempel herum zu laufen, um noch einmal den interessanten Anblick der Fremden genießen zu können; allein ein breiter Graben hinderte sie hier an der Ausführung dieses Entschlusses.

Vom Tempel kehrte man nach dem Städlchen wieder zurück, und sprach in einem Gasthause ein, dessen pomphafter Titel nicht wenig imponiren mußte; es hieß nämlich nicht anders als: „Zu den zehntausend Jahrhunderten". Hier wurden einige Erfrischungen eingenommen, die ganz vortrefflich mundeten, zumal da Alles rein und sauber aussah. Gern hätte man sich längere Rast daselbst gegönnt; denn der Ritt mit engen, harten japanischen Sätteln ist für Europäer ein Ding, das auf die Dauer nichts weniger als ein Vergnügen zu nennen ist. Jedoch die Zeit mahnte zur Rückkehr.

Die kleine Reiterschaar kam auf demselben Wege nach Jeddo zurück, von dem sie ausgezogen war. Das mochte auch die Bewohnerschaft der Vorstädte Kanagawa und Omagawa, sowie ein gut Theil der innern städtischen Bevölkerung erwartet haben; denn in unzählbarer Masse hatte sich das neugierige Volk zu schwarzen Haufen geschaart; in den Häusern, an den Fenstern, unter den Thüren, ja sogar auf den Dächern waren alle Plätze vollgepfropft: wo jedoch auf der Straße der Knäuel allzu dick und das Ungestüm allzu drängend wurde, zog man höchst einfach in Gestalt eines Taues eine Barrière, die Niemand zu durchbrechen wagte.

Es war ziemlich Nacht geworden, als die Cavalcade an dem Botschaftsgebäude anlangte. Obgleich der Ritt nicht weit war, so hatten doch die abscheulichen Sättel und die Augustsonne ihr Möglichstes zur allgemeinen Ermattung

beigetragen, welche denn auch unsere Engländer eine baldige tiefe Ruhe auf ihren Strohmatratzen finden ließ.

Was man bisher in und um Jeddo gesehen hatte, genügte dem Wissensdurst der Europäer noch nicht, deshalb benutzte man den nächsten Tag zu weitern Forschungen. Die Menge der buddhistischen Tempel, welche fast ein stereotypes Aeußeres haben, gab den Engländern die Vermuthung, daß auch die innere Einrichtung mit einigen unwesentlichen Abweichungen ein durchgehends ähnliches Gepräge habe; deshalb gingen sie an ihnen vorüber, ohne besondere Notiz zu nehmen. Bald wurde ihre Aufmerksamkeit auf einen Punkt gelenkt, auf dem sich mehrere zusammengehörige Gebäude befanden, die halb Tempel, halb Privathäuser zu sein schienen. Aus und ein gingen Priester, und auch in den schattigen Laubengängen der die Gebäude umschließenden prächtigen Gärten wandelten ernste und würdige Priestergestalten auf und ab. Man erfuhr, daß man sich einem buddhistischen Kloster gegenüber befand. In Japan bestehen und blühen, ganz wie im deutschen und romanischen Mittelalter, sowol Mönchs- als Nonnenorden, hier natürlich der buddhistischen Sekte angehörig. Sie leben, wie die abendländischen Mendicanten, von milden Gaben, sind also Bettelorden; allein sie verstehen auf eine so wenig belästigende, vielmehr schelmisch-schalkhafte Weise ihren Säckel mit Geld und Mundvorräthen zu füllen, daß man ihnen unbedingt den Vorzug einräumen muß vor den Glaubensverwandten im Westen, die einst im härenen Gewand mit dem Rosenkranz die gesegneten Gauen des weiland Römischen Reiches durchpilgerten. Besonders liebenswürdig wissen sich die Nonnen mit schelmisch blickenden Augen an die Milde der Begegnenden zu wenden, und wer vermöchte so harten Herzens zu sein, die Bitte einer schönen Supplikantin abzuschlagen, die ihrerseits nach empfangenem Schärflein vielleicht den edlen Geber eine Strecke des Weges geleitet und ihm so das Vergnügen einer anmuthigen, mitunter sogar geistreichen Gesellschafterin zu Theil werden läßt? Die Abbildung auf S. 259 zeigt ein buddhistisches Kloster aus der Vogelschau, nebst den daran stoßenden Gärten, die durch ihr äußerst elegantes Aussehen Zeugniß ablegen von der Sorgfalt, mit der sie von den Mönchen gepflegt werden, und zugleich von der Behäbigkeit und dem Comfort, den dieselben durch die „milden Gaben" um sich herum zu schaffen wissen.

Der Mikado.

Es nimmt einen Abendländer Wunder, wenn er hört und sieht, wie unter einem kirchlichen Oberhaupte, dem Mikado (der japanische Papst, unter dessen

Herrschaft selbst der Kaiser steht), die vielen verschiedenen Sekten friedlich neben einander bestehen. Zwar spalten sich selbst die Anhänger einer Kirche, wie z. B. der buddhistischen, in mehrere Abtheilungen; doch üben sie eine gegenseitige Toleranz, die man der Kirche der allumfassenden Liebe, den Anhängern der christlichen Lehre, aufrichtig wünschen möchte. Einen Grund für den innern Einklang der Sekten mag es wol abgeben, daß man nicht sonderlich in Dogmen abweicht. Jedem Hauptgott werden mehr oder weniger Haupteigenschaften zugeschrieben, die sozusagen einzeln ihre Anbetung in den Zweigkirchen finden. So wird der mächtige Gott Buddha verehrt unter zwölferlei Eigenschaft: 1) als Buddha maßlosen Glanzes; 2) als Buddha schrankenlosen Glanzes; 3) als Buddha in nicht zu hinderndem Glanze; 4) als Buddha unvergleichlichen Glanzes; 5) als Buddha im Glanze des Flammenkönigs (Jama); 6) als Buddha reinen Glanzes; 7) als Buddha wahrhaftigen Glanzes; 8) als Buddha wonnigen Glanzes; 9) als Buddha im Glanze der Weisheit; 10) als Buddha ewigen Glanzes; 11) als Buddha unaussprechlichen Glanzes; 12) als Buddha, Sonne und Mond überglänzend.

Ein japanisches Glockenhäuschen.

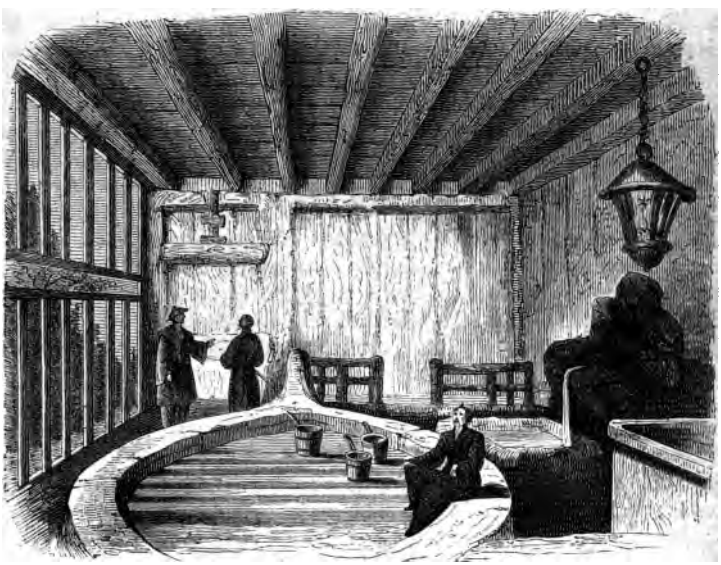
Ein paar Straßen von dem Kloster entfernt befindet sich, ebenfalls inmitten prachtvoller Gartenanlagen, der Quanwontempel. Da derselbe schon in seinem Aeußeren Formen und Umrisse zeigte, welche verschieden waren von denen der andern buddhistischen Gotteshäuser, so beschlossen die Engländer, das Innere dieses Tempels zu besehen. Vor demselben ist ein breiter Hofraum, in dessen Mitte ein hohes Gebäude ragt, welches die größte Glocke der Welt enthält. Auf gewaltigem Holzgerüste, in welchem eine unendliche Menge kunstvoller Skulpturen angebracht sind, in mächtigen Pfannen ruhend,

hängt der metallene Koloß, dem sich keine Glocke irgend eines Landes ebenbürtig an die Seite stellen könnte; sie ist nicht weniger als zweiundsiebenzig Fuß und zwei Zoll hoch und hat das enorme Gewicht von 1,700,000 englischen Pfund. Auf das Schwingen muß freilich dieser Riesenkönig der Glocken verzichten; in majestätischer, ehrfurchtgebietender Ruhe hängt er in seinem Balkenhaus; und nur, wenn von Priestern der gewaltige Schlägel an den langen Riemen gehoben wird und an die metallene Wand hämmert, läßt er seine mächtig dröhnende Stimme weithin erschallen. Dieselbe Furcht vor Erdbeben, welche die Japaner vom Baue hoher Häuser abhält, läßt sie auch vom Errichten ansehnlicher Glockenthürme absehen. Die gewöhnlichen Glocken sind in ähnlicher Weise aufgehangen wie es die nebenstehende Abbildung zeigt, die eine Glocke aus der Umgebung von Simoda vorstellt. Diese befindet sich in einem einfachen Gebälk, wie in einer Wiege. Die Glocken in Simoda zeichnen sich fast durchweg durch einen silberhellen, schönen Ton aus, der sich ungemein weit durch die Luft fortpflanzt.

Beim Eintritt in den Tempel selbst bot sich den Beschauern ein seltsam fremdartiger Anblick. In der Mitte stand ein riesengroßes Bild des Quanwon, als Beherrschers des Luftkreises, mit sechsunddreißig Armen, welche, wie die Windrose, die verschiedenen Richtungen des Windes bezeichnen sollen. Wie Trabanten paradieren um den Gott sechzehn schwarze Figuren in Lebensgröße, und auf beiden Seiten stehen zwei Reihen von Gold strotzende Götzen, von denen sich jeder wiederum der Wohlthat von zwanzig Armen erfreut. Auf jeder Seite des Tempels erstrecken sich zehn Plattformen, die sich eine hinter der anderen terrassenförmig emporheben. Auf jedem solchen Plateau stehen in Reih und Glied funfzig lebensgroße Bildsäulen des Gottes Quanwon, im ganzen gerade tausend. Ihre Köpfe und Hände dürfen aber auch nicht leer sein, und so hat denn mancher dieser Theile mitunter vierzig und mehr kleinerer Götzenbilder auf sich genommen. Rechnet man diese letzteren annähernd zusammen, so wird man den Japanern Recht geben müssen, wenn sie die Zahl der Miniaturgötzenbilder auf das erkleckliche Sümmchen von 33,000 bringen. Bedenkt man noch dazu, welch' eine ungeheure Masse von Holzskulpturen und Metallarbeiten bei jedem einzelnen Götzenbild bis ins kleinste Detail verwendet worden ist, so kann man sich das Erstaunen der Engländer einigermaßen erklären, die, fast erdrückt von solchem Anblick, einmüthig gestehen mußten, daß dieser Tempel seines Gleichen auf dem ganzen Erdboden nicht aufzuweisen habe.

Auffallen mußten in Jeddo außer den vielen Tempeln die zahlreichen Theegärten nebst Bädern, die sämmtlich mit allem möglichen Geschmack und mit allen Bequemlichkeiten für die Besuchenden ausgestattet sind. Gern pilgert der Stadtbewohner, obwol er die comfortabelsten Theehäuser in unmittelbarster Nähe hat, doch hinaus aufs Land und scheut einen Weg von zwei bis drei Stunden nicht, wenn es gilt, die schönen Theegärten von Oodsi und Osio zu genießen, wo die vornehme Welt von Jeddo sich häufig einfindet. Ein niedliches Haus erhebt sich dort am Ufer eines geschwätzigen, über Kieselsteine sprudelnden Bächleins (s. Abbildung auf S. 229). Eine breite, offene Verandah oder Gal-

lerie hängt gerade über den silberhellen Schaumbach und unweit davon verräth sich, hinter grünem Laubwerk versteckt, durch sein melodisches Plätschern ein Wasserfall. Jenseits des Baches befindet sich ein Garten, dessen blumenreiche Beete einen süßen Duft in die warme Luft aushauchen; hier steigt ein kleiner Hügel sanft an, an dessen Abhang sich mächtige Cedernbäume lehnen; dort ladet ein dunkelschattiger Hain zu kühler Rast ein. Zier- und Nutzpflanzen wechseln bunt und manchfaltig ab; in diesen Gärten zieht man seltene Gräser, Moose und Farne; Zwergbäume entfalten ihre Aestchen, wie die verkümmerten Finger einer Hand; Felsenabhänge mit Alpenblumen und Waldbäume heben sich male-



Japanisches Bad.

risch ab, Springbrunnen werfen ihre in allen Farben des Regenbogens glitzernden Wasserperlen empor; prächtige Porzellanvasen mit kunstvollen Farbenmalereien enthalten seltene Gewächse. Ja man erzählte den Engländern, um ihnen ein Beispiel von der Miniatur-Kunstgärtnerei zu geben, daß bei einem Gärtner in einem Kästchen von drei Zoll Länge und zwei Zoll Breite ein Fichtenbaum, ein Bambus- und, als die Krone, ein Pflaumenbäumchen in voller Blüte gepflanzt gewesen seien. Das mußte wol ein Kabinetsstückchen ganz besonderer Art gewesen sein, denn der Besitzer verkaufte dieses kleine Kuriosum für nicht weniger als 1300 Dollars.

Wer etwa in diesen Blumenbeeten oder Laubgängen allein wandelt, wird bald an seiner Seite eine junge, schöne Gefährtin finden, die, in einer leichten,

reizenden, jedoch durchaus nicht nachlässigen, vielmehr geschmackvollen Toilette, ihn schmeichelnd einladet, ihr zur Gallerie zu folgen, um dort saftige Früchte zu genießen und heißen Thee zu schlürfen. Diese jungen, gewandten, lebhaften Damen, welche allenthalben in den Theehäuser bedienen, sind es denn auch, welche Alt und Jung zum Besuche derselben einladen. Ihre Unterhaltung ist nicht von der gewöhnlichen Art, häufig sogar witzig und geistreich; die meisten derselben haben seit frühester Jugend eine ausgezeichnete Erziehung erhalten, zu dem Zwecke, um als junge Mädchen die Honneurs der Thee-Etablissements mit

Theegarten, innere Ansicht.

allem Anstand und Freimuth zu machen. (Siehe beistehende Abbildung.) Und obwol die Ansichten dieser Mädchen in Bezug auf sittliche Reinheit von europäischen Anschauungsweisen sehr abweichen, so begegnet man ihnen doch in Japan mit Achtung und Freundlichkeit. Einige von ihnen haben sich, gleichwie in Griechenland die Aspasien, Leänen u. a., durch ihre Liebenswürdigkeit und Geschliffenheit einen geschichtlichen Ruhm erworben; ihre Gesellschaft wird weder von Damen noch von Herren gescheut, und häufig geschieht's, daß Eine aus ihrer Mitte eine glänzende „Partie" macht.

Die Engländer fanden den Thee in Jeddo bei weitem feiner und wohlschmeckender als den in China getrunkenen, und auch das Gebäck war von einer

Zartheit und Süße des Geschmacks, daß in dieser Hinsicht die Japaner wol den meisten europäischen und amerikanischen Conditoren den Rang ablaufen dürften. Von ganz besonderer Güte fand man das sogenannte „Band-Confekt", das seines Gleichen schwerlich in Europa haben dürfte. Auch reicht man in Japan das Gebäck und die Confitüren in natürlichem Zustande, während in China dergleichen Sachen maskirt auf die Tafel kommen, um durch die Formen von gewöhnlichen alltäglichen Gegenständen, in welchen man den Confekt aufzutragen pflegt, die Gäste zu vexiren.

Häufig sind mit den Theehäusern unmittelbar Baderäumlichkeiten verbunden, so daß man hier in Japan einer ganz ähnlichen Einrichtung begegnet wie in Aegypten, hauptsächlich in Kairo, wo es gebräuchlich ist, Kaffee- und Badehaus in einem Gebäude vereinigt zu sehen. Während wir früher erfahren haben, daß in Nagasaki, Simoda und anderwärts das Leben und Treiben in den Bädern nicht geeignet ist, nach europäischen Begriffen, ein günstiges Bild von dem Schicklichkeitsgefühl der Japaner zu entwerfen, so zeichnet sich die Residenz vortheilhaft vor den Provinzialstädten aus. In denjenigen Bädern, die von den Mittel- und höheren Klassen besucht werden, herrscht eine große Eleganz, und die Abtheilungen für beide Geschlechter sind streng getrennt. Auch hörten die Engländer, daß ein gesitteter und wohlanständiger Ton in diesen Etablissements aufrecht gehalten werde. Die höchsten Klassen, hauptsächlich die Fürsten und höhern Vasallen, sammt dem großen Anhang der adeligen Feudalherren, haben auf ihren eigenen Besitzungen, inmitten der unvergleichlich schönen Parks ihre Badehäuser, die sie mit allem irgend denkbaren Luxus und mit ausgesuchtester Bequemlichkeit ausstatten. Zu der inneren Abtheilung eines Bades, dem Heiligthum, gelangt man gemeiniglich durch einen kaminähnlichen Eingang. Dieses Innere ist ein Raum von acht bis zehn Fuß Größe. In der Mitte befindet sich ein ungeheurer, mit Steinen und Kalk ummauerter Behälter, der sehr häufig von Kupfer ist. Heißes Wasser füllt seine Höhlung und qualmender Dampf entsteigt seiner Tiefe. Oberhalb sind querüber Stangen angebracht, und zwar so hoch, daß man darunter weggehen kann. Dieser voluminöse Bottich wird nur dreimal des Tages frisch gefüllt, weil sich das Wasser vermöge seiner bedeutenden Fülle sehr allmälig abkühlt. Je kühler nun das Bad wird, und je mehr es durch öfteren Gebrauch an seiner Reinheit verliert, desto billiger stellt sich der Preis für das Bad, der bis zu einer so geringfügigen Kleinigkeit herabsteigt, daß selbst der ärmste Straßenlungerer im Stande ist, seinem Reinlichkeitsgelüste einige Genüge zu thun.

In der Ecke dieses engen Raumes steht noch ein zweiter kleinerer Behälter, der fortwährend Zufluß von kaltem Wasser empfängt. Aus diesem schöpft man, wenn das heiße Bad beendigt ist, einige Eimer heraus und begiebt sich in ein Nebengemach. Dort bückt man sich vor dem Ersten Besten nieder und läßt sich das kalte Wasser über Kopf und Nacken weggießen. Auf dem Fußboden befinden sich Oeffnungen, durch welche das so ausgeschüttete Wasser fortfließt.

Japanische Astronomen.

XII.

Leben und Treiben in Jeddo.

Urtheil über die Japaner im Allgemeinen und über die Bewohner Jeddo's insbesondere. — Feierlichkeiten nach der Geburt, bei und nach dem Tode. — Das Fest der Laternen. — Ein Gang durch die Kaufläden der Stadt; Lack-, Porzellan-, Schwertfeger- ꝛc. Arbeiten. — Ein Morgenbesuch. — Damentoilette. — Musik. — Literatur. — Astronomie. — Arzneiwissenschaft. — Gymnastik. — Ein japanischer Taschenspieler. — Schauspielwesen. — Der Tag des Vertrags. — Abreise.

Wie Jeddo in seiner äußeren Ansicht mit den imponirenden Festungswällen, den weitausgedehnten Edelsitzen der Feudalherren, den prachtvollen Parkanlagen, den zahlreichen wundervollen Tempeln sich rühmen kann, die Königin Nippons zu sein, so giebt sie auch nach japanischer Anschauung in dem Leben und Wandel seiner Bewohner ein leuchtendes Vorbild feiner, nachahmungswerther Gesittung. Die Erfahrungen, welche die Engländer unter Lord Elgin auch in dieser gewaltigen Kaiserresidenz gewonnen hatten, bestätigen die Aussprüche älterer wie

Zartheit und Süße des Geschmacks, daß in dieser Hinsicht die Japaner wol den meisten europäischen und amerikanischen Conditoren den Rang ablaufen dürften. Von ganz besonderer Güte fand man das sogenannte „Band-Confekt", das seines Gleichen schwerlich in Europa haben dürfte. Auch reicht man in Japan das Gebäck und die Confitüren in natürlichem Zustande, während in China dergleichen Sachen maskirt auf die Tafel kommen, um durch die Formen von gewöhnlichen alltäglichen Gegenständen, in welchen man den Confekt aufzutragen pflegt, die Gäste zu veriren.

Häufig sind mit den Theehäusern unmittelbar Baderäumlichkeiten verbunden, so daß man hier in Japan einer ganz ähnlichen Einrichtung begegnet wie in Aegypten, hauptsächlich in Kairo, wo es gebräuchlich ist, Kaffee- und Badehaus in einem Gebäude vereinigt zu sehen. Während wir früher erfahren haben, daß in Nagasaki, Simoda und anderwärts das Leben und Treiben in den Bädern nicht geeignet ist, nach europäischen Begriffen, ein günstiges Bild von dem Schicklichkeitsgefühl der Japaner zu entwerfen, so zeichnet sich die Residenz vortheilhaft vor den Provinzialstädten aus. In denjenigen Bädern, die von den Mittel- und höheren Klassen besucht werden, herrscht eine große Eleganz, und die Abtheilungen für beide Geschlechter sind streng getrennt. Auch hörten die Engländer, daß ein gesitteter und wohlanständiger Ton in diesen Etablissements aufrecht gehalten werde. Die höchsten Klassen, hauptsächlich die Fürsten und höhern Vasallen, sammt dem großen Anhang der adeligen Feudalherren, haben auf ihren eigenen Besitzungen, inmitten der unvergleichlich schönen Parks ihre Badehäuser, die sie mit allem irgend denkbaren Luxus und mit ausgesuchtester Bequemlichkeit ausstatten. Zu der inneren Abtheilung eines Bades, dem Heiligthum, gelangt man gemeiniglich durch einen kaminähnlichen Eingang. Dieses Innere ist ein Raum von acht bis zehn Fuß Größe. In der Mitte befindet sich ein ungeheurer, mit Steinen und Kalk ummauerter Behälter, der sehr häufig von Kupfer ist. Heißes Wasser füllt seine Höhlung und qualmender Dampf entsteigt seiner Tiefe. Oberhalb sind querüber Stangen angebracht, und zwar so hoch, daß man darunter weggehen kann. Dieser voluminöse Bottich wird nur dreimal des Tages frisch gefüllt, weil sich das Wasser vermöge seiner bedeutenden Fülle sehr allmälig abkühlt. Je kühler nun das Bad wird, und je mehr es durch öfteren Gebrauch an seiner Reinheit verliert, desto billiger stellt sich der Preis für das Bad, der bis zu einer so geringfügigen Kleinigkeit herabsteigt, daß selbst der ärmste Straßenlungerer im Stande ist, seinem Reinlichkeitsgelüste einige Genüge zu thun.

In der Ecke dieses engen Raumes steht noch ein zweiter kleinerer Behälter, der fortwährend Zufluß von kaltem Wasser empfängt. Aus diesem schöpft man, wenn das heiße Bad beendigt ist, einige Eimer heraus und begiebt sich in ein Nebengemach. Dort bückt man sich vor dem Ersten Besten nieder und läßt sich das kalte Wasser über Kopf und Nacken weggießen. Auf dem Fußboden befinden sich Oeffnungen, durch welche das so ausgeschüttete Wasser fortfließt.

Japanische Astronomen.

XII.

Leben und Treiben in Jeddo.

Urtheil über die Japaner im Allgemeinen und über die Bewohner Jeddo's insbesondere. — Feierlichkeiten nach der Geburt, bei und nach dem Tode. — Das Fest der Laternen. — Ein Gang durch die Kaufläden der Stadt; Lack-, Porzellan-, Schwertfeger- 2c. Arbeiten. — Ein Morgenbesuch. — Damentoilette. — Musik. — Literatur. — Astronomie. — Arzneiwissenschaft. — Gymnastik. — Ein japanischer Taschenspieler. — Schauspielwesen. — Der Tag des Vertrags. — Abreise.

Wie Jeddo in seiner äußeren Ansicht mit den imponirenden Festungswällen, den weitausgedehnten Edelsitzen der Feudalherren, den prachtvollen Parkanlagen, den zahlreichen wundervollen Tempeln sich rühmen kann, die Königin Nippons zu sein, so giebt sie auch nach japanischer Anschauung in dem Leben und Wandel seiner Bewohner ein leuchtendes Vorbild feiner, nachahmungswerther Gesittung. Die Erfahrungen, welche die Engländer unter Lord Elgin auch in dieser gewaltigen Kaiserresidenz gewonnen hatten, bestätigen die Aussprüche älterer wie

neuerer Reisenden, welche einstimmig dahin lauten, daß die Japaner ein ernstes, besonnen-gemessenes, lernbegieriges, bescheidenes und ehrliebendes Volk seien. Sie bilden in der Vereinigung dieser trefflichen Eigenschaften den direkten Gegensatz zu den nachbarlichen Chinesen, die, eingenommen für den Kulturgrad, welchen sie erstiegen haben, Alles verachten, was ihrem gewöhnlichen Ideenkreise neu erscheint. Oliphant sagt in dieser Beziehung: Würde man einen Chinesen mit der Einrichtung einer Lokomotive bekannt machen, so wäre das Nächste, daß er verächtlich den Rücken kehrte mit der Bemerkung: „Das haben wir Alles längst schon gehabt; in Peking fährt man noch einmal so schnell!"

Im Ganzen zeigt die Bevölkerung der Hauptstadt ein freundliches, wohlhäbiges, zufriedenes Aussehn; als Ausnahme mischt sich hie und da unter die gutmüthigen Gesichter das schmerzdurchfurchte Antlitz eines buddhistischen Bonzen, der sich seinem Gott durch die Auferlegung der qualvollsten körperlichen Schmerzen, unter welcher Gestalt es auch immer sei, wohlgefällig zu machen wähnt. Unsere Abbildung stellt einen büßenden Buddha-Bonzen dar, wie er den Engländern in Jeddo begegnete. Diese Bonzen führen, wie die Fakire in Indien und wie ehedem die Asketen der mittelalterlichen christlichen Kirche, ein elendes und erbärmliches Leben, das sie nur durch die kargen Spenden Derer fristen, welchen ihre grausamen Kasteiungen tiefes Mitleiden eingeflößt haben. Heiter und fast lebenslustig zeigen sich dagegen die Bettler und Bettlerinnen, die jedoch in ganz Jeddo nur in geringer Zahl vertreten sind. Viele dieser ambulanten Münzensammler gehören noch dazu dem buddhistischen Bettlerorden an, deren Mitglieder jenen Straßenerwerb als kirchliches Amt treiben und zwar in einer so humoristischen, launigen, mitunter possenhaften Art, und ohne sich lästig aufzudringen, daß man unter lachendem Scherz gern sein Scherflein dem „fahrenden Schelmen" hingiebt.

Obgleich der Grundcharakter der Japaner sich in mildem Ernst ausspricht, so haben sie doch zahlreiche große und kleinere Feste, Vergnügungen und Ceremonien, die entweder gelegentlich oder in bestimmten Zeiträumen wiederkehren, oder die mit ihrem religiösen Kultus zusammenhängen. Aus der Menge derselben können wir selbstverständlich nur wenige, die wichtigsten hervorheben, und zwar werden wir ein kurzes Abbild von den Ceremonien und Gebräuchen geben, welche sich den Marksteinen des menschlichen Lebens anschließen, der Geburt und dem Tode.

Hat der kleine Weltbürger das Licht des Lebens erblickt, so wird er alsobald mit den Wohlthaten eines Bades bekannt gemacht und wird von allen Unbequemlichkeiten frei gehalten, welche die Bewegungen seiner jungen Gliedmaßen irgendwie beschränken könnten. Diese beneidenswerthe Freiheit erleidet erst eine Unterbrechung, wenn er nämlich einen Namen erhalten soll. Ist der „Namenlose" ein Knabe, so findet diese wichtige Feier am 31. Tage nach der Geburt statt; bei einem Mädchen dagegen am 30. Tage. An diesem festgesetzten Tage wird das Kind in feierlicher Prozession in den Familientempel getragen; dieser schließt sich das ganze Gesinde an, welche die Garderobe des Kindes trägt; letz-

tere ist um so reichhaltiger und kostbarer, je höher der Stand und der Reichthum des Vaters ist. Den „Rückzug deckt" ein weiblicher Dienstbote, mit einer Schachtel in den Händen; in dieser befindet sich das Geld zur Belohnung der dienstthuenden Priesterin, und zugleich ein Streifen Papier, welcher drei Namen enthält. Die Priesterin verrichtet nun ihre Gebete und sonstigen heiligen, von der Religion bestimmten Handlungen und legt dem Gott, der in dem Tempel wohnt, die Namen zur Wahl vor. Ist diese erfolgt, so verkündigt sie den Versammelten, wie man von nun an nach dem Willen der Gottheit das Kind heißen solle, und besprengt es mit Wasser. Den Schluß dieser Feierlichkeit bilden heilige, von musikalischen Instrumenten begleitete Gesänge, welche den Dank der Eltern gegen den Gott aussprechen und Glück und Segen für den „Täufling" erflehen. Von da an trägt man das mit einem Namen in die bürgerliche Gemeinschaft aufgenommene Kind in verschiedenen anderen Tempeln herum und endlich zu dem nächsten Verwandten des Vaters. Dieser beschenkt es mit einer Handvoll Hanf, als Sinnbild langen Lebens, mit Talismanen, Reliquien und sonstigen werth und heilig gehaltenen Dingen. Der neugeborne Knabe empfängt außerdem noch zwei Fächer, die ihm (in Ermangelung von Schwertern) Muth verleihen sollen; diese Anschauung von der Eigenschaft der Fächer könnte befremdlich erscheinen; allein da man in Japan sogar große Kriegsfächer hat, welche sowol als Keule wie auch zur Luftzufächelung zu gebrauchen sind, so kann recht wohl in Japan ein Fächer die Stelle unserer hölzernen Kinderschwerter vertreten. Ist das neugeborne Kind ein Mädchen, so erhält es eine Muschel, indem man unter dieser das Sinnbild der Schönheit und des Liebreizes versteht.

Ein Buddha-Bonze.

Eigenthümliche Sitten und Gebräuche werden in Japan vor und nach dem Tode eines Menschen beobachtet. Wenn ein Vater oder eine Mutter von einer tödtlichen Krankheit ergriffen ist, so werden die Kleider gewechselt und man zieht ihnen frische an. Jedes Geschlecht pflegt die Angehörigen der Seinen. In dem Sterbezimmer herrscht die tiefste Ruhe, die nur unterbrochen wird von den leisen Fragen der Angehörigen, welche die letzten Wünsche des Sterbenden zu vernehmen verlangen; diese werden sogleich sorgfältig und vollständig genau

niedergeschrieben. Wenn der Tod erfolgt ist, so beweint die Familie das hingeschiedene Glied, bringt die Leiche an einen andern Ort und umhüllt sie mit einem Gewande, so, daß man mit dem Saum den Kopf, mit den Aermeln die Füße bedeckt. Das Haupt wird nach Norden gerichtet, das Gesicht, welches mit einem florähnlichen Schleier verhüllt ist, nach Osten. Man hegt nämlich den Aberglauben, daß, wenn der Todtgeglaubte nur scheintodt wäre, jener Schleier die leichtere Rückkehr ins Leben erwirke. Was aber ganz besonders einem Fremden auffallen muß, ist die Sitte, daß man um den Leichnam herum Tapetenschirme aufhält, um die Katzen von ihm abzuhalten. Man glaubt nämlich, daß ein Todter zum Leben erwache, wenn eine Katze auf ihn springt; schlägt man nun letztere mit einem Besenstiele, so stirbt der Erweckte zum zweiten Male; schlägt man aber die Katze mit irgend einem beliebigen andern Gegenstande, so bleibt er von Neuem leben. Mit diesem Glauben in unmittelbarem Zusammenhang und Einklang steht ein Gesetz, welches aufs strengste verbietet, eine Katze mit einem Besenstiele zu schlagen.

Die Zeit, wenn das Begräbniß stattzufinden hat, ist nicht gesetzlich geregelt; manche Familien behalten den Todten länger im Hause; andere schreiten schneller zur Bestattung, je nachdem der Verstorbene einen höheren oder niederern Grad in der bürgerlichen Gesellschaft eingenommen hat. Bei den höheren Beamten z. B. erfordert es der „gute Ton", daß sie „nayhun" (incognito) sterben und zwar entweder eines natürlichen Todes oder auf die verdienstliche Art des Bauchaufschlitzens (Harakiri). Letztere Methode, aus dem Leben zu scheiden, wird jedoch nicht immer buchstäblich ausgeführt; sondern der Lebensmüde ritzt sich eine kleine Stelle an jener fatalen Gegend und ein Diener vollendet die Handlung damit, daß er seinem Herrn das Haupt abschlägt; — ein Seitenstück zu den Sklaven des klassischen Alterthums, die als letzten Liebesdienst ihren Gebietern das Schwert halten mußten, in das sie sich stürzten.

Wenn der Schleier des Incognito gelüftet wird, so werden zuvörderst alle Tapeten, Schleier und verschiebbare Thüren umgekehrt, so daß das Unterste zu oberst zu stehen kommt; ebenso wendet man das Innere der Gewänder nach außen als Zeichen der Trauer. Ein Priester verrichtet dann seine Gebete bei dem Leichnam; die Familie aber hat sich ganz zurückgezogen und erscheint für alles außer ihr Vorgehende vor lauter Kummer theilnahmlos. Daher stellt sich ein Freund derselben, angethan mit dem feiertäglichen Kleide, unter die Hausthüre, um die Beileidsbezeigungen entgegenzunehmen.

Das Grab wird unterdessen in den Grüften eines Tempels bereitet, und wird, in Form eines Brunnens, mit Cement ummauert, damit kein Wasser in dasselbe eindringen könne. Nach diesen Vorbereitungen wird die Leiche gewaschen und in ein weißes Gewand gekleidet, auf dem sich viele heilige Zeichen vom Priester eingeschrieben befinden; hierauf setzt man den Todten in einen im Verhältniß zur Körperlänge auffallend kleinen Zuber, den man wiederum mit einem irdenen Gefäß umgiebt. Und nun beginnt der Leichenzug, welcher sich in folgender Form angeordnet hat und wie ihn die nebenstehende Abbildung getreu wieder-

Japanisches Begräbniß und Umzug.

giebt. Voran gehen die Fackelträger, hinter diesen Priester mit Gebetbüchern und Weihrauchfässern, denen Diener mit Bambusstangen folgen; an letzteren befinden sich Laternen, Sonnenschirme und Papierfähnchen, welche mit entsprechenden Sinnsprüchen beschrieben sind. Dann folgt die Bahre mit der seltsamen cylinderförmigen Last; den Zug beschließen die Freunde und Verwandten, gehüllt in weiße Trauergewande.

Es wird dem Leser, wenn er die auf Seite 189 und 271 dargestellten Leichenbegängnisse aufmerksam betrachtet hat, mit Recht aufgefallen sein, daß die Behältnisse, in welchen die Todten nach ihrer letzten Ruhestätte gebracht werden, so unverhältnißmäßig niedrig und eng sind, und es wird unwillkürlich bei ihnen die Frage entstanden sein, wie es möglich ist, einen Leichnam in einen Zuber zu legen, der drei Fuß hoch ist, zwei und einen halben Fuß in seinem oberen und zwei Fuß in seinem unteren Durchmesser hält. Zur Aufklärung dieser merkwürdigen Erscheinung theilt nun Titsingh Folgendes mit: die Zusammendrückung des Leichnams geschehe mittelst eines Pulvers, Dosia geheißen, das man in die Ohren, Nasenlöcher und den Mund des Todten einschütte, worauf dessen Gliedmaßen plötzlich eine erstaunliche Biegsamkeit erhielten.

Nach Verlauf von sieben Wochen hat die strenge Trauer um den Todten ihre Endschaft erreicht. In dieser Zeit opfern die nächsten Verwandten desselben täglich eine Art Kuchen am Grabe, und zwar den ersten Tag einen, den zweiten zwei und so fort, bis am letzten Tag des strengen Trauertermins die Kuchenopfer auf die Zahl 49 gestiegen ist. Am fünfzigsten Tage endlich dürfen die Männer ihr Haupt- und Barthaar scheeren und danken allen denjenigen, welche ihre Theilnahme bei diesem Familienfeste öffentlich kundgegeben haben. Nun wird zwar noch eine Zeit lang getrauert, allein unter Wegfall aller äußeren Zeichen. Wie lange jedoch diese zweite Trauer anhält, darüber sind die Angaben der Reisenden unbestimmt; Siebold giebt die Dauer derselben bis auf dreizehn Monate an.

Einen Todtenkultus hatten die Engländer während ihres Aufenthaltes in Jeddo Gelegenheit selbst zu beobachten. Es war dies das sogenannte Fest der Laternen (Bong), welches gegen Ende August drei Tage lang gefeiert wird; die Hauptfeier beginnt jedoch am Mittag des mittleren Tages und dauert die darauf folgende Nacht durch. Es ist ein alter Glaube der Japaner, daß die Verstorbenen des Jahres einmal, und zwar zu der eben bezeichneten Zeit der Hauptfeier, auf die Erde zurückkommen, um diejenigen wiederzusehen, mit denen sie hier einstens zusammen gelebt hatten. Die Japaner pflanzen an ihren Gräbern Bambusstöcke auf, als Zeichen der Bewillkommnung ihrer abgeschiedenen Gäste; diese Stangen tragen eine Menge erleuchteter Laternen, die so nahe beisammen angebracht sind, daß sie zauberhafte Helle ringsum verbreiten. Am Abend des zweiten Tages, wo nach der allgemeinen Annahme die Seelen der Gestorbenen in ihre Wohnungen zurückkehren, wird ein kleines Strohfahrzeug gebaut, das auf allen Seiten mit Laternen und Flammen geschmückt ist. Um Mitternacht erfolgt eine feierliche Prozession, wo unter dem Schall der Musik und dem lauten

Rufen der Menge das Schiffchen an das Ufer des Meeres getragen wird. Dort läßt man dasselbe in die Fluten nieder und der Wind treibt es hinaus in die See; bläst ein frischer Zug in die Lichter, so fängt das Stroh allsogleich Feuer und das kleine Fahrzeug treibt wie ein großer Irrwisch über die Wellen dahin, bis es, niedergebrannt, zischend in den Fluten verlöscht.

Interessant war der Gang, den unsere Engländer durch die Kaufläden der Riesenstadt, die mit ihren tausenderlei Waaren zum Besuche unwiderstehlich einladen, unternommen hatten.

Die Sprache der Japaner ist zwar gänzlich verschieden von der der Chinesen, dennoch findet man über den Kaufläden häufig genug Schilde, welche in chinesischer Sprache beschrieben sind. Die Kauflokale haben in Jeddo fast durchgängig ein und dasselbe Gepräge und unterscheiden sich nur durch die Gegenstände, welche zum Verkaufe ausliegen. Besonders sind es drei Hauptartikel, welche die bewundernde Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich lenken: die Lackwaaren, die Porzellangefäße und die Schwertfegerarbeiten. Erstere bieten sich in den manchfaltigsten Formen dar und ihre Verwendung ist eine ganz ungeheure. Lack und Papier arbeiten sich gegenseitig in die Hände; das letztere giebt die Eleganz und Geschmeidigkeit, das erste die Haltbarkeit; so sind z. B. die Hüte gewöhnlich von Papier verfertigt und mit Lack überzogen. Hauptsächlich aber sind es die in unzähliger Menge und in den vielfachsten Gestaltungen auftretenden Tapetenschirme, zu welchen die eben bezeichneten Stoffe verwendet werden.

Japanischer Tapetenmaler.

Die Tapetenschirme in Japan sind fast durchweg mit Malereien versehen, und wenn sie auch nicht immer mit dem Anspruch auf Kunstwerth auftreten, so können sie doch immerhin als eine angenehme Zimmerzierde gelten. Obenstehende Darstellung wurde von Oliphant nach einem japanischen Bildchen copirt und zeigt einen Tapetenmaler, mit großer Brille über die Nase, eifrig mit seiner Arbeit beschäftigt.

Die oben erwähnten Waaren zeigen alle die Sauberkeit der sogenannten Kabinetsarbeiten und sind in ihren Formen, wenn auch häufig abenteuerlich, so doch anmuthig, gefällig und bis ins Kleinste musterhaft ausgearbeitet. Habersham erzählt von einer solchen Lackarbeit, welche die allgemeinste Bewunderung erregt habe. Es war dies, wie er selbst sich ausdrückt, die glücklichste und treueste Nachahmung eines gewöhnlichen Rothfisches, wie er in den japanischen Gewässern gefangen wird, etwa 18 Zoll lang. Wenn man ihn behufs näherer Besichtigung bei den Floßfedern aufheben wollte, so hob man zugleich etwa zwei Drittel der oberen Seite ab und entdeckte, daß der Fisch eine Schüssel bildete, in die man einen großen gekochten Fisch hineinlegen könnte. Man sagte, das

Geräth sei auch zu dem Zwecke angefertigt, um bei japanischen Festen ein solches Gericht aufzunehmen, und der Lack sei so fein, daß er durch heißes Wasser nicht im Geringsten litte.

In der Porzellanarbeit stehen ohne Zweifel die Japaner als unerreicht da. Auf allen Gefäßen, deren Formen und Umrisse unendlich manchfaltig sind und die daher zu den verschiedenartigsten Zwecken gebraucht werden können, sind Malereien angebracht, die in der Detailausführung eine fast peinliche Genauigkeit zeigen. Dürfen auch die japanischen Maler sich unseren Künstlern nicht gerade ebenbürtig an die Seite stellen, besonders da die Lehre von der Perspektive nur den Wenigsten unter ihnen bekannt ist, so zeigen doch ihre Malereien eine Correktheit der Formen und eine Sauberkeit der Umrisse, daß man ihre Leistungen recht wohl neben diejenigen der altdeutschen Schule, eines Albrecht Dürer, Lukas Cranach u. A. zu stellen berechtigt ist. Besonders glücklich sind sie noch dazu in der Bereitung der Farben, deren manche selbst die europäischen an Frische und Glanz übertreffen.

Eine hohe Bedeutung nimmt auch die Waffenschmiedekunst in Japan ein; besonders schöne Arbeiten sahen die Engländer in Jeddo. Da fast jeder Beamte einen Degen, die höheren sogar zwei Stück tragen, und da der Beamtenstand ein äußerst zahlreicher ist, so steht auch die Schwertfegerkunst in voller Blüte. Ehedem war der Verkauf von solchen Waffen an Europäer verboten, allein dieses Gesetz ist späterhin aufgehoben worden. Oliphant kaufte ein paar Klingen für 30 Dollars, so scharf wie ein Rasirmesser; doch bezahlt man Meisterstücke mit bedeutend höheren Summen, wie z. B. Klingen, welche einen europäischen Säbel durchhauen, ohne stumpf zu werden. Auch die Degengriffe sind kunstvoll gearbeitet; sie bestehen gewöhnlich aus Gold oder einer Goldlegirung, und bilden einen Vogel oder sonst ein Thier, das sich bequem zum Handhaben eignet. Die hohe Vollendung dieser Kunst deutet übrigens darauf hin, daß dieselbe schon seit langer Zeit eine eifrige Pflege gefunden haben muß, und wirklich theilt auch schon ein älterer Reisender mit, daß er mit einem japanischen Degen durch einen eisernen, einen halben Zoll dicken Bolzen geschlagen habe, ohne daß dadurch die Klinge irgendwie beschädigt worden sei.

Tischlerarbeiten, Elfenbein- und Holzschnitzerarbeiten geben gleichfalls von dem Fleiß und Kunstsinn der Japaner Zeugniß. Man sah in Jeddo Arbeiten, hauptsächlich Toilettenkästchen mit eingelegten Verzierungen, die sich vor den europäischen nicht zu verstecken brauchen. Das Schlußbild dieses Kapitels stellt ein solches dar. Die Holzschnittarbeiten sind besonders dann, wenn Naturgegenstände dargestellt werden, wie z. B. Kraniche, Fische, Schildkröten u. s. w. an den Karnießen der Privathäuser und Tempel, überaus gelungen und wahrheitgetreu.

In hohem Schwung steht in ganz Japan, am meisten aber in der Provinz Hakodadi die Küperei oder Faßbinderei. Von den Arbeiten dieses Gewerkes wird eine unglaubliche Menge verwendet, der Handel mit denselben ist besonders in den Hafenstädten ein sehr reger und dabei einträglicher. Auch diese Böttcher-

waaren liefern, was Sorgsamkeit der Ausführung anbelangt, einen weiteren Beweis hoher Gewerbthätigkeit in Japan. Unsere Abbildung stellt zwei japanische Böttcher in voller Arbeit begriffen dar.

In der Glasbläserei, namentlich von Flaschenformen, haben die Japaner eine ungemeine Geschicklichkeit erlangt. Um so mehr nahm es die Engländer Wunder,

Japanische Böttcher.

in den Verkaufsläden nirgend Glasspiegel zu entdecken. Anstatt dieser fabriziren sie runde Stücke Stahl, denen sie eine so feine, blanke Politur zu geben verstehen, daß das darin aufgefangene Bild vollständig und treu widergespiegelt wird.

Auch in Seidenzeugen bieten die Verkaufsläden in Jeddo eine reichere und geschmackvollere Auswahl als in irgend einer andern Stadt des japanischen Reiches. Sie sind reich und schwer und gleichen in der Art ihres Gewebes unserem

Brokat. Auf vielen sind treffliche Muster eingewoben und Goldfäden ziehen sich durch das Gewebe. Freilich sind die Gewänder aus solchen Stoffen im Preise sehr theuer und nur die höheren Beamten des Staates dürfen laut Gesetz und einzelne auch nur bei festlichen Gelegenheiten diesen Schmuck anlegen.

Die Lernbegierde, mit welcher die Japaner Alles erfassen, was ihrer Kunst und Industrie einen höhern Aufschwung oder eine Bereicherung zu geben verspricht, hat bereits ihre guten Früchte getragen. Instrumente, deren Herstellung mitunter einen ungemeinen Grad von Geschicklichkeit verlangt und einen ziemlichen Umfang mechanischer Kenntnisse voraussetzt, gehen jetzt aus ihren Werkstätten hervor, und nicht vergeblich dürfte man bei einem Mechaniker nach Barometer, Thermometer, ja nach Vergrößerungsgläsern complicirter Natur fragen, und kaum dürften die japanischen Arbeiten den europäischen Mustern an Genauigkeit und Sauberkeit nachstehen. Uhren eigener Erfindung besitzen die Japaner schon lange. In Jeddo sah man ein kleines Exemplar, welches durch ein Gewicht getrieben wurde. Der Zeiger an dieser Uhr ist ein Stiftchen, welches die Zeit angiebt, indem es auf eine die Vorderseite der Uhr bildende Schale heruntergeht. Da nun, wie bereits oben gezeigt worden ist, in Japan die Stunden je nach den verschiedenen Jahreszeiten bald länger, bald kürzer sind, so ist die Uhr mit einer Reihe von Schalen oder Zifferblättern versehen, um sie mit diesen Abweichungen in Einklang bringen zu können. Der Preis für dieses Exemplar betrug nicht viel über zwei Thaler. Wir geben in der nebenstehenden Abbildung die Darstellung einer japanischen Uhr, deren Construction in der Hauptsache mit der eben beschriebenen übereinstimmt.

Japanische Uhr.

So geräuschvoll und regsam das Leben in den Straßen und Läden der Stadt Jeddo sich entfaltet, so ruhig und beschaulich geht es in dem Innern der Häuser, in den Privatwohnungen her, wenn nicht gerade eine von den vielen Festlichkeiten stattfindet, deren spezielle Aufzählung und Beschreibung den Leser ermüden würde, zumal da viele derselben mit ähnlichen Ceremonien begangen werden. In die Eintönigkeit eines japanischen Morgens bringt in Jeddo nicht selten der Besuch eines Freundes oder Verwandten einige Abwechselung; und wie es im westlichen Morgenlande üblich ist, mit Mokka und Pfeifen aufzuwarten, so pflegt man dies auch in Jeddo zu thun, nur daß an die Stelle des Kaffee der allbeliebte Thee tritt. Gegen das Ende des Besuchs trägt der gastfreie Wirth oder die Hausfrau auf einem großen Blatt Papier, das zum Teller dient und bald weiß, bald bunt bemalt ist, jenes süße japanische Gebäck auf, dessen Güte von allen Reisenden gerühmt wird. Die Etikette verlangt es nun, daß von diesen Leckersachen etwas eingesteckt werde; und zwar schlägt man dieselben in ein Blatt Papier und verbirgt diese kostbare Habe in die bauschigen Aermel, die zugleich den Dienst einer Tasche verrichten. Werden größere Mahlzeiten oder gar Schmausereien gegeben, so bringt sich jeder

Toilettenzimmer japanischer Damen.

Gast einen, auch zwei Diener mit und schickt sie mit den Ueberbleibseln des Gastmahls nach Hause. Gewöhnlich sind bei solchen größeren Veranlassungen auch Damen zugegen, die sich gleich den Männern mit Pfeifen versehen müssen, um duftende blaue Ringel in die Luft zu blasen.

Die japanischen Damen verwenden auf ihre Toilette eine große Sorgfalt, und besonders der Morgen des Tages sieht sie in voller Thätigkeit, um alle die nothwendigen Dinge zu verrichten, welche zu einem anständigen äußeren Auftreten gehören. Unsere Darstellung giebt ein anschauliches Bild eines japanischen Damensaales, welcher der Herrin Toilette gewidmet ist. In der einen Ecke sieht man eine Dame, welche sich noch im ersten Stadium des Anputzens befindet, das in dem Waschen des Oberkörpers besteht. In einer andern Ecke gewahrt man Herrin und Dienerin in voller Arbeit, erstere knieend vor einem kleinen runden Metallspiegel und die hinter ihr mit dem Ordnen des Haarputzes beschäftigte Zofe nach Kräften unterstützend. Das Haar wird nach chinesischer Mode von der Stirn aus gerade hinter den Scheitel gestrichen und läuft dort in einen dicken gesteiften Zopf aus. Die Japaner lieben es, dünne Nadeln, in deren Enden sich bunte Kugeln befinden, durch das Haar zu stecken; häufig sind jene Nadeln hohle Cylinder, in welche man gefärbte Flüssigkeiten gegossen hat. In der That nimmt sich ein derartiger sorgfältig „aufgebauter" Haarputz gar nicht übel aus, und besonders die Damen der höheren Stände wissen sehr vortheilhaft die Tour à l'Impératrice zu tragen. Schade, daß die Sitte, welche verheiratheten Frauen die Pflicht auflegt, die Zähne schwarz zu färben, die erst aufgewandte Mühe der Toilette gänzlich in den Hintergrund treten läßt. Die Dame im vordersten Theile des Saales wendet alle Sorgfalt an, um mit einem Stäbchen das beizende Schwarz ihren Zähnen sammt Zahnfleisch zu appliciren; ist dieses Werk der Verunstaltung vollbracht, so hat die Toilette all' ihre Stadien durchlaufen, und man verbringt häufig noch den Morgen in Gemeinschaft, indem die Eine der Damen irgend welche weibliche Arbeit vornimmt, eine Andere sich dem süßen Nichtsthun überläßt und auf weicher Matte gelagert blaue Wolken des Tabaks aus der zierlichen Pfeife zieht, während eine Dritte ihrer Laute angenehme Töne entlockt.

Aber auch bei Gastmählern (s. Abbild. S. 279) bildet Musik einen Hauptbestandtheil. Die hauptsächlichsten Instrumente sind die Flöte, eine Art Syrinx, die Trompete, die Muschel, die Trommel, die Laute. Man sieht bereits aus dieser Aufzählung, wie in dieser Richtung des Kulturlebens zwischen Japanern und Europäern eine unendliche Kluft liegt; während die Letzteren seit Jahrhunderten ihre Kunstepochen, mitunter auch „überwundene" musikalisch-ästhetische Standpunkte hatten, befindet sich in Japan die musikalische Kunst noch in ihrer Kindheit. Das einzige Instrument, welches eine sorgsamere Pflege und Ausbildung erfahren hat, ist die Laute oder Samsi. Dieselbe wird von den Damen gespielt und zwar mit ziemlicher Virtuosität, da schon von früher Jugend an der Unterricht auf diesem echt nationalen Instrument beginnt. Besonders in Gesellschaften, welche mehr den familiären Charakter an sich tragen, darf

Gastmahl und Tafelunterhaltung.

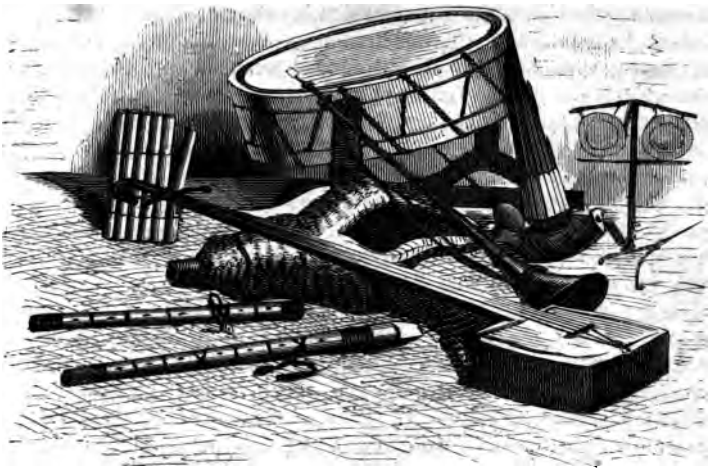
die Samsi nicht fehlen; und sobald die Damen begonnen haben, einige Accorde auf derselben anzuschlagen, so ist das lästige und steife Ceremoniell aufgehoben. Die Männer zünden sich ihre Pfeifen an, die Frau des Hauses reicht geschäftig den Saki herum und Alles zeigt sich mit diesem einfachen Vergnügen befriedigt.

Aber nicht allein Verehrer der Musik, so einfach und bescheiden diese auch auftreten mag, sind die Japaner, sondern sie schätzen auch den geistigen Genuß, den ihnen die Literatur gewährt, ungemein hoch. Wir haben bereits früher erwähnt, daß die literarische Thätigkeit in Japan manchfaltige Gebiete umfaßt, wie allgemeine Wissenschaften, Geschichte, Biographie, Geographie, Reisen [natürlich auf Japan beschränkt], Moralphilosophie, Naturgeschichte, Poesie, Dramaturgie und eine ziemliche Anzahl encyklopädischer Werke. Beide Geschlechter nehmen theils zur Unterhaltung, theils zur Erholung Bücher in die Hand, und es ist nicht selten, daß man sogar im Freien, etwa um eine kühle Quelle geschaart oder im Schatten des Waldes lagernd, eine Gesellschaft von Herren und Damen gewahrt, von denen ein Jedes in die Lektüre eines Buches vertieft ist.

Lord Elgin fand in Jeddo eine Menge Bücher in den betreffenden Läden ausgestellt, ohne daß er von Druckereien etwas wahrgenommen hätte. Dies Letztere erklärt sich aus den Umstande, daß man in Japan zwar den Buchdruck kennt, aber nicht in der so weit vervollkommneten Art und Weise als bei uns. In jenem Lande fertigt man noch immer ganze Platten in Holzschnittmanier an, und druckt diese dann ab; den Gebrauch beweglicher Typen, der bei uns so ungeheure Fortschritte gemacht hat, kennt man dort noch nicht. Die meisten Bücher, hauptsächlich solche, welche auf die Volksbildung zu wirken bestimmt sind, weisen zahlreiche Holzschnittillustrationen auf; beiläufig sei auch hier der bei den Chinesen übliche Gebrauch erwähnt, nur die eine Seite des gewöhnlich dünnen Papiers zu bedrucken. Die Bibliotheken von Jeddo und Miako sollen nach Balbi 150,000 Bände aus allen Fächern der Wissenschaft enthalten; besonders wird dem geistlichen Hofe des Mikado nachgerühmt, daß er durchweg geistig gebildet, ja sogar gelehrt sei.

Als Lord Elgin mehrere japanische Buchläden besuchte, waren die Verkäufer äußerst zurückhaltend mit dem Vorzeigen ihrer Waaren; vielleicht daß eine Gesetzesvorschrift ihnen gebot, den Fremden so wenig als möglich Einsicht in ihren literarischen Vorrath zu gestatten; doch wurde ihre industrielle Zurückgezogenheit bald durch die Aussicht auf Absatz besiegt. Der Lord kaufte einige Werke, unter diesen ein besonders reich mit Abbildungen ausgestattetes; es war ein illustrirtes „Buch der Gewerbe".

Auf allen Büchern befindet sich, ganz wie bei uns gebräuchlich, die Angabe des Druckortes und das Jahr des Erscheinens, letzteres bestimmt nach der Regierungszeit des Sioguns, des Repräsentanten des weltlichen Regiments, während die meisten Zeitbestimmungen von dem Mikado und den Astronomen ausgehen. So ordnet häufig der geistliche Fürst an, nach irgend einem denkwürdigen Ereigniß zu rechnen, etwa nach einem Tempelbau, nach Verheerungen durch Feuer oder Wasser, nach vulkanischen Ausbrüchen und dergl. mehr. Für diesen Zeit-



Muſikaliſche Inſtrumente.

punkt, der eine neue Epoche beginnen ſoll, wird ein eigener Name geſchaffen, der häufig etwas Räthſelhaftes an ſich trägt. So z. B. hatte ein Mikado beſchloſſen, ſich in die Einſamkeit zurückzuziehen und den Genuß durchzukoſten, den das Verſenken in buddhiſtiſche Religionsträumereien ihm gewähren ſollte. Dieſen Zeitpunkt taufte er mit der hochklingenden Bezeichnung: „Nengo genrohk", d. h. der Anfang des Segens der Natur und Kunſt. Außer den Zeitbeſtimmungen, welche der Siogun und Mikado treffen, iſt noch eine dritte in Japan gebräuchlich, die von den Aſtronomen ausgeht. (Siehe die japaniſchen Aſtronomen auf dem Anfangsbild zu dieſem Kapitel.) Sie begreift einen Zeitraum von ſechs Jahren und gründet ſich auf die zwölf Zeichen des Himmels [die ſogenannten zwölf Aeſte, Ziguni nositzi] und die „fünf" Elemente.

Es mag der Erwähnung nicht unwerth ſein, daß die Japaner die fünf Elemente (Feuer, Erde, Waſſer, Holz, Metall) verdoppeln, inſofern ſie nämlich einfaches Produkt der Natur ſind, oder im Dienſt des Menſchen ſich befinden. So heißt Kino-ye das Holz als Baum, Kino-to das Zimmerholz; Fino-ye iſt das Feuer als Blitz, vulkaniſcher Brand, Fino-to das Feuer, das mit Holz und anderen Gegenſtänden angebrannt wird; Tſoetſno-ye iſt die Erde, unberührt von der Hand des Menſchen, Tſoetſno-to die zu Thon- und Porzellangeſchirren ꝛc. verarbeitete Erde; Kanno-ye iſt das Metall in ſeinem Urzuſtande, Kanno-to das zu Schmuck, Geräthſchaften ꝛc. verwendete Metall; Mietſo-ye iſt das Waſſer im Meer, in Flüſſen, Bächen und Quellen, Mietſo-to dagegen bezeichnet auffallender Weiſe nur das ſtehende (Sumpf-) Waſſer. Im Ganzen genommen ſind die aſtronomiſchen Kenntniſſe der Japaner bis jetzt im Vergleich zu denen unſeres Weſtens noch äußerſt dürftig und mangelhaft; doch ſeit ſie ſich mit den,

zur Himmelskunde dienenden Instrumenten der Europäer und Amerikaner, als Teleskopen, Chronometern, Barometern u. s. w., eifrigst vertraut zu machen suchten, steht zu erwarten, daß die Astronomie bei ihnen gute Pflege finden wird.

Auch die Arzneiwissenschaft hält, wie aus den bereits früher erwähnten Thatsachen ersichtlich ist, keinen Vergleich aus mit den Erfolgen und Errungenschaften, auf welche die europäischen Universitäten stolz sein können und die allmälig Gemeingut der wissenschaftlichen Aerzte geworden sind. Wir haben mitgetheilt, daß die japanischen Heilkünstler sich in den meisten Fällen glückliche Erfolge durch das Stechen gewisser Körpertheile (Acupunktur) versprechen; diese Methode soll nach den neuesten Nachrichten aus Japan während der Cholera-Epidemie in Jeddo (1859) gute Dienste geleistet haben.

Die Gymnastik oder Turnkunst fand Elgin in Jeddo stark im Schwunge. Wie man überhaupt in Japan eine vernünftige Diät beobachtet, so kommt man der Gesundheitspflege auch durch allerhand Leibesübungen entgegen. Besonders erfreut sich das Turnen bei den Japanern einer umfänglichen Pflege, und ältere wie jüngere Personen sieht man häufig in Gemeinschaft den gymnastischen Künsten obliegen. Unsere Abbildung, welche nach einem japanischen Originale dargestellt ist, zeigt in ergötzlich humoristischer Weise eine Gruppe von Turnenden.

So sehr aber die Turnkunst die sorgsame Pflege verdient, welche man ihr in Jeddo angedeihen läßt, weil sie auf den löblichen Zweck harmonischer Körperkräftigung abzielt, eben so sehr muß sich das Wort des Tadels richten gegen eine Sitte, die zwar durch ganz Japan sich hindurchzieht, in der Hauptstadt Jeddo aber in vollem Flor zu stehen scheint; es sind dies die Schauvorstellungen der Ringer. Ganz wie im alten Rom die reichen Ritter und Patrizier in den Palästren oder Fechterschulen Gladiatoren unterhielten, welche durch den Genuß der nahrhaftesten Speisen und Getränke bei Kräften bleiben sollten, die also gleichsam auf der Mast lagen, so und nicht anders werden in Jeddo zahlreiche Ringer unterhalten, deren Fettmasse bis zu einer unförmlichen Dickwulst allmälig anschwillt. Nur dadurch haben die Schauvorstellungen der Japaner etwas vor den römischen voraus, daß sie nicht wie letztere so viele Menschenopfer fordern, überhaupt nicht jenen rohen, römisch-barbarischen Charakter an sich tragen. Die Vorstellungen finden gewöhnlich in großen Amphitheatern statt, und die Menge folgt mit gespanntester Aufmerksamkeit den reckenhaften Bewegungen und Anstrengungen der kämpfenden Fettklumpen. Unsere Abbilduug stellt nach japanischer Zeichnung zwei Ringer dar, wie sie in Jeddo ähnlich von den Engländern gesehen wurden. Diese Zeichnung zeigt von vielem Geschick in der Darstellung menschlicher Muskulatur, und deutet darauf hin, daß die japanischen Maler die Anatomie keineswegs gänzlich vernachlässigen. Von ästhetischem Genuß, wie er im altklassischen Griechenland bei den isthmischen und nemëischen Kampfspielen in so reichem Maße gewährt wurde, kann selbstverständlich bei den japanischen Fettwanst-Borern nicht wol die Rede sein. Darin aber stimmen diese Ringer noch mit ihren Zunftgenossen im alten Rom

überein, daß ihre Klasse eine der verachtetsten ist; denn seine gesunden Glieder zu Markte zu tragen, erscheint dem Japaner als tiefe, verabscheuungswürdige Erniedrigung. Ebenso stehen auch die Seiltänzer, Gaukler und Schauspieler in schlimmem Rufe.

Ein anderer Zweig japanischer Schauvorstellungen erntete den allgemeinen

Japanische Turner und Ringer.

Beifall der Engländer. Als nämlich Lord Elgin auf den 25. August sämmtliche Kommissionäre, deren Bekanntschaft wir schon oben gemacht haben, zu einem Mittagsmahl eingeladen hatte, erschienen dieselben etwa eine Stunde vor der festgesetzten Zeit in Begleitung eines japanischen Taschenspielkünstlers, um demselben Gelegenheit zu geben, seine Künste vor den hohen fremden Gästen zu produciren. Eine Art Theater war bald hergestellt, wozu man ein Zimmer ge-

wählt hatte, dessen eine Seite nach dem Tempelgarten zu offen war. Stühle und Bänke wurden herbeigeschafft, und Graf Elgin, die Kommissionäre nebst ihren Spionen und zahlreiche Offiziere nahmen daselbst Platz, harrend der Dinge, die da kommen sollten. Der japanische Magier gab sich gleich seinen ägyptischen Collegen ein ehrwürdiges, imponirendes Ansehen; weite seidene Gewänder fielen bis tief auf seine Füße herab. Sein Famulus war ein junger ausgelassener Bursche, der fortwährend auf eine kleine mißtönende Trommel losschlug und außerdem allerlei wunderliche Possen trieb. Der Taschenspieler begann seine Vorstellung mit den gewöhnlichen, oft gesehenen Stückchen, die er recht nett auszuführen verstand.

Die zuschauenden Engländer glaubten schon, hieran sich begnügen zu müssen, als sie vernahmen, es werde nun das große japanische Schmetterlingskunststückchen den hohen Herrschaften vorgeführt werden. Der Magier saß mit gekreuzten Beinen, durch eine Entfernung von etwa zehn Ellen von den Zuschauern getrennt, auf der erhöhten Plattform des Stubenbodens. Hinter ihm stand ein goldfarbiger Schrein, auf welchem der ehrwürdige Fusi-Jama in Blau und Weiß auf glitzerndem Grunde abgebildet war. Aus demselben nahm der Zauberer nun ein Stück Seidenpapier von etwa sechs Quadratzoll; mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit bildete er daraus einen Schmetterling, dessen ausgebreitete Flügel je einen Zoll maßen. Denselben in der Hand haltend, um ihn den Zuschauern zu zeigen, stellte er zwei neben ihm befindliche Lichter so auf, daß er noch im Stande war, einen Fächer mit reißender Schnelligkeit zu schwingen, ohne die Flamme zu berühren. Hierauf versuchte er, durch eine Bewegung des Fächers den papierenen Schmetterling selbst zum Auffliegen zu bringen, eine Operation, welche ihm anfänglich nicht recht gelingen wollte, wahrscheinlich weil ein, wenn auch unbedeutender Luftzug eine Störung der Strömung herbeigeführt hatte. Als er aber den Papierschmetterling in die Höhe geworfen hatte, da entfaltete sich die Thätigkeit des zauberhaften Fächers in seiner anmuthigsten Weise; denn allsogleich schien es, als ob in das papierene Insekt der warme Hauch des Lebens gekommen sei; bald beschrieb das zierliche Ding größere und kleinere Kreise um den Fächer, bald erhob es sich ein wenig, um sich wieder niederzusenken und gleich einer gaukelnden Libelle um die Wasserblume herumzutändeln. Auf einmal flog es wieder weg und kam dann wieder zurück, um sich auf den Fächer niederzulassen. Hätten die Zuschauer nicht gewußt, daß sie es mit einem Kunststückchen zu thun hatten, — das nervöse Zittern der kleinen Flügel hätte sie vermögen können, den Schmetterling für lebendig zu halten.

Dies war der erste Theil der anmuthigen Fächerproduktion, die zweite Abtheilung sollte noch bei weitem mehr überraschen. Hatte der „Zauberer" vorher seine Künste nur mit einem Schmetterling ausgeführt, so sollten jetzt zwei auftreten und ihr luftiges Gaukelspiel beginnen. Anfänglich erhoben sie sich mit einander und kreisten um den Fächer, dann flog der eine zu dem andern hinüber beide entfernten sich, als wollten sie einander fangen, und kehrten endlich wieder.

In einem prächtigen Porzellangefäße, welches in der Nähe ſich befand, ſtand eine friſchblühende Pflanze; gehorſam den leiſeſten Bewegungen des Zauberfächers neigten ſich beide nach der Pflanze nieder, trieben ihr ſchalkhaftes Spiel um die grünen Blätter, ſenkten ſich in den Kelch der Blüten, küßten einander und mieden ſich wieder wie neckend. Als der Magier, den ein lauter Beifall ehrte, ſeine Vorſtellung beendigt hatte, ging er bis vor an die Brüſtung der „Bühne", und während er langſam vorſchritt, zogen in der Luft die Schmetterlinge von Papier ſeinem zaubermächtigen Fächer nach.

Japaniſche Theater-Masken.

Die dramatiſche Poeſie in Japan iſt noch ſehr dürftig und demgemäß ſind auch die Darſtellungen in den Schauſpielhäuſern nicht geeignet, den äſthetiſchen Geſchmack zu läutern und zu bilden. Soviel wir über die Stoffe wiſſen, welche zu einem Drama verwendet werden, ſo ſind dieſelben faſt durchweg gleichartig und behandeln in der Regel abenteuerliche Geſchichten von Beleidigungen und ſchrecklicher Rache.

Als Lord Elgin bei ſeinen Streifzügen durch Jeddo an einem Gebäude

vorbeikam, das halb wie Theehaus, halb wie Theater aussah, scholl ihm aus dem Eingang desselben ein unharmonisches Geklingel allerhand musikalischer Instrumente entgegen, das mit seinen europäischen Anschauungen von Musik durchaus nicht in Einklang stand. Dies hielt ihn jedoch nicht ab, sammt seinen Begleitern zu untersuchen, wie man in Jeddo auf den „Bretern, die die Welt bedeuten", sich wol bewegte. Er gelangte alsobald in den inneren Raum. Drei Reihen Sitze umgaben vorn und zu beiden Seiten den Kreis oder die Bühne, worauf drei Personen in äußerst barocker Kleidung herumtanzten, indem sie die seltsamsten Töne ausstießen, weder menschliche noch thierische, obgleich man aus den Thierköpfen, die sie als Masken trugen, fast schließen mußte, sie wollten durch ihr Schreien, Grunzen und Springen dem Publikum die Bestien oder bösen Geister, welche sie darstellten, wirksam versinnlichen.

Der eine der Schauspieler stellte nämlich einen Drachen, der Andere einen Teufel, und der Dritte einen Löwen vor, — alle drei mythischen oder Phantasie-Gebilden entnommen; denn weder Teufel, noch Drache, noch Löwe gehörten der japanischen Wirklichkeit an. Die Masken waren recht künstlich gearbeitet und die Kostüme nach den reichsten und brillantesten Farben ausgewählt.

Zum Nachtheil der mimischen Wirkung war die Bühne, oder vielmehr der den Acteurs gewidmete Raum, nicht erhöht, sondern nur durch ein niedriges metallenes Gitter von den Zuschauern getrennt. In der Mitte dieses Rundtheiles befand sich eine hohe lackirte Stange, welche ein vergoldetes, schirmartiges Dach trug, das rundum mit Adlerkrallen von Gold wie mit Fransen behangen war und den doppelten Zweck erfüllte, die Schauspieler sowol vor den Sonnenstrahlen als vor fallendem Regen zu schützen. Die amphitheatralisch aufsteigenden Zuschauersitze waren in gleicher Absicht genügend mit einem Dach versehen; im Uebrigen ging das Schauspiel „al fresco" vor sich, d. h. die Darsteller blieben in einer gerader Linie in Front stehen und traten nicht in Gruppen zusammen.

Das „kunstsinnige" Publikum mochte vielleicht aus zwei- bis dreihundert Menschen bestehen, aus denen sich die Frauen durch ihren reichen und prächtigen Kleiderschmuck ganz besonders hervorhoben. Die Vorstellungen beginnen sehr häufig gegen Mittag und dauern ohne nennenswerthe Unterbrechung bis 9 Uhr Abends. Während dieser langen Zeit werden, wie wir bereits früher erfahren haben, gewöhnlich drei Stücke gespielt, aber nicht eins nach dem andern, sondern einzelne Abtheilungen von jedem eingeschachtelt in das andere, wie die Kapitel eines Romans. Diese Einrichtung gestattet Jedem, sein Lieblingsstück zu sehen, aber in einigen Absätzen oder Pausen, zwischen denen man sich entfernt, um Thee oder Saki zu trinken oder irgend etwas Anderes vorzunehmen. Nicht selten benutzen auch die Damen diese Pausen, um in einem eigens dazu reservirten Gemach, in welchem die Dienerinnen mit verschiedenen Gewändern warten, sich umzukleiden und so „neuverjüngt" auf ihren Platz zurückzukehren, wo sie sich siegesbewußt der Musterung der Herren und noch mehr der Damen aussetzen.

Die Engländer sahen eine Weile den wunderlichen Grimmassen und den geschmacklosen Darstellungen zu, von denen sie um so weniger befriedigt wurden,

als Niemand von ihnen ein Wort Japanisch verstand, und waren froh, als sie das Haus sammt seinen bunten Insassen hinter sich hatten.

Als die Zeit zur Abreise von Jeddo herangekommen war, schickte der Kaiser an Lord Elgin und die Gesandtschaftsglieder eine Anzahl Geschenke, welche man in einem Tempel aufgestellt hatte. Der schönste Artikel war eine Storchengruppe, fein in Silberarbeit ausgeführt, gegen 18 Zoll hoch, mit ausgesuchter Zeichnung. Dies war für Lord Elgin bestimmt. Die übrigen erhielten eine Anzahl Seidenrollen. Dieselben sind gewoben von Adeligen, welche auf die Insel Fatsizio verbannt sind. Commandeur Ward, der die Dampfyacht befehligt hatte, wurde mit einem Porzellanpfeifenkopf und einem Schränkchen beschenkt. Das Eigenthümlichste der Geschenke waren aber unstreitig die Staatskleider. Der Lord war mit gegen 30 solcher weiter, schwerer und warmer Kleidungsstücke beladen. Er glaubte, diese Geschenke wenigstens einigermaßen erwiedern zu müssen und ließ, was sich dazu eignen konnte, von dem „Furious" holen: Flanell, Leinwand, Seife, Chokolade ꝛc.

Der 26. August, der Tag der Unterzeichnung des Vertrages, stellte viel Arbeit in Aussicht. Eine ungemeine Geschäftigkeit entwickelten die Japaner; Beamte mit ihren „kleinen Bills" liefen hin und her, Besucher kamen, um einen letzten Blick auf die englischen Fremdlinge zu werfen, Diener und Spione (alte Bekannte) drängten sich herzu, und auch auf englischer Seite war mehr Regsamkeit als gewöhnlich. Die Unterzeichnung des Vertrags selbst war eine sehr feierliche und ernste Arbeit: die verhandelten Gegenstände wurden in holländischer, japanischer und englischer Sprache ausgearbeitet, und auf jede solche Kopie kamen die Unterzeichnungen Elgin's und der sechs Kommissionäre. Die Japaner malten schreckliche Hieroglyphen, die ihre Namen vorstellen sollten, auf das Papier; etliche, Freund Higo an der Spitze, fuhren einfach mit ihrem Pinsel darüber hin, vollkommen unbekümmert, welche Meinung man sich in England von ihrer Handschrift bilden möge. Der Vertrag selbst ging in der Hauptsache darauf hinaus, daß vom Jahre 1862 an die englischen Schiffe in jedem Hafen Japans landen dürften, und daß die britische Regierung von da ab durch eine stehende Gesandtschaft vertreten werden solle. Nach der Unterzeichnung ward ein Banquet im Namen des Kaisers veranstaltet, und Lord Elgin sprach in den wärmsten Worten sein Bedauern aus, daß er ihn nicht habe empfangen können, daß er ihm aber Glück, Heil und Segen für alle Zukunft wünsche. Kurz darauf erfuhr er, daß seine Majestät der Tai-kun incognito seinen Abschied genommen hatte von den häuslichen und politischen Sorgen dieser schnöden Welt (etwa gegen die Zeit der Landung in Jeddo), und daß er wol jetzt im ewigen Reiche glücklich sei in der Betrachtung des „Xim", welches da ist der Anfang aller Dinge.

Lord Elgin gab nun in aller Form an die Kommissionäre die Yacht, um sie dem Kaiser zu überbringen. Darauf ward die englische Flagge herabgenommen, und empor stieg die rothe Kugel auf weißem Grunde, das Zeichen für die Forts

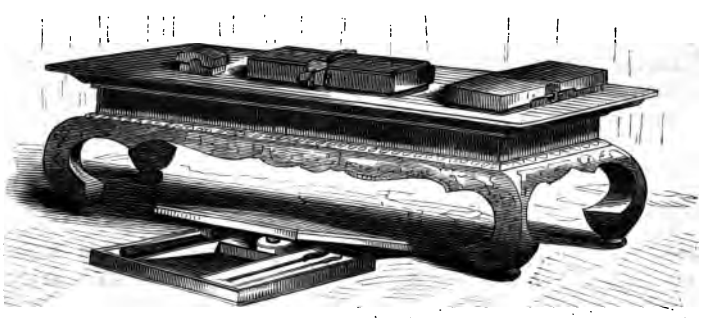
zum Salutiren. Der dumpfe Donner, der allsobald über die blauen Gewässer der Bai rollte, und das laute Geschrei der Menge zeigte, wie gut das Signal beobachtet war.

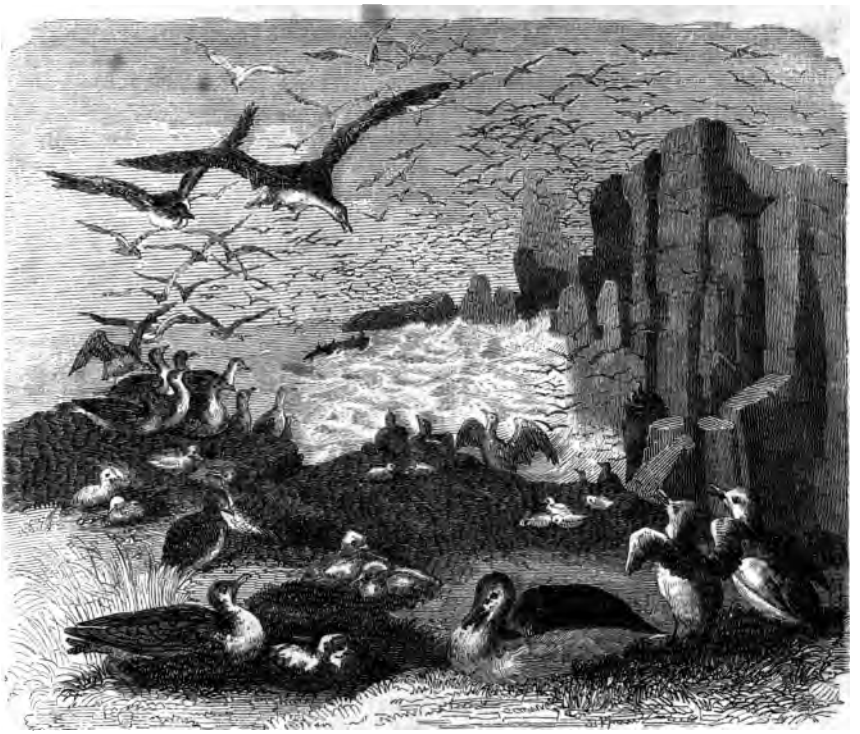
Mit vollkommener Genauigkeit feuerten die einheimischen Kanoniere 31 Salutschüsse, mit einem Zwischenraum von 10 Sekunden zwischen jedem. Das Wetter war mild, die Bai war belebt mit Lustgondeln. Darauf ertönte die laut dröhnende Antwort der 68 Pfünder auf der „Retribution" und dem „Furious", und die Yacht ging langsam unter Segel, befehligt von einem japanischen Kapitän, und trotz der complicirten Maschinerie nur von japanischen Matrosen bemannt. Damit fuhren die Fahrzeuge stolz dahin, bewundert von allen Zuschauern; die Ufer der Bai waren vom Volk umsäumt; bunte Flaggen flatterten im Winde; Hunderte von Barken flogen hin und her auf den ruhigen Wassern des Meerbusens, und als prächtiger Hintergrund dieses Gemäldes hob sich in die blaue Luft der Fusi-Jama, der gewiß noch nie zuvor ein ähnliches Schauspiel gesehen hatte, seit sein majestätisches Haupt emporragt über die Metropole von Dai Nippon.

Kapitän Barker hatte darauf noch ein Fest für die Kommissionäre an Bord der „Retribution" veranstaltet; dann ging man aus einander und sagte sich ein letztes Lebewohl.

Als der Tag mit seinen Freuden verrauscht und die Nacht hereingebrochen war, da hatte der Mond den Thron des Himmels erstiegen und übergoß mit seinem silbernen Lichte die Landschaft; die fichtenbewachsenen Felsen, die herein ragten in die dunkelblaue Flut, erglänzten in magischem Lichte; die blauen Lichter der Nock-Naa warfen ihren melancholischen Schein auf die weiten Festungswerke; die Wellen rauschten und plätscherten mit dumpfem Klang an die Planken der Schiffe, als sängen sie das Abschiedslied; in tiefem Frieden lag die gewaltige Stadt des Tai-kun, — — es war die letzte Nacht in Jeddo!

Am andern Tage steuerten die Engländer über China der Heimat zu.





Naturgemälde von Japan.

Wir haben bisher die manchfachen Berührungen verfolgt, welche zwiſchen Japan und dem Auslande ſtattfanden. Bei dem zähen Abſperrungsſyſtem jenes Reichs ſahen wir meiſt jeden Fremden zurückgewieſen, ſobald er es wagte, die enggezogene Grenzlinie nach dem Innern zu überſchreiten. Unſere Kenntniß von der Naturbeſchaffenheit des Innern Japans ward deshalb ſelbſt durch die großartig armirten Geſchwader nur unbedeutend erweitert, bei deren Expeditionen wir eingehender verweilten, und es wird darum unſern Leſern gewiß erwünſcht ſein, wenn wir aus den Materialien, die vorzüglich deutſche Forſcher dem verſchloſſenen Reiche mühſam abgerungen, ein Naturgemälde Japans entwerfen, das ſie vom mevenbelebten Strande an durch das Kulturland hinaufgeleitet bis zu den rauchenden Spitzen der bewaldeten Gebirge, und das ihnen gleichzeitig zeigt: welche Schätze einerſeits das Inſelreich möglichenfalls dem Auslande bieten, oder welche vorhandenen Mängel der Handel andererſeits ins Auge faſſen könnte, um danach die Gegenſtände der Einfuhr zu wählen.

Das Meer von Japan.

Thierleben im Meere von Japan. Tang-Arten. Fliegende Fische und ihre Feinde. Seeadler und Rabenfisch. Seehahn, Gabelfisch u. s. w. Seevögel. — Walthiere. — Walfischfang und Walfischbenutzung. — Fischerei. — Vertheilung der Fische. — Küstenfische. — Feiki-Krabben. Lippfisch. Pelor. Drachenkopf. Seebarben. Klippfische. — Thunfisch- und Sardellenfang. — Tripang und Sepienfang. — Fische der Flußmündungen. — Schiffbau. — Robben. — Fischspeisen. — Perlen- und Muschelfischerei.

Das Meer von Japan ist zwar übel berüchtigt wegen seiner furchtbaren Teifuns und wegen häufiger Nebel, es hat aber auch seine Schönheiten, die dem aufmerksamen Reisenden manchen Genuß bereiten. Für die Inseln, deren Ufer es bespült, wird es vollends zu einer unversiegbaren Schatzkammer, aus welcher Millionen von Menschen die tägliche Speise und vielfältiger Segen quillt.

Mitten zwischen den kühleren Seen von Ochotzk und Kamtschatka und dem vom senkrechten Sonnenstrahl gewärmten Sundameer, sowie dem chinesischen gelegen, wird das japanische Meer ebenso von den animalischen Bewohner der erstern wie von denjenigen der letztern besucht. Es wird hierbei besonders durch den mehrfach erwähnten Strom warmen Wassers begünstigt, welcher von Süden und Südosten her kommt und im Ocean ein Abbild des Atlantischen Golfstroms abgiebt. Der nordische Wal begrüßt hier gelegentlich seinen Verwandten aus der Südsee, und die bunten, in den lebhaftesten Farben strahlenden Fische der Tropenzone mischen sich zwischen die zahllosen Schaaren der weniger ansehnlichen, aber wegen ihres Fleisches geschätzteren Arten der gemäßigten Breiten. Jenes gleichzeitige Auftreten südlicher und nördlicher Formen, durch welches die ganze organische Schöpfung des japanesischen Inselreichs gekennzeichnet wird, zeigt sich dem kundigen Auge bereits in den Bewohnern des Meeres.

Der Schiffer trifft zwar auf viele Fischgestalten, welche jenen in der europäischen Heimat auf den ersten Anblick zu gleichen scheinen, bei näherer Prüfung ergeben sich dieselben aber gewöhnlich als nahestehende Abarten derselben, die zwischen den europäischen und amerikanischen die Mitte halten. Dasselbe Gesetz wiederholt sich in der Pflanzenwelt, sowie in den höhern Thierformen des Landes.

Solange das Schiff des Reisenden von frischem Winde getrieben durch die wellenbewegte Flut dahinzieht, kommen verhältnißmäßig weniger Meeresthiere dem Forscher zu Gesicht. Sie ziehen sich mehr in die ruhigern Tiefen zurück und viele fliehen das Fahrzeug des Menschen. Die bekannten Meersäugethiere: die Arten des Delphingeschlechts, denen der Schiffer im Atlantischen Ocean begegnet, unterbrechen auch hier die Einförmigkeit der Fahrt. Zu zwanzig und mehr hinter einander in einer Reihe schwimmend und wellenförmig emporschnellend, kreuzt ein Schwarm gemeiner Delphine (Delphinus Delphi) der Kurs des Schiffes,

weiterhin ist eine Schaar Grinde (Phocaena globiceps), vielleicht gegen hundert, auf dem Sepienfang beschäftigt und tummelt sich in munteren Sprüngen. Von eigentlichen kleinern Fischen, von Mollusken und Strahlenthieren ist bei bewegter See nicht viel zu bemerken.

Anders gestaltet sich das Bild, sobald Windstille eintritt. Die See ebnet sich zum glänzenden, klaren Spiegel und die Gestalten der Tiefen steigen herauf zum rosigen Licht, sich der erwärmenden Strahlen der Sonne zu erfreuen. Unabsehbare Schwärme von glitzernden Quallen und Holothurien treiben an der Oberfläche, schreiende Meven und Seeschwalben folgen dieser wandernden Speise. Fischzüge, aus Scomber-Arten oder aus Verwandten des Herings und der Sprotte (Clupea kowal, C. micropus, C. melanosticta, C. stoma) bestehend, unzählig in Bezug auf die Menge ihrer Individuen, passiren vorbei. Der bissige Spret (Sphyraena nigripennis, Sph. obtusa), blau und weiß schillernd, jagt ihnen in pfeilgeschwinden Wendungen nach, und fordert für seinen unersättlichen Magen von den schwächern Geschlechtern tyrannisch die Zehnten ein.

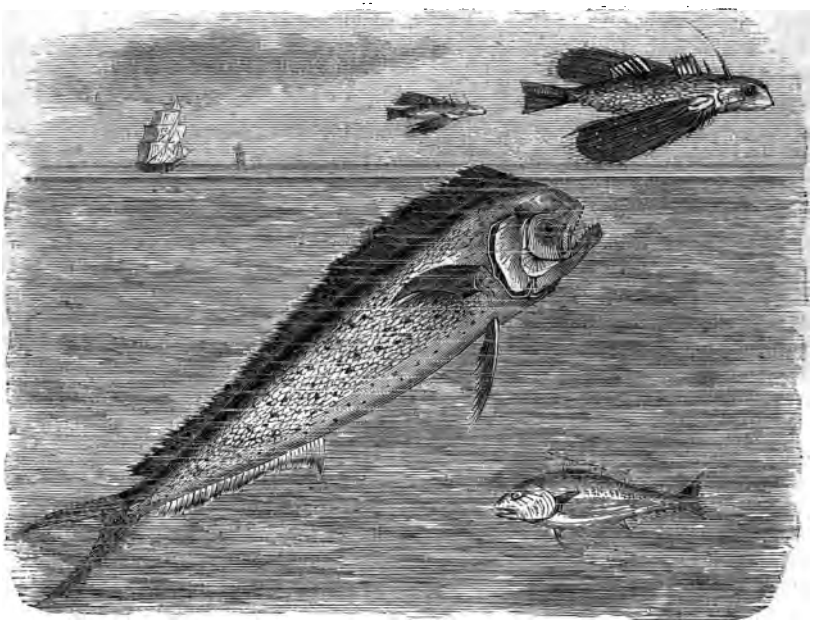
Weiterhin gelangt das langsam treibende Schiff in eine Schaar Seeschlangen (Hydrophis colubrina, pelamis, striata), die regungslos an der Oberfläche des Wassers zu schlafen scheinen. Vielleicht haben sie kurz zuvor bei einem Fischheere überreiche Nahrung gefunden und pflegen gegenwärtig in ähnlicher Weise des Verdauungswerkes, wie ihre Verwandten auf dem Lande solches nach erfolgter Sättigung thun. So sehr sie wegen ihres Giftes zu andern Zeiten mit Recht gefürchtet werden, kann der Matrose jetzt es wagen, sie mit dem Schöpfeimer auf das Verdeck zu ziehen und mit den Händen zu fassen.

Eine riesige Lederschildkröte (Sphargis mercurialis) zieht durch den dichten Schwarm hin und erweckt das Gelüst der Mannschaft nach ihrem wohlschmeckenden Fleische. Bei ihrer Länge von 6 Fuß und einem Gewicht von 10—16,000 Pfund, das sie mitunter erreicht, würde sie auch für die ganze Bemannung selbst des größten Seefahrzeuges ausreichen.

Wir begegnen jetzt dem mehrerwähnten schwimmenden Tang, der für den ersten Anblick an die großartigen Tangmassen des Atlantischen Oceans erinnert. Ein genaueres Ansehn zeigt aber auch hier, trotz aller Aehnlichkeit, das vorhin erwähnte Gesetz. Da lange Jahre hindurch das Innere des japanischen Reichs dem Forschereifer der Europäer verschlossen war, so richtete sich die Aufmerksamkeit um so angestrengter auf diese Gewächse des Meeres. Zahlreiche Arten derselben sind in den europäischen Herbarien aufbewahrt, in den wissenschaftlichen Sammelwerken abgebildet und beschrieben. Die meisten derselben gehören zu den Abtheilungen von Sargassum und Cystoseira, zu denen auch der Beerentang des Atlantischen Oceans gehört. Schon in der äußern Tracht weichen sie aber von jenen ab. Während die Fruchtträger unserer Sargassen sich traubig oder rispenförmig verästeln und in den Blattwinkeln dicht beisammenstehen, sind sie bei denen im japanischen Meere einzeln vorhanden. Außerdem zeigt auch der Bau der Früchte wesentliche Unterschiede.

Die dunkel olivenbräunlichen Tangmassen, vorzüglich den Gattungen

Sphongocarpus, Kalochloa, Myagropsis und Carpacanthus angehörend, bieten bei genauerem Anſchauen mancherlei zierliche Formen, viele von ihnen ſind mit dornenförmigen Auswüchſen beſetzt. Eine Art der letztern Gattung (C. trichophyllus) trägt an dem dreiſeitigen Stengel haarförmig gefiederte Blätter und krönt auch die kugeligen Luftbehälter, mit deren Hülfe ſie ſich ſchwimmend erhält, mit einem Fiederblatt. Bei dem Dotter-Tang (Myagropsis camelina) gleichen die Luftbehälter durch ihre kugelig-birnenartige Geſtalt, ihre Größe und die aufgeſetzten Spitzchen völlig den Schötchen unſers Leindotters.



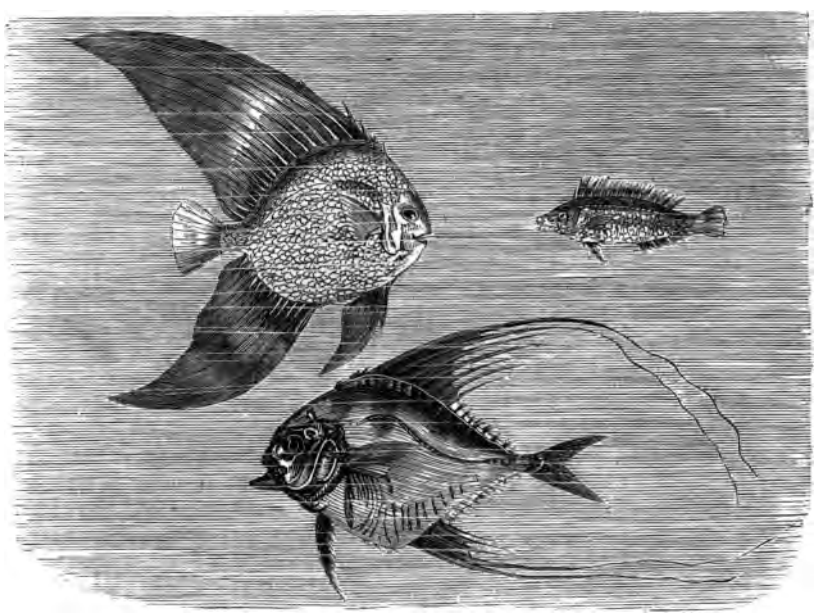
Fliegende Fiſche (über dem Waſſerſpiegel), Dorade (der größere Fiſch), die Bonite (unten rechts).

Wunderlich geſtaltete winzige Krebſe und noch kleinere Polypen bewohnen dieſe ſchwimmenden Tangmaſſen. Prächtig geſtreifte Fiſche (Cheilodactylus zonatus) und Mollusken mit ſchöngefärbten oder wunderbar gewundenen Gehäuſen ſpeiſen von denſelben und werden ihrerſeits wieder von gefürchteten Zahnbraſſen (Dentex griseus, D. setigerus), oder den mit ebenſo kräftigem Gebiß verſehenen, aber ungleich ſchöner gefärbten Goldbraſſen (Chrysophrys cardinalis, C. aries, C. longipinnis etc.) verfolgt und zerfleiſcht.

Roſenrothe fliegende Fiſche (Actyloptera orientalis), die ſehr großen röthlichen Floſſen mit olivenfarbenen Punkten wie mit Perlen beſetzt, ſchnellen

sich über die Oberfläche des Wassers empor, von ihren Verfolgern, den gefräßigen Doraden (Coryphaena japonica) und Boniten (Thynnus thunnina; siehe nebenstehende Abbildung unten rechts) gepeinigt, die sie in dichten Schaaren umzingeln. Durch ihre Freßgier werden die Räuber aber selbst leicht des Menschen Beute und schnappen nach dem vorgeworfenen Köder, der den Angelhaken verbirgt. Die goldglänzende Dorade hat ein wohlschmeckendes Fleisch und erreicht bei einer Länge von 3 Fuß bis 20 Pfund Gewicht.

Das Sprüchwort: „Stumm wie ein Fisch!" kennt nur der Bewohner des Binnenlandes, der Schiffer dagegen vernimmt zuweilen aus dem Schooße des



Fledermausfisch (oben links); Junkerfisch (oben rechts); Spiegelfisch (unten).

Meeres herauf ein eigenthümliches Brummen und zwischendurch scharfes Pfeifen; er weiß, daß eine Schaar Seeadler (Sciaena japonica) vorbeipassirt. Jene Töne werden mitunter noch droben gehört, wenn die Fische sich in einer Tiefe von 20 Klaftern befinden. Der Fisch, welcher sie hervorbringt ist aber auch kräftig und ansehnlich genug, wiegt bei einer Länge von 5—6 Fuß bis gegen 60 Pfund und soll mit einem Schwanzschlage einen Mann aus dem Boote werfen können, in das man ihn beim Fange gezogen. Viel kleiner (2—3 Fuß) ist sein naher Verwandter, der Rabenfisch (Corvina sina), von dem der Roggen als vorzügliche Leckerei geschätzt wird.

Ist die Aufmerksamkeit des Schiffers einmal auf die Tiefe des Meeres gerichtet, in welche ihm die spiegelglatte Oberfläche einen weitdringenden Blick gestattet, so sieht er Gestalten vorbeiziehen, welche durch die Absonderlichkeit ihrer Formen und ihrer Farbenpracht ihn in eine Zauberwelt versetzen. Der rosenroth und bräunlich gezeichnete Seehahn (Trigla Bürgeri, Tr. hemisticta) verbreitet ein phosphorisches Licht. Der Gabelfisch (Poristedion orientale), zwar weniger lebhaft gefärbt, aber durch einen gabelförmigen Hornfortsatz an der Stirn ausgezeichnet, ist mit der Jagd auf Quallen beschäftigt. Der Spiegelfisch (Blepharis indicus) schießt in blitzschnellen Wendungen wie ein lebendiger Edelstein oder ein Lichtfunke vorüber, und wird dabei von den langen und dünnen Flossenstacheln, die ihm den Namen „Schusterfisch" verschafften, wie von Fäden umspielt. Die Cepola Krusensterni schlängelt sich gleich einem rosenrothen Bande vorüber, einem hellblauen Bande ähnelt der Halbkieferhecht (Hemiramphus sagori), der durch seine sehr langen, zugespitzten Kiefern sonderbar auffällt, einem Silberstreifen gleich schießt der Degenfisch (Trichiurus lepturus) vorüber. Der Kropffisch (Tetraodon), der in zahlreichen Arten das japanische Meer bewohnt, der braungewölkte Fledermausfisch (Platax vespertilio), der mit einem sonderbaren Stirnstachel versehene Lophotes Capelli, dessen rosenrothe Rückenflossen sich von dem hellblauen Körper des Fisches angenehm abheben, die mit scharfen Stachelstrahlen versehene Bindenmakrele (Equula nuchalis), welche die Fähigkeit besitzt, ihr Maul rüsselartig weit vorstrecken zu können, der schwerfällig schwimmende Mondfisch und zahlreiche andere Gestalten wechseln mit dichten Schaaren von kleineren Fischen, die dem wohlschmeckenden Anschovi ähneln (Engraulis japonicus), und denen der japanische Fischer nachstellt.

Der Horizont scheint bei glatter See sich bedeutend erweitert zu haben. Der schnellfliegende Fregatvogel verliert sich in unabsehbarer Ferne. Der schwerer gebaute Albatros zieht vorüber, Raubmeven lassen ihr scharfes Geschrei zwischen dem helleren Pfeifen der Seeschwalben hören. Die auguriſchen Tropikvögel umschwirren den Mast des Schiffes und Sturmvögel haschen halb fliegend, halb schwimmend nach kleineren Seethieren. Dicht am Steuer lauert der gefürchtete Hai, neben ihm sein treuer Begleiter, der Lootsenfisch. Schiffshalter haben sich vielleicht, dem Reisenden unbemerkbar, mit ihrem Kopfschild an die Unterseite des Fahrzeuges angeklammert und reisen als blinde Passagiere neben Enten- und Tulpenmuscheln mit. In der Ferne aber künden die aufsteigenden Wasserstrahlen größere Walthiere an.

Schon längst, ehe die Spekulation der amerikanischen und englischen Seeleute sich auf die Wale des Meeres von Japan richtete, waren diese Thiere ein Gegenstand des Interesses und der Jagd für die Bewohner von Nippon und der benachbarten Inseln. Am ergiebigsten war der Fang an den Küsten der Insel Firato und bildete ein wichtiges Regal des dortigen Fürsten. Die günstigere Zeit zum Fange der Walthiere ist der Winter. Die großen Geschöpfe folgen dann den nach Süden ziehenden Quallenschwärmen und gelangen so in

mildere Breiten. Die Erlaubniß zum Fange während dieser Periode ward gewöhnlich von größern Gesellschaften dem Fürsten für 120,000 Thaler abgekauft. Die in der übrigen Zeit gefangenen Thiere werden nach ihrer Größe besteuert. Es sollen in der Nähe jener Insel alljährlich von den japanischen Fischern 250 — 300 Wale gefangen worden sein. Wie schon erwähnt, kommen mehrere Arten jener riesigen Geschöpfe hier gleichzeitig vor. Der eigentliche nordische Wal ist selten, häufiger dagegen sein Verwandter aus der Südsee, der Südseewal (Balaenodea australis), der ihm an Länge nachsteht und bei dem der Kopf nur etwa ein Viertheil der Körperlänge beträgt. Auch der Rorqual (Balaenoptera antarctica) ist nicht selten und die Japaner unterscheiden sogar drei Spielarten desselben, die sie mit besonderen Namen benennen.

Man fängt in Japan den Wal nicht blos des Thranes und Fischbeins wegen, wie es sonst Gebrauch ist, sondern betrachtet ihn als höchst wichtigen Fleischlieferanten. Die Art, ihn zu fangen, weicht deshalb auch von der anderwärts gewöhnlichen ab. Größere Schiffe mit Thranfässern, Vorrath an Lebensmitteln für längere Zeiten und allen zum Fange nöthigen Geräthschaften, wie solche bei den Völkern Europa's und in den Vereinigten Staaten Nordamerika's ausgerüstet werden, giebt es in Japan nicht. Die erwähnten Fischergesellschaften Japans ziehen mit einer Anzahl von etwa 25 kleinern und 8 größern Fahrzeugen auf den Fang aus. Die kleinern sind offene Boote von 25—30 Fuß Länge, mit 8 Rudern versehen und mit 11—13 Mann besetzt. Sie dienen zur eigentlichen Jagd und führen Harpunen und Wurfspieße. Die größern dagegen besorgen vorzugsweise den Transport der Walfischnetze, welche, ihrer Beute entsprechend, riesige Ausdehnungen besitzen. Ein solches Netz ist entweder aus Reisstroh oder aus den Fasern der in Japan häufigen Besenpalme (Chamaerops excelsa) gearbeitet, hat eine Tiefe von mehr als 100 Fuß und eine Länge von 900 Fuß, so daß ein einziges schon eine Schiffslast ausmacht. Mit diesen Riesennetzen sucht man das angeworfene Thier zu umstricken, hindert sein Entkommen und schleift es schließlich mit demselben der Küste zu. Auch Meerschweine (Delphinus Delphi) und andere Delphinarten werden bei solchen Gelegenheiten mit gefangen und nach den Fischerdörfern transportirt. Die letztgenannten ungenießbaren Walthiere benutzt man gemeinschaftlich mit den Abfällen vom Walfisch zur Herstellung von Thran.

Das Walfischfleisch dient in Japan allgemein zur Speise; dasjenige vom Südseewal soll wie grobes Ochsenfleisch schmecken und wird entweder frisch gekocht oder eingesalzen genossen. Letzteres soll das schmackhaftere sein. Der Speck bildet einen japanischen Leckerbissen; er wird eingesalzen und in dünne Scheiben geschnitten und ähnelt dann im Geschmack eingesalzenen Oliven. Die gereinigten und gekochten Eingeweide liegen, monströsen Würsten ähnlich, in jeder Garküche zum Verkauf aus; selbst die Finnen werden verzehrt; ja, Oberst von Siebold versichert, daß man in Japan sogar die frischen Barten in besonderen Anstalten raspele, mit Pflanzensäften roth, gelb oder blau färbe und als Salat verwende! Von dem Geschmack derselben theilt er freilich nichts Näheres mit. Mit den beim

Thransieden übrig bleibenden Grieben bereiten sich ärmere Bewohner noch eine Mahlzeit. Die Walfischknochen verwendet der Landmann zum Düngen der Felder, ja er gießt auch gelegentlich Thran, den er sonst als Brennmaterial in den Lampen schätzt, auf das Reisfeld, sobald letzteres vom Wurme bedroht wird. Die Sehnen werden von den Baumwollenarbeitern gesucht, um daraus die Saiten der Fachbögen beim Auflockern der Baumwolle zu fertigen.

Japan ist ein Inselreich; schon deshalb sind seine Bewohner auf die Ausbeute der See hingewiesen. Die Küste der zwölf größern Inseln mag schon gegen 1900 Meilen betragen, außerdem zählt man aber gegen 3500 kleinere Eilande und Felsen, die aus den Fluten emporragen. Die religiösen Anschauungen und die allgemeine Sitte verbieten den bei uns üblichen Genuß des Fleisches der Hausthiere. Selbst die Milch wird als „weißes Blut" verabscheut, Wild ist nur selten zu erlangen. Die Fische bilden deshalb fast die einzige Fleischkost des ganzen Reiches und man kann rechnen, daß mindestens der dritte Theil der täglichen Mahlzeiten aus Fischspeisen besteht und sich gegen 25 Millionen Menschen von Seethieren ernähren. Schon die Ureinwohner des Landes waren eifrige Fischer, und die Kunst, die verschiedenen Geschöpfe des Oceans ihrem schützenden Elemente zu entrücken, hat hier einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht. Mit besonderer Geschicklichkeit versteht man die Fangarten den verschiedenen Lebensweisen der Fische und sonstigen Seethiere anzupassen.

Es gilt im Meere in Bezug auf die Vertheilung der organischen Wesen ein verwandtes Gesetz wie bei der Vertheilung derselben auf dem Festlande in senkrechter Erhebung. Je weiter entfernt von der Oberfläche des Oceans, je tiefer hinab in die Salzflut, desto spärlicher scheinen die Formen, desto geringer die Zahlen der Individuen zu werden; je näher der Oberfläche, je näher also der Küste, desto manchfaltiger und zahlreicher treten sie auf. Leicht möglich ist freilich, daß wir durch die Schwierigkeiten, welche die Erforschung der Meerestiefen verursacht, in jener Ansicht unterstützt werden. Am Strande, zwischen den zerklüfteten Felsen und in der Nähe von Bänken klammern sich die Meerestange mit ihren Saugscheiben massenhaft fest und stellen olivenfarbige, dunkle, submarine Waldungen dar. Hier heften sich Muschelthiere und Seeigel an, hier der korallenerzeugende Polyp. Ihnen wirft die Brandung reichliche Speise zu. Den Tangwiesen nahen Schaaren von Butterfischen (Gunellus nebulosus), die sich von dieser Pflanzenkost nähren, und es ohne Gefahr ertragen, wenn die zurückweichenden Wogen sie geraume Zeit am Lande zurücklassen. Etwas Feuchtigkeit genügt den Lampreten ähnlichen Thieren, ihr Leben bis zur Rückkehr der Flut zu fristen. Andere Fische, welche die vom Winde aufgeregten Wellen ans Land schleuderten, sterben dagegen bald ab und locken zahlreiche Krebsthiere, Krabben und Seespinnen zum Fraße herbei.

Besonders ziehen unter diesen die Feike-Krabben (Dorippe callida, sima, quadridens) die Aufmerksamkeit der Japaner auf sich. Die manchfachen Erhebungen, Vorsprünge und Vertiefungen, welche das Rückenschild dieser Thiere zeigt, bieten selbst einer weniger lebhaften Phantasie Vergleichungen mit mensch-

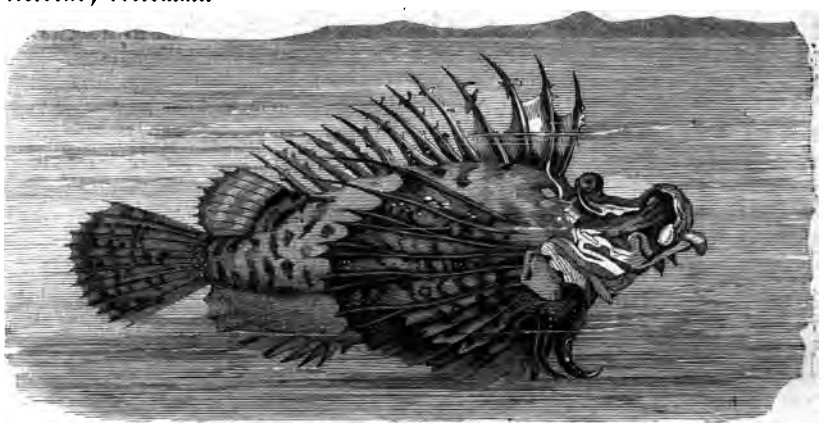
Die Schiffswerft bei Simoda.

lichen Physiognomien. Dies, in Gemeinschaft mit dem streitbaren Wesen der bissigen Thiere lassen die Feike-Krabben den japanischen Fischern als die verwandelten Feike-Krieger erscheinen, welche einst in den Wellen des Meeres ihren Tod fanden. Es war im Jahre 1185, als ein blutiger Bürgerkrieg das Inselreich zerfleischte. Die beiden Häuser der Genji und Feike befehdeten sich um die Thronfolge. Nach einem blutigen Treffen, welches die letztgenannte Dynastie verlor, flüchtete sich der Rest der Kämpfer in die Boote, weil jeder andere Ausweg abgeschnitten war. Da sie auch hier von der Uebermacht umzingelt wurden, sprang die Pflegemutter des achtjährigen Mikado Antok, des 81. der Herrscher, in die Fluten des Meeres, rufend: „Durch die See will ich dich zu einem Throne bringen, von dem dich kein Feind stoßen soll!" Alle Waffengefährten folgten dem heroischen Beispiele und wurden — setzt die Sage hinzu — in Krabben verwandelt. Unter den zahlreichen krabbenähnlichen Krustenthieren, welche das Meer von Japan bewohnen, ist besonders eine Art wegen ihrer außerordentlichen Größe berühmt geworden. Von dieser Riesenkrabbe sah Lamark Vorderfüße, die so dick waren als ein Mannesarm, und die Brustschalen dieses Thieres sollen mehr als eine Elle breit sein.

Den hartschaligen Krustenthieren, den wohlgeschützten Muscheln und vielgestaltigen Schnecken, welche die Klippen und Untiefen bewohnen, stellen zahlreiche Fischarten nach, die durch ihr kräftiges Gebiß und ihre festen Schlundknochen befähigt werden, selbst eine solche Beute zu überwältigen. Es finden sich deshalb an diesen Stellen die Arten des Lippfisches (Labrus reticulatus, L. japonicus, L. rubiginosus), deren einige schön blau punktirt sind. Die dichten Tanghaufen gewähren ihnen in der Jugend selbst hinlänglichen Schutz vor dem häßlichen Pelor (Pelor japonicum, P. aurantiacum), der mit seinen weit hervorgequollenen Augen und dem schief verbildeten Kopfe aussieht, als sei er zertreten worden, und der durch die langen, sehr scharfen und mit gefährlichen Widerhaken versehenen Flossenstacheln das Abschreckende seines Aeußern noch vermehrt. Der Drachenkopf (Scorpaena neglecta), dem seine, furchtbare Wunden erzeugenden Stacheln den Namen des „Satan" zuzogen, steht ihm an Häßlichkeit wenig nach. Während sich die Junkerfische (Julis poecilepterus; siehe Abbildung S. 293) an die hartschaligen Muscheln und an die, den Seetang abweidenden Seeigel wagen, machen die buntgefärbten Seebarben (Mullus) Jagd auf die kleinern Krusten und weicheren Mollusken und locken dieselben durch ihre fleischigen, Würmern ähnelnden Bartfäden herbei. Eine Art dieses Geschlechts (M. dubius) ist herrlich gelb und roth gestreift, eine andere (M. chrysopleuron) ist purpurn mit köstlichem Goldschimmer. Dabei ist das Fleisch der Seebarben sehr schmackhaft und die Thiere erhalten bei ansehnlicher Größe und starkem Bau ein ziemliches Gewicht. Noch geschätzter ist das Fleisch des bräunlichen Fingerfisches (Polynemus plebejus), dem die weichen, langen und fadenförmigen Strahlen der Brustflossen seinen Namen verschafften und der leicht mit der Angel zu fangen ist.

An Schönheit und Farbenpracht werden die Seebarben noch weit von den Klippfischen (Chaetodon strigatus, Ch. modestus etc.) übertroffen, die um

Klippen und Untiefen, um Korallenriffe und Tangwälder in schnellen Schwenkungen in Schwärmen ihr Wesen treiben. Mit Recht hat man sie die „Kolibris des Meeres" genannt. Ihr seitlich plattgedrückter Körper zeigt einen fast scheibenförmigen, kreisrunden Umriß und funkelt in den lebhaftesten und buntesten Farben. Das reinste Roth, Blau, Gelb, Sammetschwarz kommt bei ihnen vor. Die einen zeigen dunkele Flecken oder Augenringe auf Goldgrund, die andern auf Silber. Ihnen ähnelt der Sonnenfisch (Zeus nebulosus), dessen Fleisch als besondere Leckerei gilt, der aber nur einzeln, gewöhnlich in den Meeresströmungen treibend, vorkommt.



Der Pelor.

Durch ihr massenhaftes Auftreten wird für den japanischen Fischer die japanische Makrele (Scomber pneumatophorus) wichtig. In noch größerer Ausdehnung wird der Fang des Thunfisches und der Sardellen getrieben. Von den weniger schmackhaften Hosika-Fischen (einer Sardellenart) fängt man mitunter solche Mengen, daß man sie als Düngemittel auf den Feldern und in den Gärten verwendet. Der japanische Thunfisch- und Sardellenfang kann in Bezug auf seine Großartigkeit sehr gut unserm Herings- und Kabeljaufang an die Seite gestellt werden. Nicht nur, daß förmliche Fischerflotten in eigens dazu eingerichteten Schiffen (Katsuwa fune) auf den Fang ausziehen, es sind auch in den Fischerdörfern eigene großartige Anstalten getroffen, die eingebrachte Beute zuzubereiten. Die Thunfische werden in Stücke zerschnitten, welche die Gestalt eines Weberschiffes haben und nach dieser Form auch Katsufusi genannt. Man kocht das Fleisch und trocknet es für den Handel, der sowol nach dem Innern des Reichs als auch nach China damit getrieben wird. Wie in einigen Gegenden Tibets es gebräuchlich ist, Briefe mit einem Tuche als Geschenk zu begleiten, so ist der Fisch mit den japanischen Vorstellungen so innig verschmolzen, daß man Briefen ein Stück getrockneten Fisch zufügt und letztern in erstern zierlich

einschlägt (s. S. 171), — eine stehende Erinnerungsformel daran, daß die Japaner ursprünglich nur ein Fischervolk seien.

Auch die Holothurien bilden einen geschätzten Artikel. Sie werden gleichfalls gekocht und getrocknet und unter dem Namen Trepang versendet. Beim Fange der schlüpfrigen Tintenfische (Sepien) bedient sich der Japaner einer sinnreichen Vorrichtung. Von dem Boote aus senkt er ein langes Seil aus Stroh auf den Meeresgrund, an welches er zahlreiche leere Schneckenhäuser einer großen Art Krullschnecke (Buccinum) gebunden hat. Die Sepien lieben es, sich vor ihren Feinden in solche Schlupfwinkel zurückzuziehen. Nach einiger Zeit hebt der Fischer die ganze Reihe wieder hervor und fördert die Thiere der Tiefe zu Tage.

Von den Muscheln werden mehrere Arten verspeist. Die gewöhnlichsten sind eine Venusmuschel und eine Art Messerscheide. Die Gehäuse, aus denen die berühmte Muschelmosaik der japanischen Lackarbeiten gefertigt wird, kommen von der Awabi (Haliotes), einer Art Seeohren, deren getrocknetes Fleisch als besondere Leckerei in Ruf ist und jährlich für ungefähr 2500 Thlr. an Werth nach China verschifft wird.

Eine reiche Menge Fischarten, oft von den sonderbarsten Formen sammelt sich an den Mündungen der Flüsse. Den einen behagt die hier vorhandene Mischung aus Süß- und Salzwasser, die andern gehen zeitweise in den Flüssen stromauf, um ihren Laich abzusetzen, noch andere sind des Fraßes wegen hier, welchen ihnen die Ströme zuführen. Der wohlbesetzte Fischmarkt der japanischen Städte zeigt mancherlei Seegethier, der dunkeln Tiefe entnommen, das für gewöhnlich dem Auge des Schiffers verborgen bleibt. Die breitgedrückten Schollen (Platessa variegata), Buttfische (Rhombus myriartes, cinnamomum, grandisquama), und Sohlen (Solea zebrina) finden ihres feinen Fleisches wegen bald Käufer, andere, wie der Krötenfisch (Chironectes marmoratus), der seinen Stachelleib kugelig aufzublähen vermag und sich dabei auf den steifen Hinterflossen wie auf Füßen aufrichtet, der Sternseher (Uranoscopus inermis, U. asper etc.), der schwärzliche, blaugesäumte Papageifisch (Scarus ovifrons), der gelb und blau gefleckte Spinnenfisch (Callionymus longicaudatus) ziehen neben den Seepferdchen und Seenadeln ihrer Sonderbarkeit wegen die Aufmerksamkeit des Beschauenden auf sich.

Der schlammige Meeresgrund beherbergt auch die abenteuerlichen Gestalten der Rochen (Pteroplatea japonica), welche der Fischer der scharfen Schwanzstacheln wegen fürchtet. Auch einen elektrischen Fisch, den japanischen Zitterrochen (Torpedo japonica), besitzt das ostasiatische Küstenmeer.

Daß man mehrere Arten Seetang zur Speise sammelt, ist bereits in der Schilderung der Perry'schen Reise erzählt. Eine derselben, Tosaka genannt, giebt einen gummiartigen Schleim, den man zum Leimen der Kettenfäden und zur Appretur bei Seidenzeugen, sowie zu mancherlei ähnlichen technischen Zwecken benutzt. Aus einer andern Art, die man Kanten nennt, macht man ein erhärtendes Gelee, die sogenannten „unächten Vogelnester", die in ansehnlicher Menge nach China verschifft werden. Man kocht gewöhnlich die dem Meere entnomme-

weder aus Kattun oder die kleinern aus Binsenmatten. Die mehrerwähnten Regenmäntel, deren sich auch die, bei gutem Wetter fast nackten Fischer bedienen, bestehen ebenfalls aus den Palmenfasern.

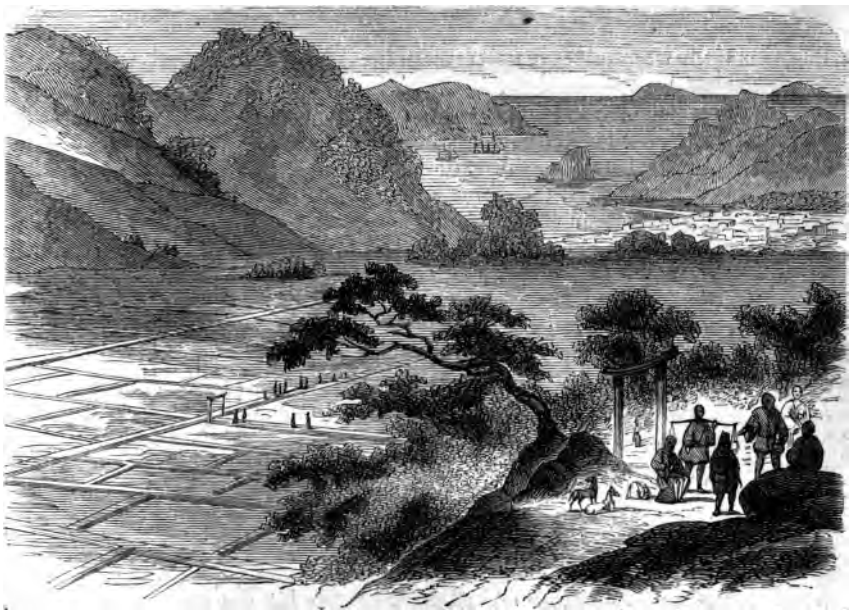
Die Ainos der nördlichen Provinzen sollen sich in frühern Zeiten Anzüge aus Fischhäuten, auf denen die Schuppen befindlich waren, verfertigt haben. In jenen Gebieten, an den Küsten der Aleuten, kommt auch der nordische See-löwe (Otaris Stelleri) vor, dessen Fleisch frisch, eingesalzen und getrocknet genossen wird und der sich mitunter in großen Schaaren beisammen findet.

Die Fische werden in Japan in der verschiedensten Zubereitung genossen. Sie werden ebenso häufig frisch gesotten und gebraten, als eingesalzen und getrocknet verzehrt. Der Thunfisch hält sich in gedörrtem Zustande jahrelang und fehlt in dieser Gestalt in keiner japanischen Küche. Wird er fein gerieben und in Wasser gekocht, so erhält man kräftige Suppe. Zahlreiche Gelees stellt man auch aus den getrockneten Seeschnecken und Holothurien (Tripang) her. Der Rogen des Thunfisches wird frisch eingesalzen und an der Luft getrocknet. Er bildet dann eine dem Caviar ähnliche Leckerei.

Die Fische, welche auf dem Markte in frischem Zustande keine Käufer finden, werden in öffentlichen Garküchen und ähnlichen Anstalten in andern Formen verarbeitet. Die fetten See-Aale geben in Gemeinschaft mit dem trocknen Fleisch der Haifische eine Art Fischbrot. Man säubert die Fische zu diesem Behufe von den Gräten, stampft sie in großen hölzernen Mörsern zu Brei und knetet sie zu Kuchen aus, die man an Bambusstäbe steckt, mit Oel bestreicht und über dem Kohlenfeuer röstet.

Siebold erzählt, daß auf dem Markt in Jeddo während der Monate April und Mai des Jahres 1826 gegen 70 verschiedene Arten eßbare Fische, Krabben, Krebse, Sepien und andere Mollusken, sowie 26 Arten Muscheln zum Verkauf ausgeboten wurden.

Die Perlenfischerei hat in Japan eine nur untergeordnete Bedeutung. Man gewinnt Perlen aus einer Art Steckmuschel (Pinna), aus zwei Arten Venusmuschel (Venus Sizimi und V. Tamaguri) und aus einer Ohrschnecke (Haliotis tubifera). Je nach der mehr gelben oder weißen Färbung unterscheiden die Japaner die Perlen in „Goldedelsteine" und „Silberedelsteine". Die Muschelthiere verzehrt man und die Perlen werden von den Aerzten oft als Heilmittel gegen Augenübel verordnet.



Thal mit Reisfeldern bei Simoda.

Das Kulturland Japans.

Das Klima Japans. — Eine japanische Winterlandschaft. — Verlauf der Jahreszeiten. Naturwissenschaftliche Erforschung Japans. — Gesammtüberblick der Flora und Eigenthümlichkeiten derselben. — Das Kulturland. Reisbau. — Das Bergland. Gemüsebau. Hülsenfrüchte und andere Nutzpflanzen. — Färbepflanzen. — Der Firnißbaum. — Oelpflanzen. — Wachsbaum. — Papiermaulbeerbaum. — Besenpalme. — Zugvögel. Vogeljagd mit hohen Leinen. — Speiseanstalten. — Theebau. — Kampherbaum. — Seidenzucht. — Japanische Obstarten. — Zierblumen. — Heckenpflanzen. — Senf. Tabak. — Eingeführte Gewächse. — Japanische Pflanzen unserer Gärten. — Hausthiere. Pferd. Rind.

Das Klima des japanischen Reichs, von dem die Beschaffenheit seiner Pflanzen- und Thierwelt abhängig ist, zeigt mancherlei Eigenthümlichkeiten, welche theils von der geographischen Breite, theils von anderweitigen Faktoren abhängig sind.

Nach der Entfernung beurtheilt, welche Japan vom Aequator hat, würden seine südlichen Provinzen dem Nordrande der Sahara, Algerien, Aegypten u. s. w. entsprechen. Die mittlern Landestheile würden den Gebieten ums Mittelmeer, Italien, Griechenland, Südspanien und der Levante gleichen und die nörd-

lichen müßten verwandte Wärmeverhältnisse zeigen wie die mittlern Theile Deutschlands.

Da nun Japan aber ein Inselreich ist, so würden wir für den ersten Augenblick uns geneigt fühlen, ihm, dem allgemeinen Gesetz zufolge, auch ein Inselklima zuzuschreiben, das durch mäßig warme Sommer und durch gemilderte Winter bezeichnet würde. Das Klima müßte jenem gepriesenen von Madeira gleichkommen, wenn nicht zwei andre Faktoren gleichzeitig wirkten: der eine ist das Vorhandensein und die Richtung ansehnlich hoher Gebirgszüge, der andere liegt in der Nähe des asiatischen Festlandes.

Die Gebirgstheile bedingen einen bedeutenden Unterschied zwischen dem Klima der östlichen und der westlichen Landestheile. Sie halten von den ersteren die Nord- und Nordwestwinde ab, welche vom Continente her wehen, im Winter sehr erkältend, im Sommer erhitzend wirken, gestatten dagegen der Osthälfte den Einfluß der mildern östlichen und südlichen Luftströmungen, welche vom großen Ocean herüberkommen. Das Klima der Osthälfte ist deshalb milder, einem Inselklima sich nähernd. Vom 34° bis zum 31° n. Br. treten an der Ost- und Südostseite Japans Pflanzenfamilien auf, welche an die Vegetation der Tropenländer mahnen: Palmen gedeihen in 4 Arten, Bananen (Musaceen), Gewürzlilien (Scitamineen), Myrten, Melastomeen, Bignonien und ähnliche Gruppen kommen vor. An einigen Stellen wächst Zuckerrohr und der Reis giebt jährlich eine zweimalige Ernte. Ja die Gegend von Sendai an der Ostseite von Nippon, obschon unter 38° 16′ n. Br. gelegen, ist sogar als das ergiebigste Reisland berühmt; sie bildet die Kornkammern der Hauptstadt Jeddo, wol der volkreichsten Stadt der Welt nächst London.

Dieselben Gebirge halten aber die mildernden Seewinde von der Westhälfte der Inseln ab und setzen dieselben dem Einfluß des asiatischen Festlandes aus, der hier jene Wirkung weit überwiegt, die durch die japanische See ausgeübt wird. Die Sommerhitze wird hier deshalb mitunter sehr drückend, die Winterkälte verhältnißmäßig empfindlich.

Eine Winterlandschaft im südlichen Theile Nippons gewährt einen eigenthümlich fremdartigen Anblick. Im Februar blühen hier bereits einzeln die japanischen Pflaumen (Prunus Mume) und Mispeln (Mespilus japonica), die Felder beginnen sich durch die Rübsaat golden zu färben und die Waldungen erscheinen düster grün durch die zahlreichen Arten von Bäumen und Gebüschen mit immergrünem Laube, dessen lederartige Blätter das Licht spiegelnd zurückwerfen. Zahlreiche Stechpalmen, unsern deutschen Hülsen verwandt (Ilex latifolia, integra, rotunda, Siroki), sind mit Loorbeergesträuchen (Persea indica, Tetranthera glauca, T. japonica), Zimmetbäumen (Cinnamomum japonicum) und Kamellien (Camellia japonica, C. Sasankwa) gemeinschaftlich ein Hauptbestandtheil der Waldungen, welche den Fuß der Gebirge umsäumen. Zwischen andern Gebüschen, welche im Herbst das Laub fallen ließen, ragen smaragdgrüne Pomeranzenbäume (Citrus Daidai) hervor, und zeigen einzeln noch den Schmuck ihrer goldenen Früchte. Palmen (Chamaerops ex-

celsa) breiten die Fächerblätter und Bambusarten, von denen man gegen 15 Sorten unterscheidet, erheben die schlanken Rohrstengel. Mitunter sinkt während der Nacht die Temperatur bis 1 oder 2° unter den Gefrierpunkt und eine dünne Schneedecke überzieht auf einige Stunden die Palmenwedel und blühenden Obstbäume, bis die höher steigende Sonne dieselbe rasch schmilzt. Gegen Morgen ist in jenem Gebiet die Mitteltemperatur während des Februar 5° C., Mittags beträgt sie 10°, Abends 8°. Unter dem 36° n. Br. gefrieren während des Winters die Teiche und Seen ziemlich stark, zwischen den 38—40° n. Br. wird die Eisdecke schon so dick, daß sie ein Darübergehen gestattet. Auf der Insel Thusima (34° 12′ n. Br.) gedeiht der Reis nicht mehr und bei Matsmai auf Jesso giebt selbst der Weizen nur eine spärliche Ernte. Am Kap Soja (45° 21′ n. Br.) wird der Winter so empfindlich, daß sich selbst die abgehärteten Ainos in ihre schützenden Höhlenwohnungen zurückziehen.

Es lassen sich in Japan nach der Witterung und nach dem veränderten Aussehn der Pflanzendecke ähnliche vier Jahreszeiten unterscheiden wie die unseren, nur daß der Uebergang des Sommers zum Herbst und Winter weniger scharf hervortritt als der Wechsel vom Winter zum Frühling.

Die Schneedecke des Winters ist besonders auf den Gebirgen ziemlich stark und liegt auch in den kühlern Nord- und Nordwesttheilen des niederen Landes mehrere Wochen lang. Es friert dann, schneit und hagelt, allein der Eindruck der winterlichen Ruhe wird durch die bereits erwähnten zahlreichen Gewächse mit immergrünem Laube sehr gemildert. Selbst diejenigen Bäume und Gesträuche, welche ihre Blätter abwerfen, öffnen nach kurzer Ruhezeit schon wieder ihre Knospen. Man pflegt es als ein gutes Zeichen eines fruchtbaren Jahres zu betrachten, wenn bereits am Neujahrstage blühende Zweige des Pflaumenbaumes (Prunus Mume), von dem man schöne Spielarten mit purpurrothen Blumen hat, oder blühende Adonisröschen (Adonis volgenis) den Altar der Hausgötter schmücken. Das Frühlingserwachen zeigt sich schon im Januar in lieblicher Weise, wenige Wochen kleiden die Flur in das prächtigste Blumengewand. Außer den genannten Pflaumen blühen in den Obstgärten neben den Wohnungen zahlreiche Spielarten von Pfirsichen und Kirschen (Amygdalus persica, Cerasus Hikan sakura, C. Jama sakura, C. Ito sakura), die Kornelkirsche (Cornus mascula), welche bei uns auch als Erstling ihre gelben Blütenknospen öffnet, findet sich hier in einer besondern Varietät, neben ihr mehrere Gattungs- und Familienverwandte, sowie Eriobotrya japonica und die köstlich blühenden Kamellien.

Im März werden die blühenden Gebüsche häufiger. Goldgelbe Honigrosen (Kerria japonica, K. tetrapetala), rosenrothe Weigelien (Weigelia japonica, W. Coraeensis, W. versicolor, W. Hakone), deren Arten in unsere Gärten übergegangen sind, entfalten ihre reichen Blütenmengen. Duftende Jasminsträucher (Jasminum frutescens) und wohlriechende Seidelbastarten (Daphne odora, D. Genkwa, D. papyrifera) durchwürzen die Luft, Lonizeren und Geisblattranken (Lonicera flexuosa, Xylosteum japonicum, Caprifolium

uniflorum) behängen sich mit Blütenbüscheln und die Rosen der Bergabhänge schmücken sich mit buntfarbigen Primeln (Primula chinensis, Pr. cortusioides). Der frühzeitige Stachyurus (St. praecox), Hamamelis (H. Mansuk), Gewürzsträucher (Calycanthus praecox) und Tragantbüsche (Astragalus Mure suzume) beginnen zu blühen. Die hellgelben Blüten und jungen Blattsprossen der Ahorne (Acer septemlobum, A. japonicum, A. dissectum) verleihen den Waldungen einen freundlichen goldgrünen Schimmer, der noch dadurch vermehrt wird, daß nun (Anfang April) auch die Bäume mit ausdauerndem Laube ihre Blattknospen öffnen und hellgefärbte Sprossen zwischen den dunkeln glänzenden Blättern des vorigen Jahres hervortreiben. Zugleich entwickeln die Eichen (Quercus glabra, Qu. cuspidata) ihre Blütenkätzchen und die Blumen der Ilex-, Lorbeer- und Myrten-Arten erhöhen die Manchfaltigkeit des Kolorits. Zwischen dem abwechselnd hellern und dunklern Grün der Wälder prangen herrliche Azaleen (Azalea indica, A. Jodogawa, A. japonica), weißblühende Deutzien (Deutzia crenata, D. scabra, D. gracilis) Eurya-Arten (Eurya japonica, E. multiflora, E. littoralis) und Verwandte der bekannten Hortensie (Hydrangea virens, H. hirta, H. paniculata, H. Thunbergii, H. acuminata), zahlreiche Päonien (P. albiflora) und Magnolien (M. obovata, M. Hônoki, M. Kobus) leuchten mit lebhaft gefärbten großen Blumen neben bescheidenern Gesträuchern von Schneeball (Viburnum plicatum, V. macrophyllum, V. dilatatum), Spindelbaum (Evonymus Majumi, E. elatus, E. tsuribana) und Weißdorn (Crataegus glabra, C. laevis, C. Sansari). Auch an Brombeerranken fehlt es nicht (Rubus palmatus, R. triphyllus, R. trifidus). Neben den düster gefärbten Cedern (Cupressus japonica), Lebensbäumen (Thuja Hinoki), Taxus (Taxus Inu kaja) und Podokarpusbäumen (P. macrophylla) schimmern die mächtigen herzförmigen Blätter und violetten Blütentrauben der kaiserlichen Paullownie (Paullownia imperialis) und diese reiche Pracht läßt es leicht übersehen, daß eine Menge anderer Bäume und Sträucher, z. B. die Terebinthengewächse (Rhus succedanea, R. Fusinoki) und Fagara-Arten (F. horrida, F. Inu sansjo), so wie der durch zahllose fleißige Hände entblätterte Theestrauch noch laublose, kahle Zweige besitzen.

Während des Mai und Juni erhalten auch diese Spätlinge ein dichtes Blattwerk und bilden ein Schattendach, das bei der in schnellem Zunehmen begriffenen Wärme doppelt angenehm erscheint. Der brütende Sonnenstrahl lockt Anfang Juni aus dem Wurzelstocke der Bambusröhre riesige Sprossen hervor, welche zur Seite der Mutterpflanzen so üppig emporwachsen, daß sie diese, die sich kaum von den zerstörenden Einflüssen des Winters erholt haben, bald an Größe erreichen. Die Palmen und Museen entfalten jetzt ihre neuen Blätter und breiten sie zu Schattendächern aus, dem erhitzten Wanderer bei der fast tropischen Wärme Kühlung bietend. Die in den Gärten gepflegten Orangen und Citronen (Citrus Dadai, C. nobilis, C. japonica), Osmanthusarten (Osmanthus fragrans, O. aquifolium), schönblühenden Tuberosen und Orchideen (Epidendron ensatum, E. moniliforme), Ingwer und andere gewürzreiche

Pflanzen blühen und erfüllen die Atmosphäre mit starkem und lieblichem Wohlgeruch. Prachtlilien (Lilium speciosum), auf weißem Atlasgrunde mit dem leuchtendsten Purpur gezeichnet, prangen neben den Tempeln, Hahnenkamm und Amaranthus schmückt die Umgebung der Häuser und zahlreiche Lippen- und Larvenblüten bezeichnen in der Kräuterwelt die Herrschaft des Sommers. Neben unsrer bekannten Brunelle (Prunella vulgaris) treten duftende Minzen (Mentha Hakka) und Basilikum (Ocymum Jama hakka), Taubnesseln (Lamium gorgonicum), und Ziehste (Stachys Seiran) auf und mit ihnen wetteifern Winden (Convolvulus japonicus), Eibisch (Hibiscus Manihot), Baumwollenstauden (Gossypium indicum) und an den Sumpfstellen die geheiligte Lotusblume (Nelumbium speciosum).

Im Juli steigert sich die Hitze bis auf 35, ja 38° C. Zahlreiche Schlinggewächse und Ranken überspinnen die Gebüsche und weben schattige Lauben. Cissusarten (Cissus pentaphylla, C. labrusca) machen sich am meisten bemerklich. Längs der trocknen Feldraine sprießen üppige Riedgräser auf, besonders Kammgräser (Cynosurus) und Hirsegräser (Panicum), Melden (Chenopodium album) und Knöteriche (Polygonum barbatum, P. sagittatum) überwuchern die zarteren Blumen, welche dem heißen Sonnenstrahle erlagen, und an den versiegenden Quellen stehen die Sumpfgewächse mit welken Blättern. Endlich tritt die längst ersehnte Regenzeit ein und erquickt die schmachtenden Fluren. Die üppige Fruchtbarkeit der Natur verdoppelt die Anstrengungen des Landmanns.

Der August reift die Samen der verblühenden Stauden und Bäume. Nur wenige größere Gewächse: ein Clerodendron, ein Hibiscus, eine Lagerströmia eine Bignonia u. s. w. bringen erst jetzt ihre Blüten zur Entfaltung. Unter den kleinern Kräutern herrschen die Dolden (Daucus gingidium, Peucedanum japonicum), die Strahlenblumen (Solidago virgaurea, Aster scaber, Inula japonica, Tussilago japonicum, Bidens pilosa, Serratula tinctoria, Artemisia japonica u. a.), Glockenblumen (Campanula tetraphylla, C. marginata) und Enzianen (Gentiana Sasarindo, Swertia rotata). Die Reisfelder werden bleich und mahnen an die Ernte, die Gräser sinken welk an den Bergabhängen zusammen. Der September kommt und die Blätter der Obstbäume, die frühzeitig ihre Früchte brachten, die Pfirsichen und Dattelpflaumen (Diospyrus Kaki) werden bleich und fallen zur Erde. Eine Anzahl jener Kräuter, die als erste Frühlingsblumen das Jahr begrüßten, treiben zum zweiten Male Blüten, so die vorhin genannten Deutzien, Honigrosen, Jasmin und Rosen. Die in Japan so beliebten Chrysanthemumarten (Chrysanthemum indicum, Chr. Jamagik) erreichen jetzt ihren Flor und Astern (Aster indicus, A. hispidus, A. Kongik), sowie Anemonen (Anemone japonica), schmücken die Gärten. Die Berghöhen zwischen 2000—3000 Fuß Höhe erhalten jetzt durch eine Anzahl Spätgräser, besonders Arten von Andropogon, Anthistiria und Erianthus nochmals ein frisches üppiges Grün und auch die zahlreichen Spielarten der Pomeranzen, sowie einige Nutzhölzer erneuern beim Eintritt des Winters ihr Laub, mitunter bei

ziemlich kühlem Nordwestwinde, gleichsam als geschähe es, mit dem frisch angelegten Kleide den Winter besser durchdauern zu können.

Bereits haben die Spitzen der höheren Berge ihre Schneemäntel übergeworfen und blicken als Boten des Winters auf die grüne Landschaft hernieder. Nord- und Nordwestwinde werden herrschend und färben mit kaltem Hauche das Laub der Ahorne bunt. Die Blätter vieler Bäume und Sträucher, sowie die Stengel der perennirenden Kräuter sinken zur Erde. Aber noch blühen im November in den Gärten und auf den Feldern einzelne Chrysanthemumstauden, Kamellien, Theesträucher, Tazetten und Rosen (Rosa semper florens) und die lichtgewordenen Gebüsche erhalten einen neuen Schmuck durch die schwarzen und rothen Beeren der Lorbeer- und Ilex-Arten. Schneegestöber und Hagelschauer treten ein und schließlich machen sich durch sammtgrüne Polster, reich mit Früchten geschmückt, die kleinen Laub- und Lebermoose bemerklich, welche die Felsenwände und Baumstämme bekleiden.

Japan hat zwar mit zäher Consequenz Jahrhunderte hindurch den Europäern alle möglichen Hindernisse bei jedem Versuche, ins Land zu dringen, entgegengestellt und durch strenge Gesetze den eigenen Landeskindern verboten, den Fremden Mittheilungen über Japan und dessen Erzeugnisse zukommen zu lassen, es ist aber der beharrlichen Ausdauer der Aerzte, welche auf Desima ihren Aufenthalt hatten, doch gelungen, allmälig ein gutes Stück Kenntniß der japanischen Natur den ungünstigen Verhältnissen abzuringen. Sie benutzten besonders die Gelegenheiten dazu, welche die Gesandtschaftsreisen von Nagasaki nach Jeddo boten. Ihrem Dutzend beaufsichtigenden Beamten gewöhnlich an Ausdauer beim Bergsteigen überlegen, eilten sie dann auf dem Wege an günstigen Stellen eine Strecke voran und sammelten von Pflanzen, was sie irgend habhaft werden konnten. Außerdem verschaffte ihnen ihr Ruf als Aerzte gewöhnlich einige Freunde und Schüler unter den japanischen Gelehrten, welche aus Dankbarkeit und um sich bei ihren Lehrern in Gunst zu setzen, den letztern merkwürdige Gewächse und Thiere zutrugen, und ihnen auch die Schriften verschafften, welche in japanischer Sprache die Naturgeschichte des Landes behandeln. So sammelten sich in den holländischen Herbarien allmälig vielleicht gegen 2400 Arten japanische Pflanzen und in den zoologischen Museen Bälge von Vögeln und Säugethieren, sowie Schnecken, Muscheln, Krustenthiere und andere Bewohner des Gewässers. Man erhielt das in Japan berühmte Buch „Inzen takujo", d. h. „Japanische Nahrungsmittel", von Wono Lansan, dem Linné Japans verfaßt, in welchem gegen 300 nutzbare Pflanzen beschrieben sind. Siebold erzählt, daß ihm ein gelehrter Greis, Mogami, einst eine interessante Holzsammlung zum Geschenk gemacht habe. Derselbe hatte auf seinen vielfachen Reisen auf Krafto, Jesso und Nippon die wichtigsten Nutzhölzer besonders ins Auge gefaßt und von jedem derselben ein dünnes, glattgeschliffenes Bretchen seiner Sammlung einverleibt. Auf die eine Seite hatte er einen Zweig mit Blättern, manchmal auch mit Blüten von demselben Baume gezeichnet, von dem das Holz stammte und darunter den chinesischen, japanischen und Aino-Namen des Gewächses geschrieben. Ueber

die Gewächse auf Jesso hat der japanische Arzt Kadsuragawa Hoken zu Jeddo ein „Kräuterbuch" verfaßt und dasselbe mit Abbildungen verziert. Wir haben besonders dem Eifer der Naturforscher Kämpfer, Thunberg, von Siebold und Zuccarini nähere Kenntniß der Flora von Japan zu verdanken.

Bei einem Ueberblick der Pflanzenverzeichnisse Japans fallen uns nachstehende Eigenthümlichkeiten vorzugsweise auf:

Im Verhältniß zu der Zahl der bekannt gewordenen Arten sind auffallend viele Pflanzenfamilien hier vertreten. Die 2400 Species vertheilen sich auf nicht weniger als 172 Familien des Endlicher'schen natürlichen Systems. Ebenso bedeutend erscheint die Zahl der Gattungen, von welchen gegen 700 bekannt geworden sind. Es ergiebt sich daraus, daß die meisten Gattungen sehr arm an Arten sind, viele derselben nur durch eine einzige Art vertreten sein können. Letzteres ist vorzugsweise bei denjenigen Gattungen der Fall, welche ausschließlich Japan als ursprünglich eigenthümliche und nur hier vorkommende angehören. Nur sehr wenige der ursprünglichen Gattungen zählen zwei, die reichsten 4—5 Arten. Von einigen Gattungen, welche ausschließlich bisher in Nordamerika durch eine einzige Art vertreten waren, fand man hier eine zweite Art, aber eben auch nur eine. Dasselbe gilt von einigen Gattungen, von denen bisher nur eine einzige Art in Indien oder in Europa bekannt war. So kennt man in unserer Heimat nur eine Art des Hopfen, Japan enthält eine zweite Spezies davon, aber eben nur eine zweite.

Im Hinblick auf die ansehnliche Entfernung vom Aequator fällt ferner das Ueberwiegen der Holzgewächse auf und zwar gehören die holzerzeugenden Familien ebensowol der Tropenzone als der gemäßigten Zone an. Von den erstern finden sich namentlich Palmen, Pandangs, Lorbeerbäume, Ternströmiaceen (Kamellien, Thee) u. a., ebenso zahlreiche Bambusrohre, die hier eine auffallend weite Verbreitung nach Norden besitzen. Die japanische Flora hat zwar viele Formen, welche an die europäische Pflanzenwelt erinnern, sie hängt aber durchaus nicht mit derselben inniger zusammen, wie solches z. B. bei der sibirischen der Fall ist; sie giebt sich also als eine abgeschlossene größtentheils aus ursprünglichen Formen bestehende (endemische) zu erkennen. Nur wenige Arten sind mit europäischen gänzlich übereinstimmend. In Bezug auf den Reichthum an Arten dürften die wichtigsten Familien in folgender Reihenfolge zu nennen sein: Korbblütler (Synantheren) 124 Arten, Gräser 90 Arten, Rosengewächse 90, Hülsenfrüchtler 72, Lilien im weitern Sinne 60, darunter 25 Smilaceen, Cyperngräser 48, Rachenblütler 47, Hahnenfußgewächse 42, Dolden 40, Kätzchenblütler 38, Orchideen 35, besonders aus nordamerikanischen und europäischen Gattungen, Zapfenfrüchtler 30, Nesselgewächse im weitern Sinne 30, Kreuzblümler 30. Als besonders bezeichnende eigenthümliche Formen treten hervor die Melastomen in 4 Arten, Zanthoxyleen in 6, Goldfrüchtler in 10, Kamelliengewächse (Ternströmiaceen) in 19, die Magnoliaceen in 10, die Lorbeergewächse in 10, die Scitamineen in 7, die Dioscoreen (Yam) in 5, Commelyneen in 5, Eriocaulon in 4 Arten, außerdem eine Zapfenpalme (Cycas), 4 eigentliche Palmen, eine

Proteacee (Helicia) und merkwürdiger Weise auch eine Opuntie, aber deren Ursprünglichkeit man freilich ungewiß ist.

Der Fremdling, welcher die Küsten Japans betritt, bemerkt aber zunächst nur wenig von dem angedeuteten Charakter der einheimischen Flora des Inselreiches. Das ganze niedere Land und die Berghöhen haben sich durch eine mehr als tausendjährige Kultur in ihrem Aussehn völlig geändert. Die Manchfaltigkeit der wildwachsenden Pflanzen ist der Art und dem Grabscheit gewichen, bevorzugte Kulturgewächse, theils der ursprünglichen Flora entnommen, theils eingeführt, sind in überwiegender Zahl der Individuen an ihre Stelle getreten. Japan ist ein Kulturstaat, dessen Bestehen vorzugsweise auf Ackerbau gegründet ist.

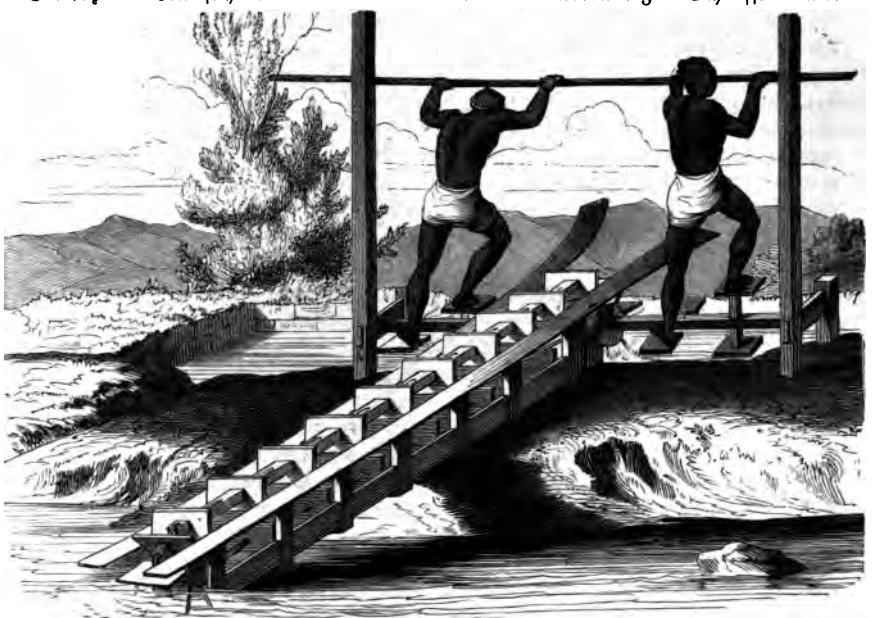
Das bebaute Land scheidet sich in Japan genau in zwei Arten: das Reisland und die Berggärten. Das Reisland ist fürstliches Besitzthum und umfaßt ungefähr 258 Quadratmeilen, also ziemlich den 21. Theil der ganzen Oberfläche des Reichs. Es wird dem Landmann zu Lehen gegeben und dieser hat dem Grundherrn von dem Ertrage bedeutende Abgaben zu entrichten, die nicht selten 60 Prozent erreichen. Meistens gewinnt man im Laufe des Jahres nur eine einmalige Ernte, die dann gewöhnlich den zwanzigfachen Ertrag der Aussaat giebt. Nur in den südlichen Gebieten von Kiusiu und auf Sikokf wird eine zweite Ernte erhalten, dann aber auch nur von dem sogenannten Früh-Reis. Reis bildet die Hauptspeise der Japaner und vertritt die Stelle des Brodes. In Jeddo sollen täglich 50,000 Säcke davon verbraucht werden, bei deren Vertilgung außer den Menschen auch die sehr zahlreichen Hunde, Katzen, Ratten und Mäuse einen nicht unerheblichen Theil beanspruchen.

Der Luxus, der in allen Ländern sich geltend macht und nur in den Objekten wechselt, erstreckt sich in Japan auch auf den Reis. Auf die Tafeln der Fürsten und Vornehmen wird nur Reis aufgesetzt, dessen Körner besonders ausgelesen und durch ihre Größe ausgezeichnet sind. Kein beschädigtes Korn darf darunter sein. Bei Tisch selbst verzehren die Vornehmen auch nur den Reis, welcher sich in der Mitte der Schüsseln befindet, und überlassen das Uebrigbleibende dem Gesinde.

Sobald der Reis abgeerntet ist, baut der Landmann auf den Feldern während desselben Jahres gewöhnlich noch eine andere geringere Getreideart, Gemüse oder Handelspflanzen. Die japanischen Getreidefelder erscheinen dem Europäer wie Gartenanlagen. Die beim Reisbau so höchst wichtige Bewässerung macht ein sehr genaues Nivelliren der Fruchtfelder erforderlich. Die Aecker sind in Beete von Fußbreite getheilt und werden durch Raine von einander getrennt. Anfang April gräbt der Landmann die zum Reisbau bestimmten Felder um, während schöne weiße Reiher hinter ihm herlaufen und die ans Licht geförderten Würmer auflesen, wie es bei uns die Saatkrähen zu thun pflegen. Ist das Getreide etwa eine halbe Elle hoch aufgeschossen, so nimmt der Bauer die Erde von den Rainen weg und häufelt sie um die junge Saat, die hierdurch üppig gedeiht. An solchen Stellen, wo das Wasser nicht selbst Gefälle genug hat, um die Felder

zu tränken, wird es in ganz ähnlicher Weise durch Paternosterwerke gehoben, wie dies in China und andern Ländern der Reiskultur in Gebrauch ist. Man tritt die Bewässerungsmaschinen entweder mit den Füßen oder verwendet Rindvieh dazu, um dieselben durch Räder umzutreiben.

Den Bergabhängen hat der unermüdlich fleißige Landmann jeden nur irgend möglichen Fuß breit Boden abzugewinnen gewußt. An Stellen, die man für kaum zugänglich ansehen möchte, legt er ein Beetchen an, umgiebt es mit einem Steinwall, schafft fruchtbare Erde und Dünger hinzu und sorgt für Bewässerung. Bei letzterer Rücksicht entwickelt er einen bewundernswürdigen Scharfsinn und



Bewässerung der Reisfelder durch eine Tretmaschine.

weiß jeden Tropfen des segenspendenden Elements zu verwerthen. Diese Berggärten sind das eigentliche Eigenthum der Bauern und übertreffen das Reisland vielleicht um das Doppelte. In ihnen, sowie in den Gärten in der Umgebung des Hauses baut der Japaner gegen 450 verschiedene Arten nutzbarer Gewächse, die 225 verschiedenen Zierpflanzen noch nicht mitgerechnet. Von Getreidearten werden noch Weizen, Gerste, Hirse, Buchweizen und Mais kultivirt. Das Vorkommen des letztern ist eine sehr interessante Thatsache. Bekanntlich ist diese Grasart dem mittlern Amerika eigenthümlich und in Europa wurde sie erst nach Entdeckung der neuen Welt aus letzterer eingeführt. In Japan ward nun der Mais bereits kultivirt, als die Europäer zuerst die Küste bestiegen.

Unter den zahlreichen Hülsenfrüchten sind die Soja- und Katjangbohnen die wichtigsten. Von Gemüsen hat man eine reiche Auswahl. Man baut die Batate (Batatas edulis), besonders große Yamwurzeln (Dioscorea sativa, D. japonica; s. Abbild. S. 313), die vielblättrige Zehrwurz (Dracontium polyphyllum) und das eßbare Caladium (Caladium esculentum). Nachdem Weizen und Gerste im Juni abgeerntet sind und der Sommerregen die Felder erquickt hat, ist der Landmann ämsig beschäftigt, die genannten Knollengewächse zu kultiviren. Während in den Thälern im Hochsommer der Reis brütet, bilden an den trockneren Hügeln Kürbisse und Melonen (Cucumis sativus, C. Conomon; Cucurbita hispida, C. Citrullus, C. Pepo) ihre saftigen großen Früchte und die Hülsenfrüchte (Phaseolus Adsuki, Dolichos Soja, D. Lablab, D. incurvatus, D. umbellatus) behängen sich mit samenreichen Schoten. Die Kartoffel hat man nur in der Umgebung von Nagasaki für die Fremden angebaut. Ihre Knollen sind nicht besonders. Früh gepflanzt mißrathen sie gänzlich, und geben nur ein leidliches Erzeugniß, wenn sie im Spätsommer in die Erde gebracht werden. Eine andere Nachtschattenart mit eßbaren Früchten (Solanum esculentum) wird dagegen allgemeiner gepflegt. Ingwer liefert der Wurzelstock von Zingiber officinalis und Z. Mioga, einen Ersatz für Pfeffer erhält man von dem Fagarastrauche, dem Bergpfeffer (Fagara piperita). An feuchten Stellen zieht man die Lotusblumen, um ihre mehlhaltigen Rhizome zu gewinnen, und an trocknen Stellen pflegt man Champignons (Agaricus Sitake). Von Kohl- und Rettigarten werden zahlreiche Spielarten gebaut. Die letztern erlangen oft eine sehr bedeutende Größe. Sowol für den eignen Bedarf als auch zum Versenden nach China werden die Rettige eingesalzen. Vorher hängt man sie zum Eintrocknen reihenweise an die um jene Zeit blätterlosen Zweige des Wachsbaumes auf, der gern in der Nähe der ländlichen Wohnungen gepflegt wird. Der sonderbare Anblick, den dann diese Bäume gewähren, hatte bei den holländischen Matrosen die Meinung hervorgerufen: es seien Rettigbäume, welche an den Zweigen statt der Früchte jene Knollen erzeugten.

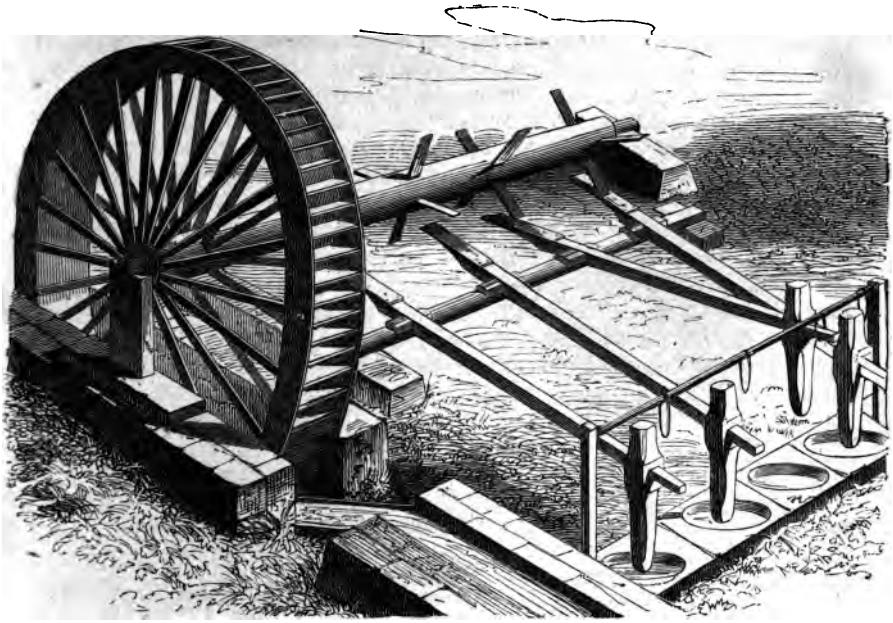
Die aus den oben genannten Soja-Bohnen (Dolichos Soja) bereitete Kraftbrühe bildet einen nicht unwichtigen Ausfuhrartikel. Um sie herzustellen, kocht man die Bohnen so lange, bis sie einigermaßen weich geworden sind, mischt dann etwas gestoßene Gerste oder Weizen hinzu und stellt es einen Tag lang an einen warmen Ort, so daß die Masse zu gähren beginnt. Nachher setzt man etwas Salz und dritthalb mal so viel Wasser hinzu und läßt die Mischung in einem thönernen Kruge 2—3 Monate lang stehen. In den ersten Tagen rührt man sie einigemale sorgfältig um, preßt und seiht dann den Saft durch und verwahrt ihn schließlich in gut verspundeten Fässern. Damit er unterwegs nicht aufs Neue in Gährung übergehe, pflegen ihn die Holländer vor dem Versenden noch einmal in eisernen Kesseln aufzukochen und auf Glasflaschen zu füllen, die verkorkt und versiegelt werden.

Zur Erlangung von färbenden Stoffen baut man besonders einige Knötericharten (Polygonum), die ein hübsches Indigoblau liefern. Ansehnliche Mengen

gefiederte Blätter und von der Ferne in Größe und Wuchs viel Aehnlichkeit mit unserm Apfelbaum. Aus seinen Früchten gewinnt man ein Pflanzenfett, das dem Bienenwachs täuschend ähnelt, und mit letzterem vermischt zu Kerzen verarbeitet wird. Da Talglichte in Japan gänzlich fehlen, so spielt die Kerzenfabrikation aus den Früchten des Wachsbaumes eine nicht unwichtige Rolle. Als Pflanzenwachs giebt das Sumachwachs beim Brennen einen starken Rauch, sobald die Kerzen in der bei uns gebräuchlichen Weise mit vollen Dochten bereitet werden. Die Japaner haben bei denselben deshalb schon frühe den doppelten Luftzug angewendet, indem sie ihnen hohle Dochte gaben. Sie fertigten Papiercylinder, umwanden diese mit Binsenmark (Juncus effusus) oder Rohseide und gossen um diese Hülse das Wachs, das so ziemlich vollständig verbrennt. Unter den Geschenken, welche dem Mikado jährlich überreicht werden, müssen sich auch 100 Stück Wachskerzen aus Baumwachs befinden, von denen jede bei einer Länge von 1 Fuß die Dicke eines Mannesarmes besitzt. Diese Ehrenlichter werden nur zweimal im Jahre bei besondern Festgelegenheiten angezündet.

Um Wachs zu erhalten, zieht man die Bienen in der Nähe der Wohnungen und sammelt auch die Vorräthe der wilden Bergbienen. Da der Zuckerbau in Japan fast gänzlich fehlt, wird der Honig um so höher geschätzt. Auch von einer Ligusterart (Ligustrum Ibota) gewinnt man kleinere Quantitäten Wachs. Dasselbe schwitzt an den Zweigen jenes Strauches aus, sobald dieselben durch den Stich des Wachsinsekts (Asinaca cerifera) verletzt werden. Aus der gepulverten Rinde des heiligen Sternanis (Illicium religiosum) stellt man eine eigenthümliche Art wohlriechender Kerzen dar, die man gleichzeitig zum Bestimmen der Zeit benutzt. Man füllt jenes Pulver in längliche Röhren, an denen man durch Striche die Abschnitte andeutet, bis zu denen die Kerze während einer bestimmten Zeit weiter glimmt.

Aus der Rinde des Papiermaulbeerbaums (Broussonetia papyrifera, B. Kaempferi) wird das meiste im Lande gebräuchliche Papier hergestellt. Um es zu erhalten, schneidet man im Dezember, während welcher Zeit der Baum ohne Blätter steht, die Zweige in 3 Fuß Länge ab, bindet sie in Bündel und kocht sie in bedeckten Kesseln mit Lauge so lange, bis die Rinde so weit zusammenschrumpft, daß an den Enden mindestens ein halber Zoll vom Holze frei liegt. Nachdem man sie hat abkühlen lassen, trennt man die Rinde ab, klopft dieselbe 3—4 mal in Wasser aus und schabt das äußere feine schwarze Häutchen ab. Die ältere gröbere Rinde sondert man von der feinern. Je nach der Beschaffenheit derselben erhält man auch ein feineres oder gröberes Papier. Jede Sorte wird dann besonders behandelt, abermals mit reiner Lauge gekocht und dabei so lange umgerührt, bis die Fasern sich zu einer breiartigen Masse umgewandelt haben, die sich auf dem Boden des Kessels sammelt. In einem kleinern Gefäße mischt man hierauf die Masse mit einer Abkochung von Reis oder von einer Art Eibisch (Hibiscus Manihot) und rührt sie so lange um, bis sie eine mäßige Dicke erlangt hat. Nachher wird sie in ein weiteres Gefäß gegossen, woraus



Stampfmühle zur Enthülsung des Reises.

man endlich die Papiermasse in Formen aus Strohhalmen schöpft, zwischen Strohlagen gelinde preßt und schließlich trocknet. — Die Fasern der Besenpalme (Chamaerops excelsa) finden eine sehr manchfache Verwendung zu gröberem Flechtwerk und Geweben, auch aus fein zerspaltnem Bambus versteht man sehr zierliche Geflechte herzustellen. Den Hauptkleiderstoff liefert die im Lande erzeugte Baumwolle und ebenfalls geschätzte Fasern liefern der Hanf und die weiße Nessel (Urtica nivea).

Für gewöhnlich ist zwar in den dichtbevölkerten und gutbebauten Landschaften Japans von dem Dasein wilder Thiere und Gevögel nicht viel zu bemerken, zur Zeit der Wanderung machen sich aber ansehnliche Schaaren von Zugvögeln dem Landmann unangenehm genug bemerklich, indem sie in die Getreidefelder massenhaft einfallen und die Saaten abfressen. Es sind deshalb an den Feldern Vogelscheuchen und Klappern angebracht. Letztere bestehen aus viereckigen Bretern mit hölzernen Schlägeln, die an den Seiten aufgehangen, entweder vom Winde oder von Feldwächtern bewegt werden. Im Frühling erscheinen dichte Schwärme wilder Gänse, Enten und Kraniche. Von Enten finden sich die bekanntesten Arten vor, so die Stockente (Anas boschas), die Quakente (A. clangula), die Pfeifente (A. Penelope), die Kriechente (A. crecca), die Löffelente

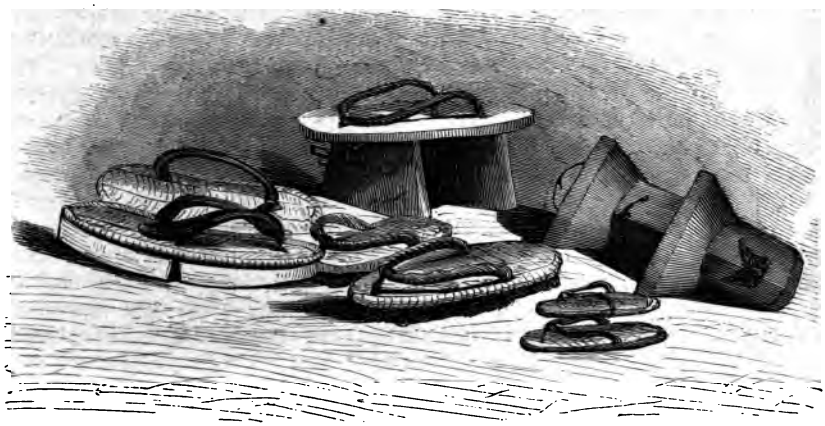
(A. clypeata), von Gänsen kommen die Schneegans (Anser hyperboreus) und die Bleßganz (A. albifrons) vor. Die genannten Gevögel gehören eigentlich zur hohen Jagd und es ist den Bauern verboten, dieselben mit Schießgewehr oder Falken zu erlegen, dagegen ist es ihnen unbenommen, mittelst anderer Jägerkünste sich der ungebetenen Gäste zu entledigen. Sie legen deshalb Leimruthen und Schlingen und stellen Garne zum Fange der Enten und Gänse auf. An 4—6 Fuß hohen Pfählen sind in sehr spitz zulaufenden Winkeln Leinen gespannt, die bei der geringsten Berührung des Pfahles abspringen. Durch Lockvögel sucht man das Federwild an die umgarnten Stellen hinzulocken; streift es beim Einfallen oder Auffliegen die mit Vogelleim bestrichenen Leinen, so springen diese von den Pfählen los und kleben an dem Gefieder des Vogels fest, der dadurch beim Fliegen im Gleichgewicht gestört wird und zur Erde stürzt. Nicht selten gerathen auch Kraniche, Löffelreiher, Ibis u. a. hierdurch in Gefangenschaft. Man pflegt diese Art des Vogelfanges die „Entenjagd mit hohen Leinen" zu nennen.

Brod wird in Japan nicht aus den Getreidekörnern bereitet, dagegen versteht man in öffentlichen Anstalten fabrikmäßig eine Menge Speisen herzustellen und gleich fertig dem Publikum anzubieten, welche wir in Europa kaum kennen. Getreidemühlen sind wenig vorhanden und selbst diese beschäftigen sich weniger mit der Erzeugung von feinern Mehlsorten, sondern stellen entweder grobes Mehl oder Grütze her. Die meisten Körner werden auf Handmühlen zerkleinert, zahlreich sind auch die Vorrichtungen zum Enthülsen des Reises, zu denen man eben so oft fließende Wasser, als Thier- und Menschenkräfte benutzt. Die Abbildung auf Seite 315 zeigt eine solche, deren Triebrad von Wasser in Bewegung gesetzt wird.

In eigenen großartigen Anstalten fertigt man aus Reis, Weizen, Hirse und Buchweizen Kuchen, die man Motsi nennt, aus Weizen und Buchweizen macht man Fadennudeln. In andern Anstalten macht man Zuckergebäck, in noch andern Stärkemehl aus den Wurzeln einer Leguminose (Pachyrrhizus Thunbergianus), das dem bekannten Arrow-root ähnelt, aus dem Reis die Reisstärke, die in ihren feinsten Sorten als Schminke dienen muß. Auch aus Weizen und aus dem Wurzelstock eines Farnkrautes wird Stärke fabricirt. In eigenthümlicher Weise bringt man die verschiedenen mehlhaltigen Nahrungsmittel mit einander in Verbindung und mischt z. B. Reis und Gerstenmalz, gesalzenes Malz von Sojabohnen mit Reis und Gerste. Aus dem Wurzelstock der vielblättrigen Zehrwurz (Dracontium polyphyllum), welche stärkemehlhaltig ist, macht man ein Gelee. Eigenthümliche Verkaufsartikel bilden die gekeimten Samen von Hülsenfrüchten und Getreidearten, welche zu ebenso nahrhaften als süßen Speisen verwendet werden. Vielleicht hat die Armuth, welche das Land an Zucker leidet, diesen Gebrauch mit befördert. Einen Krümelzucker verfertigt man aus Weizen, Gerstenmalz und Batatenknollen, durch das erwähnte künstlich erzeugte Keimen der Hülsenfrüchte verschafft man sich selbst mitten im Winter frische Gemüse und Salate aus grünen Sprossen; man nimmt hiezu besonders die zahllosen

Spielarten der Katjangbohnen (Phaseolus radiatus), einer Verwandten der bei uns gebräuchlichen Bohne. Außer dem in Perry's Reise vielerwähnten Saki, den man aus Reis destillirt, stellt man auch eine geringe Branntweinsorte aus Bataten und Getreide dar, die unter dem Namen Sjotju bekannt ist.

Das Stroh der verschiedenen Getreidearten und wildwachsenden Binsen, sowie die fein gespaltenen Halme der Bambusarten wird von den kunstfertigen Japanern zu einer großen Menge der verschiedensten Gegenstände verarbeitet. Strohschuhe, von denen auf beistehender Abbildung mehrere Sorten dargestellt



Japanische Schuhe und Strohsandalen.

sind, werden allgemein benutzt, und als Muster von Feinheit und Sauberkeit bewundern wir die Geflechte, mit denen die papierdünnen, halbdurchsichtigen Theetassen überstrickt sind, welche Reisende als Merkwürdigkeiten aus jenem Lande zu uns bringen.

Der Kaffe hat bis jetzt in Japan noch keine Aufnahme gefunden, er bildet weder einen Gegenstand des Anbaus noch der Einfuhr, was um so mehr zu verwundern ist, da alle Japaner, denen Europäer gekochten Kaffee anboten, diesen mit Wohlbehagen genossen. Statt seiner ist der Thee allgemein in Gebrauch. In den frühesten Zeiten scheinen die Blätter einer Hortensien-Art (Hydrangea) zu Thee-Aufgüssen benutzt worden zu sein, ein aus denselben bereitetes Getränk, das man Amatsja oder Himmelsthee nennt, wird wenigstens noch gegenwärtig bei den Feierlichkeiten getrunken, welche man am Geburtstage des Sjaka begeht. Das Bild dieses Gottes ruht ähnlich dem indischen Buddha mit dem Haupt auf einer Lotusblume und wird von heiligen Bäumen umschattet. Der eigentliche Theestrauch ist wahrscheinlich von China aus in sehr früher Zeit eingeführt worden, wenigstens wird Thee bereits als im Jahre 810 gebräuchlich erwähnt.

Sein erster Anbau soll damals an den Abhängen des Berges Togano in der Landschaft Jamasiro stattgefunden haben, von wo aus er sich weiter nach Udsi verbreitete. Am besten gedeiht er in den Gegenden zwischen dem 30 und 35° n. Br. In Udsi hat man besondere Theeplantagen, sowie auch in Jamasiro und auf Nippon, ebenso zu Urasino auf Kiusiu in der Landschaft Hizen. Am schönsten gedeiht er auf dem verwitterten Flötztrappboden, der reich an Thon, Mergel und Thonschiefern ist. Auch auf dem zersetzten eisenhaltigen Basaltboden kommt er gut fort. Der meiste Thee aber, den man im Lande verbraucht, wird in kleinern Anlagen nebenbei erzeugt und es entwickelt hierbei der japanische Landmann eine wahrhaft nachahmungswerthe Benutzung und Verwerthung der kleinsten Räume. Theesträucher bilden Einfassungshecken längs der Ackerfelder und Raine, sie zieren die Seiten der Wege und klammern sich an steinigen, besonders der Morgensonne zugekehrten Hügelabhängen an, wo sonst nicht gut ein anderes Nutzgewächs fortkommen mag. Der Dünger wird aufs sorgsamste zu Rathe gehalten und vertheilt, Asche, thierische Abfälle u. dgl. werden mitunter mit bedeutenden Anstrengungen und mit Anwendung von Turnkünsten zu den schwerzugänglichen Stellen geschafft, an denen die Sträucher gepflanzt sind. Um neue Anlagen zu machen, säet man im Herbst gewöhnlich je 8—10 Kapseln des Strauches in einem kleinen Kreise beisammen, aus denen dann rundliche Buschhaufen entstehen. Wo es die Bodenbeschaffenheit erlaubt, werden diese Büsche reihenweise geordnet. Sobald sie emporzuschießen beginnen, bricht man ihnen den Mitteltrieb aus und zwingt sie dadurch zur Bildung zahlreicher Seitenäste, denen man durch Beschneiden eine bequeme kugelige Gestalt von mäßiger Höhe ertheilt. Fast aller Thee, den Japan erzeugt, wird im Lande selbst verbraucht; was zur Ausfuhr kommt, ist kaum nennenswerth.

Viel wichtiger für den auswärtigen Handel ist dagegen der Kampherbaum (Laurus s. Persea camphora), eine Lorbeerart, welche in allen Theilen den bekannten ätherisch riechenden und arzneikräftigen Stoff enthält. Er ist ein schöner, 30—40 Fuß hoher Baum, dessen weitausgebreitete etwas schlaffe Aeste wie die meisten Lorbeergewächse lanzettförmige ledrige Blätter tragen. Aus seinen gelblichweißen, wenig ansehnlichen Blütenrispen bilden sich glänzend schwarzrothe Beeren. Der Kampher findet sich im Holze in einzelnen kleinen Körnern ausgeschieden, man gewinnt denselben aber in größerer Quantität durch trockne Destillation. Zu diesem Zwecke schneidet man Zweige, Stammholz und vorzüglich die Wurzeln in kleine Stücken und bringt sie in einen, mit einem Helm verschlossenen Kessel, unter dem ein gelindes Feuer unterhalten wird. Den obern Theil des Helmes füllt man durch Reisstroh, in welchem sich der Kampher ansetzt. Der auf diese Weise gewonnene Kampher ist roh und besteht in kleinen schmutziggrauen Körnern. So gelangt er in den Handel und bildete lange Zeit außer dem Stabkupfer die einzige Waare, welche die Holländer aus Japan ausführten. Durch mehrmaliges Destilliren stellt man in Europa den gereinigten Kampher dar.

Die Seidenzucht ist wie der Theestrauch von China aus nach Japan übergebracht worden. Noch im 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts bildete

Rohseide einen Haupteinfuhrartikel von China aus. Seitdem haben die Landleute aber in der Nähe der Wohnungen Maulbeerbäume gepflanzt und ziehen die nützliche Raupe in solcher Menge, daß sich gegenwärtig mindestens der zehnte Theil der Japaner in seidene oder halbseidene Stoffe kleidet und doch nur noch wenig Rohmaterial von außen bezogen zu werden braucht. In der Nähe der Häuser werden auch eine reiche Anzahl von Obstsorten kultivirt, theils der einheimischen Flora entstammende, theils eingeführte.

Außer den bereits früher genannten Eichen (Quercus glabra, Qu. cuspidata) mit wohlschmeckenden Früchten, beschattet auch die edle Kastanie die ländlichen Hütten. Neben ihr sind Spielarten von Pflaumenbäumen (Prunus Mume) und zahlreiche Orangen und Apfelsinen gepflegt. Eine der letztern, insbesondere „japanische Orange" (Citrus japonica) genannt, hat sehr wohlschmeckende Früchte von goldgelber Farbe und Kirschengröße. Auch Dattelfeigen (Diospyros Kaki) sind häufig. Gut gedeihen ferner die Granaten, Pfirsichen, Aprikosen, Aepfel, Birnen und Quitten. Als Zierblumen liebt der Japaner vorzugsweise Chrysanthemumarten, Päonien, Kamellien und zahlreiche Varietäten der Prachtlilie. Auf der nebenstehenden Abbildung haben wir drei dieser japanischen Lilien zusammengestellt und bemerken dabei, daß die Prachtlilie (Lilium speciosum), welche auf der linken Seite des Bildes befindlich ist, auf zart weißem atlasschimmerndem Grunde rosa angehaucht und mit feurigem Purpurroth punktirt ist. Lilium callosum ist scharlachroth, die herzblättrige Lilie hat zwar eine weniger lebhafte Färbung, wird aber durch ihre eigenthümliche Blattform interessant, die bei einem Liliengewächs uns sonderbar anmuthet.

Japanische Lilien (Lilium speciosum, Prachtlilie, links; Lilium cordifolium, Herzblättrige Lilie, in der Mitte; Lilium callosum, Schwielentragende Lilie, rechts).

Welche Reichhaltigkeit dem Japaner durch das Pflanzenreich geboten wird, zeigt unter andern ein Verzeichniß der käuflichen Speisen in Jeddo in den Monaten April und Mai, das Siebold von seinen Schülern mitgetheilt erhielt. Nach demselben fanden sich auf dem Markte außer den schon genannten Erzeugnissen

Japaner. Sonderbarer Weise verabscheut man auch sogar die Kuhmilch als „weißes Blut", treibt deshalb auch keine Alpenwirthschaft, wozu sich die Gebirge ganz vorzüglich eignen würden. Butter und Käse sind deshalb auch unbekannte Artikel. Ziegen und Schweine hält man fast nur in der Umgebung von Nagasaki für die daselbst wohnenden Fremden, nur das Fleisch der erstern genießt man zuweilen unter dem Namen von Wildpret. Beim Verzehren der Hühner, die man übrigens nur in geringen Zahlen hält, hilft man sich in origineller Weise über das Blutvergießen hinweg. Man stopft ihnen nämlich den Kropf übermäßig voll Reiskörner und läßt sie dann trinken. In Folge dessen ersticken sie durch den aufquellenden Reis. Schafzucht wird ebenfalls nicht betrieben. Wollenmanufakturen bilden deshalb einen starken Einfuhrartikel von Holland und China aus. Kameele fehlen gänzlich, als einen Grund dafür findet man die treppenförmig in die Felsen gearbeiteten Wege über die Gebirge bezeichnet, deren Stufen der Länge des Pfades angepaßt sind. Das japanische Pferd ist von dem chinesischen sehr wenig verschieden und wahrscheinlich nur eine Zuchtvarietät desselben. Es stimmt sowol in seinem Aeußern, wie auch in seinen Eigenthümlichkeiten mit demselben überein. Es gehört zu den leichten Pferderassen, ist klein von Statur, dabei aber voll und kräftig gebaut, mit starkem breiten Kreuze. An Schönheit und Geschmeidigkeit steht es freilich den europäischen leichten Pferderassen nach und besonders der Hengst zeigt sich nicht selten wild und tückisch. Ist es einmal gezähmt, so benimmt es sich auch ohne Peitsche willig und folgsam. Für den Kriegsdienst ist es wegen seiner Furchtsamkeit schlecht brauchbar, selbst wenn es für denselben eingeübt wird. Gestüte mit größeren freien Weideplätzen hat nur der Siogun, sonst ist beim Pferd, sowie auch beim Rindvieh allgemein Stallfütterung eingeführt. Man pflegt die Pferde nicht zu beschlagen, sondern bindet ihnen Strohgeflechte an die Füße, ähnlich denen, welcher sich die Reisenden für ihre eignen Personen bedienen. Dadurch wird aber der Huf stark abgenutzt und selbst das beste Pferd ist gewöhnlich nach dem 6. Jahre kaum noch zu gebrauchen. Esel sind äußerst selten und Maulthiere hat man noch gar nicht in Japan bemerkt. Nach ungefährer Schätzung scheint auf je 100 Menschen 1 Pferd und auf je 69 Menschen 1 Rind zu kommen, so daß das ganze Reich etwa von beiden Thierarten vielleicht $1^1/_2$ Mill. Stück besitzen dürfte. Wagen traf Thunberg nur bei Miako und dieselben waren von sehr ursprünglich einfacher Form. Die Räder bestanden aus je einem rund zugeschnittenen Holzstück und waren am Rande zum Schutz gegen das Abnutzen mit Stroh und Riemen umwunden.

Die terrassenförmigen Berggärten, welche einen Hauptbestand des Kulturlandes in Japan bilden, machen eine ausgedehntere Verwendung des Rindes und Pferdes in der Landwirthschaft als Zugthiere nicht gut möglich. Häufiger noch werden beide zum Lasttragen benutzt. Der Landmann pflegt sein Rind bis zum Tode wie einen geliebten Hausgenossen und behandelt es gut. Er betrauert das gestorbene und übergiebt es den Intas zum Begräbniß.

Ein japanischer Garten.

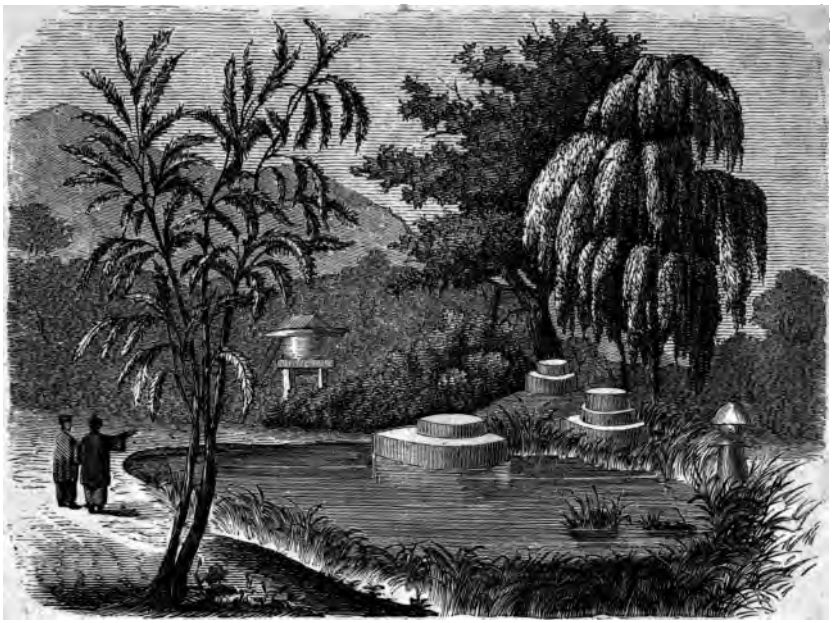
Das Gebirgsland Japans.

Japanische Kunststraßen. — Japanische Eigenthümlichkeiten. — Vögel des offenen Landes. — Waldung am Gebirgsfuße. — Sumpflandschaft. — Kranichjagd. — Lichte Hügelwaldung. — Fasane. — Amphibien. — Wald im höhern Gebirge. — Vogelwelt des Gebirgswaldes. — Waldwirthschaft. — Holzerzeugung und Holzverbrauch. — Nadelhölzer. — Verschiedene Nutzhölzer. — Japanischer Wildstand. — Pelzthiere und Raubthiere. — Arzneigewächse. — Japanische Alpenflor. — Alpenwild. — Mineralreichthum. — Bergbau. — Tempelanlagen. — Japanische Gärten. — Naturdienst.

Nach dieser Umschau im Kulturlande und in den Gärten der Japaner treten wir im Geiste eine Wanderung nach den gebirgigen Gegenden des Inselreichs an. Die Wege dorthin sind meistentheils in gutem Zustande. Schon in alten Zeiten, im Jahre 250 unserer Zeitrechnung wurden hier Kunststraßen angelegt. Auch die Nebenwege sind gewöhnlich trefflich erhalten. Nachdem man den Weg geebnet und mit Abzugsgräben für das Wasser an den Seiten versehen hat, bedeckt man ihn einige Zoll hoch mit einer Schicht kleiner Steine und zerschlagener Geschiebe und verleiht ihm durch aufgeworfenen Sand, den man feststampft,

Japaner. Sonderbarer Weise verabscheut man auch sogar die Kuhmilch als „weißes Blut", treibt deshalb auch keine Alpenwirthschaft, wozu sich die Gebirge ganz vorzüglich eignen würden. Butter und Käse sind deshalb auch unbekannte Artikel. Ziegen und Schweine hält man fast nur in der Umgebung von Nagasaki für die daselbst wohnenden Fremden, nur das Fleisch der erstern genießt man zuweilen unter dem Namen von Wildpret. Beim Verzehren der Hühner, die man übrigens nur in geringen Zahlen hält, hilft man sich in origineller Weise über das Blutvergießen hinweg. Man stopft ihnen nämlich den Kropf übermäßig voll Reiskörner und läßt sie dann trinken. In Folge dessen ersticken sie durch den aufquellenden Reis. Schafzucht wird ebenfalls nicht betrieben. Wollenmanufakturen bilden deshalb einen starken Einfuhrartikel von Holland und China aus. Kameele fehlen gänzlich, als einen Grund dafür findet man die treppenförmig in die Felsen gearbeiteten Wege über die Gebirge bezeichnet, deren Stufen der Länge des Pfades angepaßt sind. Das japanische Pferd ist von dem chinesischen sehr wenig verschieden und wahrscheinlich nur eine Zuchtvarietät desselben. Es stimmt sowol in seinem Aeußern, wie auch in seinen Eigenthümlichkeiten mit demselben überein. Es gehört zu den leichten Pferderassen, ist klein von Statur, dabei aber voll und kräftig gebaut, mit starkem breiten Kreuze. An Schönheit und Geschmeidigkeit steht es freilich den europäischen leichten Pferderassen nach und besonders der Hengst zeigt sich nicht selten wild und tückisch. Ist es einmal gezähmt, so benimmt es sich auch ohne Peitsche willig und folgsam. Für den Kriegsdienst ist es wegen seiner Furchtsamkeit schlecht brauchbar, selbst wenn es für denselben eingeübt wird. Gestüte mit größeren freien Weideplätzen hat nur der Siogun, sonst ist beim Pferd, sowie auch beim Rindvieh allgemein Stallfütterung eingeführt. Man pflegt die Pferde nicht zu beschlagen, sondern bindet ihnen Strohgeflechte an die Füße, ähnlich denen, welcher sich die Reisenden für ihre eignen Personen bedienen. Dadurch wird aber der Huf stark abgenutzt und selbst das beste Pferd ist gewöhnlich nach dem 6. Jahre kaum noch zu gebrauchen. Esel sind äußerst selten und Maulthiere hat man noch gar nicht in Japan bemerkt. Nach ungefährer Schätzung scheint auf je 100 Menschen 1 Pferd und auf je 60 Menschen 1 Rind zu kommen, so daß das ganze Reich etwa von beiden Thierarten vielleicht $1^1/_2$ Mill. Stück besitzen dürfte. Wagen traf Thunberg nur bei Miako und dieselben waren von sehr ursprünglich einfacher Form. Die Räder bestanden aus je einem rund zugeschnittenen Holzstück und waren am Rande zum Schutz gegen das Abnutzen mit Stroh und Riemen umwunden.

Die terrassenförmigen Berggärten, welche einen Hauptbestand des Kulturlandes in Japan bilden, machen eine ausgedehntere Verwendung des Rindes und Pferdes in der Landwirthschaft als Zugthiere nicht gut möglich. Häufiger noch werden beide zum Lasttragen benutzt. Der Landmann pflegt sein Rind bis zum Tode wie einen geliebten Hausgenossen und behandelt es gut. Er betrauert das gestorbene und übergiebt es den Intas zum Begräbniß.



Ein japanischer Garten.

Das Gebirgsland Japans.

Japanische Kunststraßen. — Japanische Eigenthümlichkeiten. — Vögel des offenen Landes. — Waldung am Gebirgsfuße. — Sumpflandschaft. — Kranichjagd. — Lichte Hügelwaldung. — Fasane. — Amphibien. — Wald im höhern Gebirge. — Vogelwelt des Gebirgswaldes. — Waldwirthschaft. — Holzerzeugung und Holzverbrauch. — Nadelhölzer. — Verschiedene Nutzhölzer. — Japanischer Wildstand. — Pelzthiere und Raubthiere. — Arzneigewächse. — Japanische Alpenflor. — Alpenwild. — Mineralreichthum. — Bergbau. — Tempelanlagen. — Japanische Gärten. — Naturdienst.

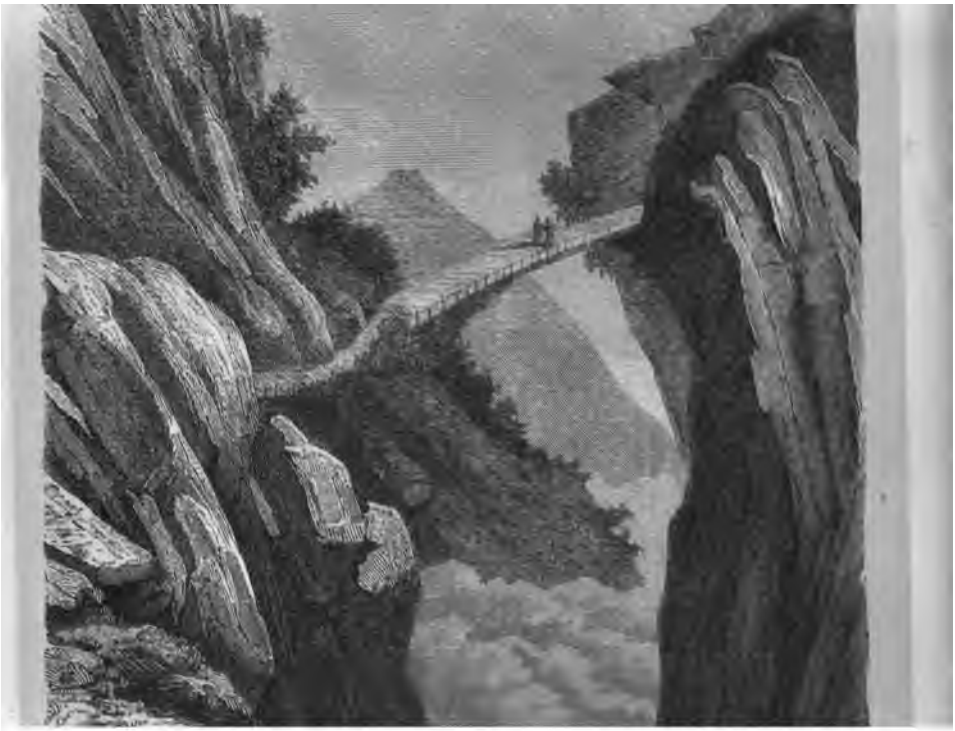
Nach dieser Umschau im Kulturlande und in den Gärten der Japaner treten wir im Geiste eine Wanderung nach den gebirgigen Gegenden des Inselreichs an. Die Wege dorthin sind meistentheils in gutem Zustande. Schon in alten Zeiten, im Jahre 250 unserer Zeitrechnung wurden hier Kunststraßen angelegt. Auch die Nebenwege sind gewöhnlich trefflich erhalten. Nachdem man den Weg geebnet und mit Abzugsgräben für das Wasser an den Seiten versehen hat, bedeckt man ihn einige Zoll hoch mit einer Schicht kleiner Steine und zerschlagener Geschiebe und verleiht ihm durch aufgeworfenen Sand, den man feststampft,

die nötige Gleichmäßigkeit und Dauer. In den Gebirgen sind mit großen Anstrengungen Treppenpfade ausgehauen, über die meisten Flüsse auch Brücken aus Cedernholz (Cupressus japonica), Ulmenholz (Ulmus Kejaki) oder Lebensbaumholz (Thuja Hinoki) geschlagen. Die hölzernen Pfeiler haben oft eine steinerne Grundlage erhalten. Eine der längsten und deshalb berühmtesten Brücken ist jene von Okasaki, die eine Länge von 1200 Fuß hat. Höher droben im Gebirge, wohin der Geschäftsreisende und der Zug der Waarenträger nicht kommt, sind freilich die Wege auch weniger gut. Der Jäger, Holzhauer und fromme Pilger wagt sich auf hängenden Brücken (siehe das beigefügte Tonbild!) über klaffende Schlünde, in deren Tiefe Wolken über brausenden Gebirgsbächen schweben. Er klammert sich, wie z. B. am Krater des Fusiberges in ähnlicher Weise an eisernen Ketten an, welche in den steilen Felspfad geschmiedet sind, wie der pilgernde Singhalese dies bei der Besteigung des Adamspik auf Ceylon thut. Ja an einzelnen Stellen vertritt auch nur ein ausgespanntes Seil mit einem daran hängenden Korbe die Stelle des Pfades über die Bergklüfte und Gießbäche.

Fast alle Straßen sind zu beiden Seiten mit Bäumen eingefaßt, von denen viele in Folge des mehr als hundertjährigen Friedens ansehnlich Dimensionen erhalten haben und dem Wanderer einen angenehmen Schatten bereiten. In den Ebenen strecken sich Kirschbaum-Alleen viele Meilen weit hin, in den Gebirgen herrschen Nadelholzbäume und Nutzhölzer vor. Durch Dämme, Wasserleitungen, Schleußen u. dgl. ist für die Sicherheit des Weges bei Regen und gegen Ueberschwemmungen gesorgt. An den Theilungen der Wege sind Wegzeiger, von Meile zu Meile sind an beiden Seiten des Wegs Hügel aufgeworfen und auf diesen entweder Tannen oder der orientalische Celtis gepflanzt. Die Entfernungen von den Hauptorten des Landes sind dabei bemerkt. Kürzere Wegstrecken sind durch aufgerichtete Steine markirt. Wir verweisen den geneigten Leser auf das S. 51. gegebene Bild, das eine solche japanische Landstraße darstellt. Die japanische Meile oder Ri ist etwas größer als eine halbe deutsche geopraphische Meile. 28,20 Ri gehen auf einen Grad des Aequators (=15 geogr. Meilen).

Bei dem regen Verkehr, der innerhalb des Landes selbst herrscht, hat das intelligente Volk schon seit langen Zeiten Einrichtungen getroffen, wie wir sie in unserer Heimat erst seit den letzten Jahrzehnten kennen. Reisekarten geben genaue Auskunft über alle Straßen des Reiches, Reisebücher beschreiben die interessantesten Punkte in der Nähe des Weges, führen die Namen der berühmtesten Berge an, machen auf die wichtigsten Wallfahrtsorte und sonstigen Merkwürdigkeiten aufmerksam, enthalten die Regeln über das Wetter, Tabellen über die Ebbe und Flut, verschiedene Maßstäbe und außerdem stets eine Sonnenuhr in Gestalt von Papierstreifen welche sich aufrichten lassen.

Bei unserer Wanderung fällt es uns auf, daß man stets zur Linken sich ausweicht, so wie unsre Fuhrwerke es rechter Hand zu thun pflegen. Es erinnert uns dies an das alte Wort, daß der Orientale das Gegenbild zu dem Abendländer bildet. Der Japaner trägt schwarze Leibwäsche, wie wir weiße, er schnei-



det mit dem Messer von sich ab und hat seine Instrumente danach geschliffen, so daß es einem Europäer nicht gut möglich ist mit denselben zu arbeiten, er winkt mit der Hand, indem er den Handrücken nach seinem Gesichte zukehrt u. s. w.

Die Vögel, welche uns unterwegs zu Gesicht kommen, sind alles Formen, die sehr an unsere einheimischen Gestalten erinnern. Die japanischen Finken (Fringilla montifringilla, Fr. montana), Goldammern (Emberiza aureola), Drosseln (Turdus varius) und Bachstelzen (Motacilla lugubris) sehen unsern deutschen höchst ähnlich, ja einige sind mit denselben identisch. So wandert z. B. die allbekannte Elster vom asiatischen Festlande aus über Dschaosien nach den japanischen Inseln, auf denen sie als der „koräische Rabe" bezeichnet wird. Neben ihr überrascht uns aber die hellblaue japanische Elster (Corvus cyanus) und der taurische Rabe (Corvus tauricus). Auf den Feldern erinnert uns die japanische Lerche (Alauda japonica) an unsere einheimischen Feldsänger.

Endlich gelangen wir tiefer ins Gebirge, vorbei an den bis zum Gipfel bebauten Anhöhen und Hügeln. Das Land dünkt uns ein großer, sorgsam gepflegter Garten zu sein. Baumwolle (Gossypium indicum) reift an den Hügeln ihre Samenkapseln, der Mohn entfaltet seine Purpurblumen neben den hellrothen Blüten des Saflor. Im Frühling würden wir die Rübsaaten (Brassica orientalis) in goldener Pracht getroffen haben, jetzt reifen ihre öllieferndn Schoten der Ernte entgegen. Sesambeete wechseln mit Hanfpflanzungen und Theegebüsche mit dem krautartigen Farbeknöterich.

Die Straße beginnt steiler zu steigen. Am Fuß des Gebirges begrüßt uns ein freundlicher Laubwald, belebt von zwitschernden schöngefiederten Vögeln. Die Kamellie, welche wir als armslanges Topfgewächs unserer Gewächshäuser und Zimmer kennen, bildet hier truppweise köstliche Gebüsche von 20 — 25 Fuß Höhe, deren Stämme 6 — 8 Zoll im Durchmesser halten. Zwischen ihren dunkelgrünen glänzenden Blättern leuchten die zahlreichen Purpurblumen hervor. Diese sind nur einfach fünfblätterig und gewöhnlich halb geöffnet. Bei der nahe verwandten Oel-Kamellie (Camellia Sesanqua), die hier ebenfalls vorkommt, sind die Blütenblätter heller gefärbt und ausgebreitet. Unter den Bäumen herrschen Arten aus der Familie der Kätzchenblütler vor: Euryen und Erlen (Alnus Harinoki), Weiden (Salix Kawajanagi), mehrere Arten von Sassafras (S. praecox, S. Thunbergii, S. glauca) fallen uns auf. Im humusreichen Grunde sprießt zur Seite des Quellbaches der grasblättrige Kalmus (Acorus gramineus) und der Aaron (Arum ringens) streckt seine glockenförmige Tute aus dem Büschel saftiger großer Blätter empor. Die feuchte Felsenwand trägt auf weichen Moospolstern die fernhinleuchtende Goldmilz (Chrysoplenium Iwabotan), der Merk (Sium decumbens) steigt bis in das Bett des Baches und wird von dem schildblättrigen Schaumkraut (Cardamine scutata) umblüht. An trockneren Stellen begrüßen wir auch das Hungerblümchen und das ausdauernde Bingelkraut (Mercurialis perennis var. japon.). Wo der Quell nach dem schattigen Thale verläuft, bildet er mit andern Bächen gemeinsam einen spiegelnden Weiher. Bambusrohre, Schilfe (Arundo nitida), hohe Riedgräser

(Cyperus Kajatsuri) umſäumen ſeine Ufer, Igelskolben (Sparganium Osaka Katsuri), Waſſerreis (Zizania palustris), Leerſien (Leersia hispida) und Kyllingien ſtehen in Geſellſchaft mit ſchlanken Rohrkolben dazwiſchen, die ruhige Oberfläche des Waſſers bedecken die ſchöngeformten Blätter von Seeroſen und Euryala-Arten und ihre weißen und roſenrothen Blumen wetteifern an Pracht mit der geprieſenen Lotusblüte. Hier lebt es von Waſſergethieren aller Art. Der grüne Waſſerfroſch thront quakend auf dem Laichkraut, am Ufer ſchleicht die graue Kröte und der Rieſenmolch (Salamandra maxima; ſ. S. 337 links im Vordergrunde), der mit ſeinem vier Fuß langen häßlichen Körper uns unwillkürlich an die Gebilde früherer Erdperioden erinnert. Eine Anzahl kleinerer Salamanderarten (S. unguiculata, S. subcristata, S. naevia, S. nebulosa) ähneln mehr den deutſchen Formen dieſes Geſchlechts. Vielleicht treffen wir auch eine Sumpf-Schildkröte (Emys palustris var. japon.), die ſich langſam über den Schlammgrund ſchiebt. Im Schilf lebt es von ſchönen Enten und anderm Waſſergevögel. Hierher eilt deshalb auch der Jagdzug der japaniſchen Fürſten. Wir glauben uns plötzlich in das Mittelalter unſers eignen Vaterlandes verſetzt. Der Siogun naht zu Roß, begleitet von feſtlich geſchmückten Herren und einer zahlreichen Dienerſchaar. Die einen halten die jagdluſtige Meute, die andern tragen abgerichtete verkappte Falken auf der Fauſt. Jetzt jagen die Hunde den ſcheuen Kranich auf, der Jäger nimmt dem Falken die Haube ab und zeigt ihm das Wild. In Todesangſt ſteigt der Kranich, um ſeinem Feinde zu entfliehen, bis hoch über die Wipfel der Bäume, aber ſchon iſt er beſiegt und ſinkt ſchwer verwundet zu den Füßen des Landesfürſten. Ein altes Herkommen ſchreibt es dem Siogun vor, dem Mikado jährlich einen Kranich zu überſenden, den er eigenhändig erlegt hat. Der Kranich gilt als Symbol des Glücks, und darf eigentlich nur von den Fürſten und Vornehmen mit Falken oder mit dem Bogen erlegt werden. Dem Europäer will das Fleiſch dieſes Vogels nicht munden, er findet es thranig und fade, dem Geſchmack der Japaner aber gilt es als ausgeſuchte Leckerei, die bei keinem fürſtlichen Schmauße fehlen darf. Ein Kranich wird deshalb mit 8—14 Thalern bezahlt. Es kommen in Japan außer dem gemeinen Kranich (Grus cinereus) auch noch der Rieſenkranich (Grus leucogeranos, Gr. giganteus) und der ſchwarze Kranich (Gr. monachus) vor.

In allmäliger Steigung führt jetzt unſer Pfad über eine ſonnige Berghalde, die von mäßig hohen Gebüſchen bedeckt iſt. Die Geſträucharten wechſeln raſch mit dem veränderten Standort. Dornige Elaeagnus-Arten (E. pungens, E. crispa, E. glabra) mit weißlich ſchimmernden Blättern herrſchen vor, fingerblättrige Schneeballenſträucher (Viburnum dilatatum) und andere Spezies dieſer Gattung (V. erosum, V. cuspidatum) begleiten ſie. Vielerlei Spiräen (Spiraea chamaedrifolia, Sp. japonica u. a.) verleihen durch die dichten Blütenmaſſen dem Ganzen ein parkähnliches Anſehn, wilde Hortenſien (Hydrangea virens, H. acuminata, H. hirta, H. Thunbergii) vermehren den Blumenſchmuck. Die Blütenbüſchel dieſer Wildlinge weichen in ähnlicher Weiſe von den Formen ab, welche wir an unſern Gartenpfleglingen kennen, wie unſer wilder Schneeball

von dem kultivirten. Nur die Randblüten der Trugdolden zeigen die großen Blumen, die auf Kosten der Befruchtungsorgane die Korollen übermäßig entwickelt haben, die Mehrzahl der Blüten ist klein und unansehnlicher, besitzt dagegen Staubgefäße und Stempel, die wir bei unsern Gartenhydrangeen vergeblich suchen. Je nach den Arten erscheinen sie grünlich, rosenroth, weißlich oder hellblau gefärbt. Himbeerstauden mit reifenden süßen Früchten begrüßen wir als alte Bekannte, ebenso Gesträuche, welche unserm Wegdorn, Lycium (L. japonicum), und unsern Weißdornen nahe verwandt sind (Rhamnus Sonoki, Crataegus). Dazwischen mischen sich aber Formen, zu denen uns in unserer heimischen Flor Seitenstücke fehlen, so die Arten von Styrax (St. japonicum, St. scabrum) und Lespedeza (L. tomentosa, L. sericea, L. heterocarpa, L. stricta).

Ein Fasan (Phasianus versicolor) fliegt mit lautem Geräusch aus dem Gestrüpp empor. Sein rothbraunes Gefieder und sein langer Schwanz schillert im Sonnenschein wie flüssiges Gold. Er war der Beeren und Grassamen wegen nach dieser sonnigen Stelle gekommen und eilt nun erschreckt nach dem dichtern Gebüsch, in welchem die Henne unter dem Schutze eines umbuschten Felsblockes, verborgen durch Farnstauden die Eier brütet, deren sie im kunstlosen Neste funfzehn gelegt hat. Es sind besonders die Beeren der Euryagebüsche, denen der schöne Vogel in Gemeinschaft mit seinen Verwandten (Ph. Soemmeringii u. a.) nachgeht. Die durch ihre Farbenpracht so berühmten Gold- und Silberfasane sind auf Japan nicht einheimisch, wohl aber vielfach gepflegt.

Flinke Eidechsen (Lacerta tachydromoides) von Spannenlänge und dunkler Färbung huschen über den Weg, weiterhin treffen wir Verwandte unsrer Ringelnatter (Tropidonotus Vipakari), deren eine Art (Tr. tigrinus) durch Tigerflecke niedlich gezeichnet ist. Japan besitzt außer den genannten und außer mehreren Arten der Gattung Coluber (C. conspicillatus, C. quadrivirgatus, C. virgatus), die durch dunkle Längsstreifen auf hellerem Grunde nicht unangenehm gezeichnet sind, auch eine Art der sehr giftigen Dreieckskopfschlange (Trigonocephalus Blomhofii), die sich gewandt auf Bäume und Sträucher hinaufzuringeln versteht und zornmuthig ihrem Feinde entgegengeht, sobald sie beunruhigt wird. Sie ist eine Verwandte des sogenannten „Buschmeister", den die holländischen Kolonisten in Surinam unter allen Giftschlangen am meisten fürchten.

An dem sonnigen Felsen, der von vielerlei Insekten umschwärmt ist, treffen wir den muntern Skink (Glanzschleiche; Scincus quinquelineatus), der mit blitzschnellen Sprüngen Jagd auf Fliegen und Käfer macht. Bedächtiger, aber auch desto sicherer klimmt der japanische Gecko (Platydactylus Jamori) mit krallenbewaffneten Haftzehen an dem senkrechten Steinblock empor und scheucht das prachtvoll in Purpur gefärbte Gimpel-Hähnchen (Pyrrhula sanguinolenta) empor, das sich dort niedergelassen.

Unser Weg wird steiler, je weiter wir wandern. Tannenalleen begleiten die Straße, in den Porphyrfelsen sind Stufen eingehauen, — höher hinauf treffen wir mächtige Lager von Basalt mit Hornblendegesteinen. Der Wald ladet uns zu einer erquickenden Rast ein. Hier, sitzend auf einem mächtigen Basalt-

block, schauen wir hinab auf die Baumgipfel im Thale, beschattet von den Gebüschen zur Seite, und gleichzeitig gewahren wir an den Gebirgslehnen, wie der Charakter der Pflanzenwelt Japans sich ändert mit der Erhebung über den Spiegel des Meeres, bis endlich hoch droben der Baumwuchs seine Grenze findet, die kräuterreichen Alpenwiesen beginnen und schließlich nur noch der dunkelgefärbte vulkanische Fels sich zeigt, der trotz des Feuers in seinem Innern und trotz der hervorquellenden Rauchwolken sich einen großen Theil des Jahres hindurch in eine Schneedecke kleidet.

Wir begrüßen die Verwandten der deutschen Eiche (Quercus Konara, Qu. Nara, Qu. serrata), die sich uns durch die Kätzchenblüten und Näpfchenfrüchte als solche deutlicher zu erkennen geben als durch das immergrüne lorbeerähnliche Laub, dessen Gestalt von der uns geläufigen Form des Eichenblattes sehr abweicht. Lorbeerarten und Ahorne mit schöngezackten Blättern (Acer septemlobum) stehen mit Cypressen (Cypressus japonica) und Lebensbäumen zusammen. Das Unterholz wird gebildet aus Myrten (Myrtus laevis), Stechpalmen und Aralien (Aralia pentaphylla, japonica, sinensis, Mitsde). Als Lianen schlingen sich Verwandte unsers Weinstocks (Vitis flexuosa, V. Jamabuda) und Cissusranken (Cissus Tsuta) empor. Himbeersträucher (Rubus palmatus, R. trifidus, R. molucanus) bilden stellenweise stachlige Dickichte. Eine Menge anderer Gesträuche: Arten von Eurya, Deutzien, Schneeballen, Oelweiden fallen durch ihre hübschgefärbten oder starkriechenden und reichlich vorhandenen Blüten auf.

In dem dichten Laubwerk der Baumkronen flöten Amseln und Drosseln (Turdus daulias, pallens, chrysolaus, cardis, sibiricus, Orpheus amaurotis), zwitschern Meisen (Parus minor, trivirgatus, varius) und Ammern. Hier nisten schöngefärbte Tauben (Columba gelastis, ianthina). Eine derselben, welche die Forscher dem mehrfach erwähnten Siebold zu Ehren benannten (Columba Sieboldii), hat eine goldgelbe Brust und Unterseite, die Schulterfedern schimmern purpurn, Nacken und Schwanz grünlich. Der langgeschwänzte Fliegenfänger (Muscipeta principalis) wiegt sich auf dünnem Zweige und am alten Baumstamme hämmert der Specht (Picus Awokera, Kisuki). Am Quellbach läßt die Wasseramsel (Cinclus Pallasii) ihr liebliches Lied erschallen, Nachtschwalben, Eulen (Strix hirsuta, fuscescens; Otus semitorques, scops) fehlen auch nicht. In den Baumwipfeln und auf den Felsenzacken horsten Falken (Falco tinunculus), Habichte (Astur gularis), Milanen (Milvus melanotis) und Bussara (Butea vulgaris, hemilasius, pyrrhogonys), während die kleinern Würger (Lanius bucephalus) im Gebüsch ihr Wesen treiben.

Die Vogelwelt Japans hat zu den bescheidener gefärbten Sängern des Nordens zahlreiche Vögel des Südens gesellt, die durch leuchtendes Kolorit und durch prächtigen Schiller ihres Gefieders auffallen. Außer dem oben genannten Fliegenfänger wird eine andere Art dieser Gattung (Muscicapa melanoleuca) durch ihre hellblaue Farbe bemerklich, die Brust ist dabei tief schwarz und der Bauch weiß. Muscicapa narcissina ist gelb, schwarz und weiß. Sehr hübsch er-

Japanische Gewächse und Vögel.

ſcheinen auch die Luscicola-Arten. Luscicola cyana iſt kornblumenblau, L. Komadori hellblau, L. aurorea hat einen goldgelben Bauch und weiße Binden über die ſchwarzen Flügel. Pyrrhula sanguinolenta, unſerm Gimpel an Geſtalt ähnlich, iſt prachtvoll purpurroth, die Flügel und der Schwanz ſind ſchwarz- und weißſtreifig. Das Geſchlecht der Ammern (Emberiza elegans, variabilis, rutila, fucata, rustica, cioides, personata, sulphurea u. a.) iſt reich vertreten und durch vorherrſchend gelbe Färbung ausgezeichnet.

Auf dem umſtehenden Bilde haben wir unſern Leſern einige Zweige japaniſcher Gewächſe zuſammengeſtellt und zwei der auffallendſten Vogelgeſtalten des Inſelreichs hinzugefügt. Fig. 1 iſt ein Zweig von Eriobotria japonica, 2 ein Fruchtzweig der oft genannten japaniſchen Pflaume (Prunus Mume), Fig. 10 iſt ein Blütenzweig deſſelben Baumes, Fig. 3 ein Blütenzweig von Styrax japonica, 4 ein Fruchtzweig von der glatten und 5 ein ſolcher von der zugeſpitzten Eiche (Quercus glabra und cuspidata), 6 die japaniſche Citrone (Citrus japonica), 7 Wisteria japonica, 8 Styrax Obbassia, 9 Blütenzweig der kaiſerlichen Paullownie (Paullownia imperialis), 11 Boymia rutaecarpa, 12 Euscaphis staphyloides, 13 Tetranthera japonica. Im Mittelgrunde unſers Bildes ließen wir eine japaniſche Elſter (Corvus cyanus) abbilden, die beſonders durch ihr hellblaues Gefieder auffällt, im Vordergrunde den ſchöngeſchwänzten Fliegenfänger (Muscipeta principalis), deſſen wir bereits gedachten.

Nach ungefährer Schätzung dürften wohl $^5/_{21}$ der Oberfläche Japans mit Waldung beſtanden ſein, beſonders alle höheren Flötz- und vulkaniſchen Gebirge. So ungern der Europäer im Hochgebirge das Geläut der Herdenglocken, das Rufen der Kühe und Schafe, ſowie den luſtigen Geſang des Hirten vermißt, ſo bringt doch gerade das Fehlen der Viehzucht den Forſten Japans bedeutenden Vortheil. Kein keimendes Samenkorn wird von dem Vieh zertreten, kein junger Baum von einer leckeren Ziege zerſtört. Die Waldungen ſind deshalb durchſchnittlich in gutem Zuſtande, trotzdem, daß der Verbrauch des Holzes außerordentlich ſtark iſt. Faſt alle Häuſer ſind nur aus Holz gebaut, jährlich bedarf die Schiffahrt anſehnliche Zufuhren der beſſeren Holzarten, desgleichen der Brückenbau. Allgemein wendet man Holz als Brennmaterial an und ſchafft es nach den entlegenern Orten und von den ſchwerer zugänglichen Gebirgstheilen als Kohlen. Bedeutende Maſſen verbrauchen die zahlreichen Porzellanfabriken und Ziegelbrennereien. Der Geſammtwerth der Waldungen Japans wird auf 1300 Millionen geſchätzt.

Der Verbrauch an Bauholz im Reiche wird noch bedeutend dadurch geſteigert, daß jährlich nicht wenige Feuersbrünſte ganze Ortſchaften einäſchern und durch die heftigen Teifune zahlreiche Schiffe und Boote zertrümmert werden. Der Holzhandel iſt deshalb für das Land ſelbſt von beſonderer Wichtigkeit und wird theils dadurch befördert, daß einzelnen Gegenden beſonders geſchätzte und für gewiſſe techniſche Zwecke geſuchte Holzarten ausſchließlich eigen ſind, in den weiten Kulturflächen dagegen das Holz überhaupt ſeltener iſt. Die Nutzhölzer werden gewöhnlich gleich auf dem Erzeugungsplatze in beſtimmter Weiſe bearbeitet.

Die Eigenthümlichkeiten des japanischen Häuserbaues kommen hier den Handwerkern sehr zu statten. Nicht nur daß, wie schon in Perry's Reise erwähnt wurde, die Häuser nach der Zahl der gleichgroßen Matten bestimmt werden und deshalb bestimmte Größenverhältnisse haben, es sind auch durch besondere Gesetze und durch den Gebrauch genau die Maße für Fenster, Fensterläden, Pfosten, Thüren und viele andere Theile der Gebäude vorgeschrieben, so daß ein Fenster, welches in den Gebirgen von Fakone, mitten in Japan, gefertigt wurde, genau in ein Haus in Nagasaki paßt. Die Wohnungen stehen ziemlich im Preise. Vor etwa 30 Jahren kostete eine armselige, mit Stroh gedeckte Hütte 25—50 Thlr. und das Haus eines mittelmäßig begüterten Landmannes 300—400 Thlr. Das meiste Holz zum Hausbau liefern die Nadelhölzer, die, wie bereits erwähnt, in 30 verschiedenen Arten die Inseln Japans bewohnen. Je nach der südlichen oder nördlichen Lage, je nach der Erhebung über den Spiegel des Meeres treten andere Geschlechter dieser Familie auf. So bildet auf Kiusiu die sparrigblättrige Cypresse (Cupressus squarrosa), besonders in der Provinz Figo und auf den Bergen von Sukejama bis zum 30° n. Br. ansehnlich große Waldungen, ist aber dabei nur ein niedriger Baum. Der gemeinste Nadelholzbaum ist die sogenannte japanische Fichte (dichtblütige Kiefer, Pinus japonica), die in Gemeinschaft mit Pinus Massoniana dichte Wälder vom Fuß der Gebirge bis zu 1800 Fuß Meereshöhe bildet. Ihre Stämme sind 40—50 Fuß lang und dabei wie bei unserer Edeltanne gerade und stark. Ihre Begleiterin steigt bis zu 3000 Fuß empor und hat wagrecht ausgebreitete Zweige. An der oberen Grenze ihres Vorkommens verkrüppelt sie zum unansehnlichen Strauche. Der Lebensbaum (Thuja dolabrata) ist auf Nippon einer der besten Bäume zu Nutzholz, eine nahe verwandte Art desselben mit hängenden Zweigen (Thuja pendula), die nur strauchförmig wird, wird in den Parkanlagen angepflanzt. Die Araragi-Fichte (Pinus Araragi) ähnelt der canadischen Tanne, Pinus firma dagegen unserer Fichte. Die Cunninghamia sinensis, eigentlich in China einheimisch, ist auf Japan vielfach angebaut. Die japanische Ceder (Cryptomeria japonica) bildet im Südtheile des Landes ansehnliche Wälder, meistens auf feuchtem Basaltgrund bei einer Meereshöhe von 500—1200 Fuß. Ihre Stämme sind 60—100 Fuß hoch, dabei 4—5 Fuß im Durchmesser, und der ganze Baum besitzt einen schönen pyramidenförmigen Wuchs. Das Holz ist wegen seiner Festigkeit und Weiße zu Nutzholz sehr geschätzt. Von Eiben kommen mehrere Arten vor (Taxus cuspidata, umbraculifera, tardiva, pedunculata), die Zapfenbeeren der einen Sorte (T. nucifera) werden gegessen. Auch Podokarpus ist in mehreren Spezies vertreten (P. Nageia, P. japonica, P. koraiana, P. macrophylla) und bildet schöne starke Bäume. Der Itsjo (Salisburia adiantifolia) ist auf S. 337 im Vordergrunde dargestellt. Der Baum im Mittelgrunde ist Ailanthus glandulosa.

Die Vornehmen suchen einen Ehrenpunkt darin, das Innere ihrer Wohnungen mit Täfelwerk und Schnitzereien aus kostbaren Holzarten zu verzieren. Das Holz der Ceder (Cryptomeria japonica) ist dazu sehr gesucht.

Würde sich bei unserer Wanderung durch das Gebirge im Innern ein Aino-

Jäger zu uns gesellen, so könnten wir vielleicht durch ihn noch mancherlei interessante Mittheilungen über die Verwendung der Waldgewächse erfahren. Er zeigte uns vielleicht die Benthamia japonica, deren erdbeerartige Früchte eine wohlschmeckende Speise bilden, — oder die sonderbare Hovenia dulcis, deren Früchte zwar ungenießbar sind, bei der sich aber die Blütenstandstiele und Fruchtträger zu saftigen Gebilden umwandeln, die angenehm süß schmecken, — oder die Aralia edulis, deren Wurzelstock sich zur Speise benutzen läßt. Noch sonderbarer dürften uns vielleicht die Blätter der Helwingia rusciflora anmuthen, von deren Mitte die Blüten entspringen. Sie müssen dem einfachen Bergbewohner gleichfalls als Gemüse dienen. Vor den Giftbeeren der Skimmia japonica werden wir dagegen gewarnt. Wir treffen auf Arbeiter, welche Bast von einem Lindenbaume abschälen, um Schiffstaue aus demselben zu drehen. Er zeigt uns den Ikajubi-Baum (Magnolia hyppoleuca), aus dem er seinen Pfeilköcher verfertigt hat, die Eibe (Taxus cuspidata), aus deren Aesten er den elastischen Bogen herstellte. Aus dem Holze einer Stechpalme (Ilex) macht der Aino jene sonderbaren Heulpfeile, die beim Durchschneiden der Luft tönen und durch welche die Hunnen und Tataren ehemals die Völker Europa's in Schrecken setzten. An dem vordern Ende befinden sich hohle Behälter mit seitlichen Oeffnungen, ähnlich den Brummkreiseln unserer Knaben. Wir lernen die Birkenarten kennen, mit deren Rinde die Ainos auf Krafto ihre Hütten decken, aus der sie Hüte, Dosen und Fackeln verfertigen, — die Erle, mit deren Rinde sie roth färben, — die Tesima (Morus indica), aus der sie die Schneeschuhe machen. Auf den nördlichen Inseln bauen die Ainos ihre Hütten gewöhnlich aus dem Holze des Fuppo (Abies jezoënsis), — vom Zuckerahorn benutzen sie den süßen Saft, von einem Zanthoxylon die wohlschmeckenden Früchte. Aus dem Kasjubri (Evonymus) fertigen sie Gefäße zum Wasserschöpfen, aus den Stämmen des Jamakire (Catalpa oder Paullownia) höhlen sie 50 Fuß lange Kähne aus, während das Holz der Gomuni (Quercus dentata) sich zu Schiffsgeräthen eignet. Auch das Holz des Binni (Laurus) wird zum Schiffsbau bevorzugt, da er eine bedeutende Höhe erreicht und am liebsten in der Nähe des Seestrandes wächst.

Schließlich werfen wir einen Blick auf den Wildstand der japanischen Waldungen, auf den uns das Bild S. 337 aufmerksam macht. Jagd war neben dem Fischfang ja in der alten Zeit die Hauptbeschäftigung der Ureinwohner, und noch jetzt bestreicht der Aino den Pfeil mit dem Giftsaft, den er aus der Wurzel des Sjosinozuke (Aconitum) gewonnen und mit einer Art langbeiniger Spinne (Phalangium) vermischt hat. Verwundet er mit dieser Waffe das Wild, so gerinnt dessen Blut schon nach wenig Minuten und fließt zersetzt aus Maul, Nase und Ohren. Verwundet der Aino sich selbst, so wendet er als Gegengift eine Salbe aus Bleiweiß und Zwiebelsaft an, nachdem er das faule Fleisch, daß sich sofort nach der Verwundung bildet, durch tiefes Ausschneiden beseitigt hat.

Der japanische Hase (Lepus brachyurus) hat nur die Größe unserer Kaninchen, dabei einen sehr kurzen Schwanz und kurze Ohren; auf dem Rücken ist er rothbraun, Kehle und Bauch dagegen weiß. Der schwarzhalsige Hase

(Lepus nigricollis) erhielt seinen Namen von seiner Färbung. Der Kopf ist ebenfalls schwarz gesprenkelt, der Rücken schwarz gewellt.

Der japanische Hirsch, der Sika (Cervus Sika auf Abbild. S. 337 rechts), ist um ein Drittheil kleiner als unser Edelhirsch, seine Geweihstangen sind fast gerade und tragen nur vier Sprossen, von denen zwei nach vorn und oben, die dritte, sehr kleine, nach innen gerichtet ist. Auch der Sika ist in der Färbung etwas dunkler als der Edelhirsch Europa's.

In den südlichen Theilen des Landes kommt eine Affenart (Inuus speciosus), obschon selten, vor, nahe verwandt mit dem Affen, der den Felsen von Gibraltar bewohnt. In der Jugend ist derselbe isabellfarbig, im Alter oben ockerbraun, unten dunkelgrau, seine Hände sind braunschwarz und der Pelz lang, sehr weich und fein. Auch eine flinke Haselmaus (Muscardinus elegans) klettert dem Eichhörnchen ähnlich von Busch zu Busch. Ihr Pelz ist graulich rostbraun mit dunklem Rückenstreifen. Von den Insektenfressern besitzt das Reich eine besondere dunkelbraun bis schwarz gefärbte Spitzmaus (Sorex murinus) und in dem Himisu (Urotrichus talpoides) einen interessanten Vertreter unsers Maulwurfs. Derselbe kommt nur in gebirgigen Gegenden vor und stößt keine Haufen auf, sieht in der Jugend hellbraun, unten bläulichgrau, im Alter dunkler aus. Außer mehreren Fledermausarten (Vespertilio macrodactylus, V. Molossus, V. abramas, V. Akokomuli) ist auch ein fruchtfressender Flederhund (Pteropus pselaphon) hier vorhanden.

Süße Hovenie (Hovenia dulcis).

Des Fuchses ist bereits Erwähnung gethan; es durchstreift die entlegneren Waldungen auch ein wilder Hund, „Nippon" genannt, dem Neufundländer oder dem Dingo ähnlich. Er hat die Größe eines Schäferhundes und ist dabei stark und kräftig gebaut, hat einen breiten Kopf und spitze Schnauze. Sein Pelz ist langhaarig und von fahler Färbung, sein Schwanz ziemlich lang und buschig. Eine große Hundeart treibt sich massenweis und herrenlos in den Straßen Jeddo's herum. Von diesem wilden Hunde ist der japanische Wolf (Canis hodophylax), der „Jamainu" der Einheimischen, sehr zu unterscheiden. Er ist kürzer und dabei von kräftigerem Gliederbau als der gemeine Wolf und hat eine längere, windhundartige Schnauze. Die Grundfarbe des Pelzes ist zwar grau, die Spitzen der Rückenhaare sind aber schwarz. Er hält sich in den waldigen Gebirgen in Gesellschaften zusammen. Die gemeinste wilde Hundeart auf Japan ist der

„Tanuki" oder Viverrenhund (Canis viverrinus), der von den Eingebornen zum genießbaren Widpret gezählt und vielfach verspeist wird. Er gräbt sich in den Bergwaldungen Höhlen wie der Fuchs, aus denen er bei Nacht zum Vorschein kommt, um Wurzeln oder Früchte zu verzehren, ähnelt also in seinen Sitten auffallend den Pflanzenfressern. Seines angeblich sehr schmackhaften Fleisches wegen wird auch der „Hatsimon" (Canis procyonoides) sehr gerühmt, der von den Sitten anderer Hunde auffallend durch das fast ausschließliche Verzehren von Früchten und dadurch abweicht, daß er mit Behendigkeit Bäume erklettert. Sein Gesicht gewinnt durch dunkle brillenartige Zeichnungen um die Augen einen sonderbaren Ausdruck.

Der japanische Marder (Mustela melampus) ist fahlgelb von Farbe, Rücken und Seiten schimmern etwas ins Röthliche, die Füße sind aber fast schwarz, Gesicht und Kopf schwärzlichbraun. Er hat an Größe und Gestalt viel Aehnlichkeit von dem sibirischen Zobel, nur einen kürzeren Schwanz. Auch das gemeine Wiesel ist auf Japan häufig. Die Fischotter (Lutra vulgaris), von den Japanern „Kawa uso" genannt, bildet eine eigenthümliche Zwischenform zwischen der europäischen und der nordamerikanischen Form dieses Thieres. Sie ist auf dem Rücken brauner als die unsere, am Bauche, an der Brust und Kehle jedoch spielt sie ins Graue. Dagegen ist sie nicht so dunkelbraun wie die kanadische. Sie bewohnt nicht nur die Ufer der Seen und Flüsse, sondern geht an letztern bis zur Mündung ins Meer herab, wo sie am Strande Jagd auf Fische macht. Ein Otterbalg wird mit 3—4 Thlr. bezahlt. Die Ainos besitzen ebensoviel Geschick im Erlegen der Fischottern als im Abziehen und Zubereiten der Pelze derselben. Sie trennen das Fell an der Schnauze zuerst ab und streifen es so über das ganze Thier zurück, ohne durch Aufschneiden dem Pelzarbeiter zum Nachtheile zu schneiden. Den leeren Balg füllen sie mit Alaun, Asche und Salz und trocknen ihn vorläufig an der Luft.

Eine Hauptrolle spielt bei den Jagden der Ainos der einheimische Bär (Ursus tibetanus auf S. 337 im Hintergrunde), der die Mitte zwischen dem malayischen und dem Lippenbär hält. Er ist von starkem Gliederbau und gedrungenem Körper. Sein Gesicht erhält durch die Form der Nase einen fast hundeartigen Ausdruck. Die Ohren sind sehr groß, der Pelz schwarz und auf der Brust mit einem weißen Gabelfleck gezeichnet. Im Herbst feiern die Ainos auf Jesso alljährlich das Osmia-Fest, bei dem der Kopf eines frisch erlegten Bären ein nothwendiges Stück der Staffage bildet. Außerhalb des Dorfes wird an einem schönen Tage eine Hütte aus Holz errichtet und in der Geschwindigkeit mit Baumzweigen gedeckt. An einer Breterwand ist nun der erwähnte Bärenkopf aufgehangen, neben demselben die Waffen und andere Kostbarkeiten des Häuptlings. Geheiligte Weidenzweige sind innen und außen an der Hütte aufgesteckt und am Boden Matten zum Daraufsetzen ausgebreitet. Eine Suppe aus Bärenfleisch eröffnet das Gastmahl und wenn der Saki die Gäste fröhlich gemacht hat, werden Gesänge und Tänze aufgeführt.

Die Waldungen Japans sind reich an Gewächsen, deren Säfte der ein-

heimische Arzt zur Heilung von Krankheiten und zur Stärkung der Lebenskräfte verwendet hat. Die Arzneibücher zählen gegen 1000 verschiedene einfache Medizinen (Simplicia) auf, die von Apothekern feilgeboten werden. Die Lorbeergewächse, z. B. Cinnamomum daphnoides, Tetranthera japonica, erzeugen gewürzhafte, ätherische Oele, Euscaphis staphyleoides bietet in seiner bittern, adstringirenden Wurzelrinde ein Mittel gegen Dysenterie, die Wurzel der Paederie wird als Brechmittel benutzt, die Beeren der Kadsura japonica werden als ein Mittel bezeichnet, durch welche Frauen den Wuchs des Haupthaares befördern können, die Wurzel von Smilax chinense gilt als sogenanntes blutreinigendes Mittel, Celastrus Orixa, Paeonia Mountan, Jasminum nudiflorum, Rumex Madaiva und viele andere haben andere Verwendungsweisen. Auch Thierstoffe finden in des Apothekers Küche Benutzung. In allen Läden werden getrocknete Eidechsen feilgeboten, die bei Lungenübeln stärken sollen und gepulvert Kindern gegen Wurmleiden verordnet werden. Die Blätter des oben erwähnten Pfefferstrauches (Fagara piperita) pulvert man, mischt sie mit Reisbrei und legt sie statt spanischen Fliegenpflasters auf.

Wir setzen im Geiste unsere Wanderung am Gebirge hinauf fort und gelangen in die vorhin erwähnten Nadelholzwaldungen. Vom nadelbedeckten Boden schauen uns Verwandte unserer Heidelbeeren entgegen (Vaccinum ciliatum, V. bracteatum, V. hirtum), ebenso Andromeden (Andromeda Dodan) und Alpenrosen (Azalea japonica). Wir erreichen das Ende der Baumgrenze, — nur niederes Wachholder- und Kiefergestrüpp, das an unser Knieholz erinnert, kommt vor und schließlich blühen nur noch einzelne Alpenblumen zwischen den ummoosten Felsen. Die meisten höhern Kuppen und Kegelberge der Inseln sind Vulkane, theils erloschene, theils noch jetzt thätige. Die Klüfte, welche sie durchziehen, die senkrechten Abstürze, welche die Basalt- und Trachytmauern bilden, machen die höhern Theile der Gebirge äußerst schwer zugänglich und werden deshalb nur selten besucht. Hier oben hat die japanische Gemse, die rauhe Antilope (Antilope crispa), ihren Aufenthalt, ist aber verhältnißmäßig sehr selten. Das hübsche Thier hat einen kurzgedrungenen Leib, dabei einen dünnen Hals, kurzen Kopf und eine sehr verschmälerte Schnauze. Die Ohren sind auffallend groß und oval, die Beine hoch und dünn. Der Schwanz gleicht einem kurzen, dünnen Ziegenschwanze. Die Hörner treten gleich von Anfang an weit auseinander und übertreffen die Ohren an Länge; sie sind nur sanft gekrümmt. Am Grunde sehr stark und geringelt, verdünnen sie sich schnell nach oben und werden glatt. Die langen Hufe sind scharf zugespitzt und zum Klettern vortrefflich geeignet. Das grobe Haar des Pelzes ist lang und gekräuselt, an den Wangen verlängert. Das Oberhaar ist seidenartig glänzend, weiß und braun gefärbt. Schnauze, Stirn, Ohren und Füße sind graubraun. Der Rücken braun, das dichtere und längere Winterkleid ist röthlich braun. Auf den Gebirgen der Aleuten lebt auch der Argali (Ovis Argali).

Die kahlern felsigen Theile der Gebirgskämme weisen uns darauf hin, einen Blick auf den Reichthum der japanischen Inseln in Bezug auf Mineralien

zu thun. Das flache Küstenland ist größtentheils aus Flötzgesteinen gebildet, die theils durch emporsteigende Vulkane vom Grunde des Meeres emporgehoben wurden, theils von den Flüssen, die von den Gebirgen herabströmten, angeschwemmt. Ueber den geologischen Bau dieses Vorlandes haben wir noch verhältnißmäßig wenig Kenntniß, da die Japaner selbst bei ihren Naturaliensammlungen mehr auf Kuriositäten und auf metallversprechende Gesteine achten, als auf die leitenden Versteinerungen. Im Norden der Insel Sikok wurde ein Mammuthsschädel von ziemlich sechs Fuß Länge gefunden. Die Japaner schreiben dergleichen fossile Ueberreste fabelhaften Drachen zu, die in der Götterlehre eine Rolle spielen.

Granite und Basalte ragen schon in den unteren Gegenden inselartig hervor und in den höheren Gebirgstheilen sind die vulkanischen Gesteine die vorherrschenden.

Der Bergbau und die Gewinnung edler Metalle in Japan bildete zwar lange Zeiten hindurch die fast ausschließliche Grundlage des Handels, den die Holländer mit diesem Reiche unterhielten, sie scheinen aber durchaus nicht in einer Weise getrieben zu werden, welche dem muthmaßlichen Reichthum des Landes an unterirdischen Schätzen entspräche. Zu Tage ausgehende Erzadern, welche die erste Veranlassung gegeben haben mochten, die Metalle zu benutzen, werden schwerlich noch aufgefunden, der Bergbau wird nur in mühsamer Stollnarbeit betrieben und rein durch beschränkte praktische Grundsätze geleitet. Es fehlen dem japanischen Bergbauwesen alle jene theoretischen, wissenschaftlichen Mittel, durch welche sich der europäische in den letzten Jahrzehnten so außerordentlich gehoben hat, durch welche man sich das Auffinden von Lagerstätten, das Aufschließen derselben, das Bewältigen der Tagwasser, sowie das Hüttenwesen so sehr erleichtert hat. Den Magnet kannte man in Japan schon sehr früh. Bereits im siebenten Jahrhundert wird in den Jahrbüchern von einem Rad gesprochen, welches nach Norden zeige. Das Silber soll im Jahr 674, Gold im Jahr 649 und Kupfer im Jahr 708 entdeckt worden sein.

Im ersten Jahrhundert des Verkehrs der Europäer mit Japan war der Metallreichthum des Landes sehr bedeutend. Nach den alten, aus jener Zeit stammenden Nachrichten prägte man damals in Nagasaki jährlich (im Jahre 1706) 6,192,800 Kobang Gold, oder nach unserm Gelde für 41,748,300 Thaler, ferner 112,268,700 Taels Silber (126,140,000 Thlr.) und für 1,228,997,500 Livres Kupfer (412,198,660 Thlr.). Die hohen Preise der Landesprodukte, welche noch gegenwärtig in Japan gebräuchlich sind, und auf welche wir oben beim Hausbau bereits aufmerksam machten, lassen noch gegenwärtig auf größere Geldmengen schließen, die im Lande cursiren. Der bedeutende Aufwand vieler Vornehmen und Reichen weist auf ansehnliche Hülfsmittel an edlen Metallen hin, die vielleicht theilweise dem Schatze des Siogun entquellen und aus den Gold- und Silberminen des Landesoberhauptes, sowie der Fürsten entspringen. Nach Siebold's Mittheilungen waren (1826) in Jeddo und Ohosaka bedeutende Mengen von gemünztem Gold und Silber im Umlauf. Auf der Insel Sado und in den Land-

Thierleben in Japan.

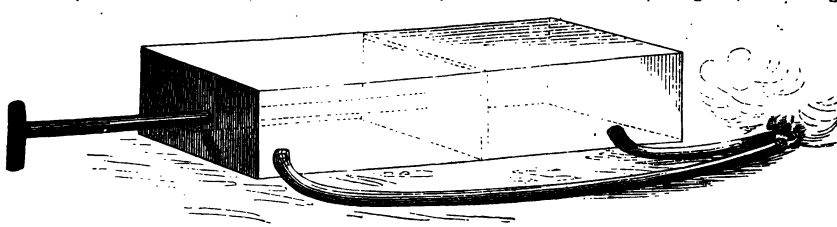
schaften Dewa und Tasima (in den Distrikten Akiha und Satsi ohana) sind die Erze der dortigen Kupferminen zugleich silber- und goldhaltig. Ebenso ist es bekannt, daß mehrere Flüsse in der Landschaft Tohotomi Goldsand führen und in Satsuma ansehnliche Mengen Gold gewonnen werden. Der Fürst jenes Gebietes entrichtet seinen Jahrestribut an den Siogun in 125 Kin (150 Pfund) dieses Metalles. Silber wird verhältnißmäßig weniger gewonnen, steht deshalb in höherem Werth. Am reichsten ist die Ausbeute in Kupfer. Die Minen im Beziscan-Gebirge in der Landschaft Ijo auf Sikok liefern jährlich 7200 — 8000 Pikol (900,000 — 1,000,000 Pfund) Metall, diejenigen in Nambu in Mustu 4000 — 5300 Pikol (500,000 — 662,500 Pfund), die Minen in Akita in Dewa geben 6000 (750,000 Pfund), jene vom Kamegama-Gebirge auf der Insel Sado erzeugen 2000—2500 Pikol (250,000 — 307,500 Pfund), also zusammen ungefähr gegen 20,500 Pikol (2,562,500 Pfund) Kupfer. Das für den Handel bestimmte Stabkupfer wird ausschließlich in Ohosaka in die vorgeschriebene Form gebracht. Den dabei gebräuchlichen Vorgang beschreibt Thunberg in folgender Weise. „Das Haus", sagt er, „worin man diese Operation vornahm, hatte einen Umfang von zehn bis zwölf Ellen, und an einer Wand war eine Mauer wie eine Nische aufgeführt. In der letztern stand ein Herd, auf dem das Erz vermittelst kleiner Blasebälge geschmolzen ward. Nebenbei war ein Loch ungefähr eine halbe Elle tief gegraben. Ueber dasselbe waren zehn viereckige eiserne Stangen nur einen Finger breit aus einander gelegt, und zwar die eine Ecke aufwärts gekehrt. Ueber diese war ein Stück Segeltuch ausgespannt und zwischen die eisernen Stangen niedergedrückt. Darauf ward nachher Wasser ungefähr ein paar Zoll hoch geschüttet. Das geschmolzene Gut ward mit eisernen Kellen aus dem Herde genommen und in diese beschriebenen Formen gegossen, so daß jedesmal zehn bis elf Stangen von der Länge einer Viertelelle fertig wurden. Sobald diese herausgenommen waren, ward mit dem Gießen fortgefahren und das kalte Wasser jedesmal frisch aufgeschüttet. Das japanische Kupfer scheint davon seinen Glanz zu haben, daß man es dergestalt in Wasser gießt." Jedes dieser Stäbchen wiegt etwa ein halbes Pfund und für die Holländer wurde ungefähr ein Pikol (125 Pfund) in je eine Kiste zum Versenden eingepackt.

Die japanischen Münzen, besonders die ältern, sind von sehr verschiedenem Gehalt und manchfaltiger Form. Einige sind platte Rundstücke ähnlich den unseren, andere dagegen viereckig, andere bohnenartig langrund, noch andere gleichen sogar Erbsen. Eben so abweichend sind die eingedrückten Stempel. Auf einigen Goldmünzen ist das Bild des Daikokus ausgeprägt. Es ist dies der japanische Merkur, der Gott des Handels und des Reichthums, der auf zwei Reissäcken sitzend, in der rechten Hand einen Hammer, in der linken einen Sack haltend, dargestellt wird. Außer Gold-, Silber- und Kupfermünzen hat man auch dergleichen von Messing und Eisen. Vielfach sind auch Wechselanweisungen im Gebrauch, besonders Ausländern gegenüber, da Ausfuhr von edelm Metall und Münzen sehr streng verboten ist.

Außer den oben genannten Minen sind auf den verschiedenen Inseln des

Reiches noch andere in Betrieb, deren jährliche Ausbeute auf 20,000 Pikol (2,500,000 Pfund) veranschlagt wird. Im Lande selbst ist viel Kupfergeschirr, so wie Kupferbleche an den Thür- und Fensterbeschlägen der feuerfesten Magazine in Gebrauch. Große Mengen werden außerdem zu erzenen, bronzenen und messingenen Verzierungen der Gallerien und Tempel, Brücken und Prachtgebäude, zu gottesdienstlichen Geräthschaften und Idolen verwendet. Die jährlich erzeugte Menge Kupfer dürfte sich deshalb wol auf 50—60,000 Pikol (6,250,000 — 7,500,000 Pfund) steigern. Die Ausbeute der gewonnenen Erze würde eine viel bedeutendere sein, wenn nicht durch die unvollkommene Beschickung der letztern und das mangelhafte Hüttenwesen so viel verloren ginge, daß man vielleicht nur 4—5 Procent des Gehaltes gewinnt. Zu den Arbeiten in den Kupferminen werden vielfach Staatsverbrecher benutzt.

Eisen wird im Verhältniß zur zahlreichen Bevölkerung sehr wenig erzeugt, die jährliche Ausbeute mag nicht viel über einige Hunderttausend Centner betragen. Das Stabeisen steht in einem unverhältnißmäßig hohen Preise im Vergleich mit dem Roheisen. Es läßt dies auf ein kostspieliges und umständliches Verfahren schließen, das beim Frischprozeß gebräulich ist. Vom Gußeisen gilt gilt der Centner gegen 4—6 Thaler, vom Stabeisen 14 Thaler, vom Stahl gar 20—24 Thaler. Die Abbildung S. 341 führt uns in eine japanische Schmiedewerkstatt ein, in welcher uns die abweichende Form des Blasebalges fremdartig



Japanischer Blasebalg.

auffällt. Wie auf der beistehenden Abbildung zu sehen ist, besteht derselbe aus einem Kasten, aus welchem ein Luftrohr nach dem Feuerherd führt. Die Luft selbst wird durch das Hin- und Herschieben eines dichtschließenden Schiebers zum Entweichen genöthigt. Das Instrument erfordert deshalb viel größere Anstrengung bei seiner Handhabung, als dies bei den Blasebälgen unserer Schmiedewerkstätten nöthig ist. Nach Kämpfer's Angaben soll sich Eisenerz nur an den Grenzen von Mimasaka, Bitsju und Bizen finden, dort aber in großer Menge. Obschon der Verbrauch von diesem Metall entfernt nicht mit dem zu vergleichen ist, wie er in Europa stattfindet, da man des hohen Preises wegen viele Gegenstände aus Kupfer fertigt, zu denen wir Eisen verwenden, so findet man doch immerhin zahlreiche Dinge aus gegossenem oder geschmiedetem Eisen dargestellt. Allgemein gebraucht man gegossene Kochgeschirre aus Eisen, Waffen und

Geräthe zum Landbau und Häuserbau, zu den Handwerkszeugen der Zimmerleute und Tischler.

Außer den genannten Metallen besitzt Japan auch Zinn, Blei, Schwefel, Zinnober, Arsenik, Alaun, Salpeter, Braun- und Steinkohle. Ehedem machte man auch Zeuge aus feinstrahligem Asbest. Bimsstein ist in dem mit Vulkanen überreich gesegneten Lande keine Seltenheit. Auch weißer Marmor und Serpentin kommen vor. An einigen Stellen quillt ein feines Bergöl aus der Erde. Granit und Basalt liefern feste Bausteine. Sie wurden in Gemeinschaft mit Feldsteinen zu cyklopischen Mauern und Sockeln der Gebäude, zu Götzenbildern, Grab- und Denkmälern verwendet. Einen besondern Ruf hat aber das Land durch seine vorzügliche Porzellanerde gewonnen, mittelst welcher es möglich wird jene schönen Geschirre in so bedeutenden Mengen herzustellen. Selbst der ärmste Japaner besitzt Porzellangeschirr. Auch die Ziegelbrennerei ist im Schwunge. Die japanischen Dachziegel sind meistens schöner und dauerhafter als die bei uns gebräuchlichen.

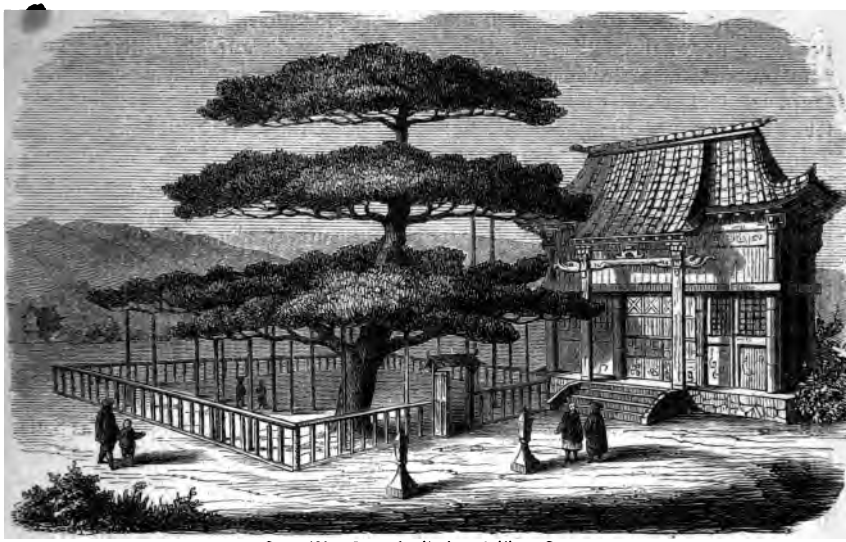
Bei der reichen Fülle von Formen, welche die japanische Natur entfaltet und bei dem Grade von Sinnigkeit, welcher der Bevölkerung des Landes nicht abgesprochen werden kann, ist es leicht zu erklären, daß besonders die Pflanzenwelt in höherem Grade in die religiösen Anschauungen und gottesdienstlichen Gebräuche verwebt worden ist, als solches bei den Völkern des kühlern Europa's der Fall ist. Die buddhistische Religion beförderte noch jene Neigung und verschmolz in eigenthümlicher Weise mit dem alten Kami-Dienste, der ein Naturkultus war.

Es ist in den frühern Kapiteln der Perry'schen Reise mehrfach darauf hingewiesen worden, welchen Geschmack die Japaner bei Anlage ihrer Tempelbauten entwickeln. Die Mönche wenden sich daselbst nicht an die Landesregierung, um mit Hülfe von Gesetzen und Kirchenzucht die Bevölkerung zum Besuch der Gotteshäuser zu zwingen, sie suchen statt dessen alles Mögliche hervor, um die Frommen herbeizuziehen, indem sie vorzüglich die Umgebung der Gebäude interessant und angenehm zu machen suchen. Man wählt stets die am schönsten gelegenen, die besten Aussichten gewährenden Plätze aus. So sind in der nächsten Umgebung von Nagasaki zwischen 50—60 Tempelgebäude auf den Hügeln und Bergvorsprüngen gelegen, die sich unter einander so sehr ähneln, daß der ankommende Fremde für den ersten Augenblick völlig bestürzt wird. Zu allen führen vom Fuß der Berge schön unterhaltene Stufenreihen von mitunter sehr bedeutender Länge hinauf, die an den Seiten von schattigen Alleen eingefaßt sind. Die einzelnen Tempel suchen sich durch Merkwürdigkeiten, Schönheit ihrer Anlagen oder besondere Annehmlichkeiten zu überbieten, da das Einkommen der Priester durch den stärkern Besuch gesteigert wird. Ringsum blühen prächtige Azaleen und Kamellien, prahlende Päonien und herrliche Lilien, sowie Orchideen. Nandina- und Aukuba-Gesträuche stehen als glückbringende Gewächse zu den Seiten des Eingangs. Der Celastrusstrauch (Celastrus alatus) fällt durch seine breit geflügelten Zweige auf. Heirathslustige Japaner sollen denselben, nach Thunberg's Erzählung, vor die Thüren ihrer Häuser pflanzen, um anzuzeigen, daß

auf, bevor sie sich von dem Felsen hinab ins Meer stürzte, das ihren Bräutigam verschlungen hatte. An einer andern Stelle zeigt der Priester dem Gläubigen einen Bambusstrauch, der aus einer längst verdorrten Angelruthe entstand, welche ein Halbgott der Vorzeit hier in die Erde pflanzte. Einige dieser Tempel sind berühmt wegen der zahlreichen Nachtigallen, welche sich in den Gebüschanlagen der Nachbarschaft aufhalten, andere zeichnen sich aus durch Schaaren von schöngefärbten Enten, Gold- und Silberfasanen und anderm schönen Gevögel, einige halten Schildkröten in kleinen Teichen oder schillernde Fische, und einige haben sogar einen besonderen Ruf durch die zahlreichen leuchtenden Johanniskäferchen erhalten, welche sich in ihrer Nähe aufhalten. An den Abhängen der Tempelberge sind nicht selten Wildparks angelegt, in denen schäumende Quellbäche liebliche Wasserfälle bilden und Schaaren von Singvögeln und anderm Gethier gehegt werden. Auch in Privatgärten, besonders denjenigen fürstlicher Personen, findet man eine geschmackvolle Benutzung von den Vortheilen, welche die Landschaft mit Hügeln und Wasserbassins der Gartenkunst bietet. Die Abbildung am Anfange dieses Abschnittes führt uns eine Partie aus einem japanischen Garten vor, die sich unsern Parkanlagen ganz gut an die Seite stellen dürfte.

Als Opfergaben werden außer Blumen mancherlei Erzeugnisse der Pflanzwelt dargebracht: Früchte, Reis, Reiskuchen und Thee.

Der alte Naturdienst klingt noch bei Ainos und Japanern in zahlreichen Gebräuchen, Bezeichnungsweisen u. dgl. fort. So bezeichnen z. B. die Ainos auf Jesso ihre Grabstätten mit Baumsturzen, in welche sie Verzierungen einschneiden. Das heilige Zeichen ist dabei das sogenannte Inao, d. h. ein Weidenholz, an dessen oberem Ende ein oder zwei quirlförmige Büschel Späne befestigt sind. Diesem Inao gleicht das Hei oder Gohei, ein heiliges Geräthe, das die Japaner auf Nippon beim Gottesdienste benutzen und zu welchem sie einen Pfahl aus dem Holze des Sonnenbaums (Thuja Hinoki oder Retinispora obtusa) benutzen. An das obere Ende dieses Pfahles befestigen sie Papierstreifen. Das Gohei wird besonders bei dem Kamidienst angefertigt, welcher bei der Feier das Neujahrs sich noch aus alter Zeit erhalten hat, und erinnert in manchen Beziehungen an unsern Weihnachtsbaum mit seinem Schmuck. Zu jenem Feste richten die Priester eine besondere Halle zu, die sie „Oho tabi tokoro", den „hohen Ruheplatz der Reise", nennen. Sie ist äußerst einfach gebaut, um an die einfache Bauweise der Alten zu erinnern, und besteht nur aus leichten Bambusstangen, auf die man ein Strohdach errichtete und deren Seiten man mit Matten behing. An dem Giebel der Festhalle befestigt man Zweige vom Sonnenbaum (Thuja Hinoki) oder der japanischen Cypresse (Cupressus japonica), vor dem Eingang stehen ebenfalls zwei grüne Tannen. In der Nähe ist ein helles Feuer angezündet und mit dem Wasser, das in einem Kessel über demselben siedet, besprengt man mittelst Bambusbesen den Platz. Der einzelne Hausvater schreitet an demselben Feste durch seine Wohnung und wirft unter die Seinen mit vollen Händen geröstete Maiskörner aus, indem er dabei ruft: „Böser Feind, weiche hinaus! Glück und Segen herein!" —



Japanischer Tempel mit einer heiligen Tanne.

Am dritten Tage des dritten Monats feiern die Mädchen und Jungfrauen das „Pfirsichblütenfest", auch wohl Puppenfest genannt, etwas später die männliche Jugend das Kalmus- oder Flaggenfest. Am neunten Tage des neunten Monats wird das Goldblumenfest begangen.

Außer diesen, das ganze Volk in Anspruch nehmenden Festen begeht man in den engern Kreisen noch andere, die ebenfalls zum Theil an das Naturleben und an den wechselnden Lauf des Jahres angeknüpft sind. So feiert man am Hofe des Siogun und des Mikado ein Fest des „Bewirthens auf ein Bohnenmuß" und bezeichnet damit den Winter, in welchem grüne Pflanzenspeisen fehlen. Dann folgt das „Darbringen der frischen Gemüse", später im vierten Monat das „Beschauen der Fusi-Blumen und Belustigungen unter den Fusi-Lauben". Am fünften Tage des fünften Monats veranstaltet man die „Lese der heilsamen Kräuter und Schutzmittel gegen ansteckende Krankheiten", bis im Herbst festlich mit dem „Beschauen der buntwerdenden Ahornblätter" geschlossen wird.

Kämpfer erzählt, daß ein japanischer Herrscher, der im Zeichen des Hundes geboren war, den Befehl erlassen habe, jede Straße einer Stadt müsse eine bestimmte Anzahl Hunde halten. Es sind für dieselben besondere Hundeställe eingerichtet, man pflegt die Thiere sorgsam, wenn sie erkranken, und beerdigt sie, sobald sie sterben, auf den Bergen. Von den Frauen werden Schooßkätzchen gern gehalten und gehätschelt. Dem Namen nach zu urtheilen, scheint man sie aus China erhalten zu haben, denn die Japaner nennen sie Mia, die Chinesen Miau.

Wie sich aus den vorstehenden Umrissen der japanischen Natur ergiebt, birgt das Land noch zahlreiche mineralogische Schätze, welche auf die geistige Macht der Europäer zu warten scheinen, um ans Licht zu steigen und den großen Kreislauf durch die Industrie anzutreten. Die hohe Ausbildung, welche das Gewerbsleben der Japaner in manchen Beziehungen erhalten hat, die Erzeugnisse seiner Pflanzenwelt, die sich wahrscheinlich ansehnlich steigern lassen, sobald sie europäischer wissenschaftlicher Forschung unbeschränkter zugängig werden, bieten dem Handel werthvolle Stoffe zur Ausfuhr, während die geringe Entwickelung anderer Zweige, besonders die vernachlässigte Wollenmanufaktur und Eisenfabrikation mit dem ganzen Maschinenbauwesen die Hauptrichtungen bezeichnen dürften, in denen die Einfuhr vorwärts zu gehen hätte.

Zugleich steht zu hoffen, daß durch den freien Verkehr mit den verschiedenen Nationen die starren Gesetze des Landes sich mildern und der segenbringenden geistigen Entwickelung des lernbegierigen Volkes eine Bahn betreten lassen, durch welche es in den Verband der gebildeten Nationen eintritt und zwar, ein seltener Fall in der Geschichte der Welt, auf unblutige Weise. Dies letztere wäre als der Lorbeerzweig zu bezeichnen, den sich Perry für immer errungen und den wir im Geiste auf seinem Grabe niederlegen, in welches man unlängst seinen von Anstrengungen erschöpften Körper bestattet. Möge ein weitästiger Sonnenbaum seinen Denkstein beschatten und Hortensien und Kamellien denselben umblühen!

seine Sendung einen ernsteren Zweck habe, und daß er sich nach Jeddo begeben müsse, um dem ersten Minister schriftlich die friedlichen und wohlwollenden Instruktionen mitzutheilen, mit denen ihn sein Kaiser betraut habe. Diese Erklärung schnitt alle Einwendungen ab.

Am folgenden Tage wurden Geschenke unbedeutender Art an Bord des „Laplace" gebracht; sie kamen vom Gouverneur, der außerdem zwei Ries schönes Papier beigefügt hatte, die, wie er sagte, die geistreichen Gedanken des ersten Rathes des französischen Kaisers aufzunehmen bestimmt seien. Nach mehreren Besuchen und Gegenbesuchen rückte der Moment der Abreise für die Franzosen heran. Der Gouverneur sendete mehrere seiner Offiziere an Bord des „Laplace", um den Tod des Kaisers anzuzeigen und durch diese Nachricht den Baron von Jeddo fernzuhalten, da dort allgemeine Trauer herrsche. Der Gesandte erwiederte, daß er großen Antheil an diesem Ereigniß nähme, daß die französische Flagge zum Zeichen der Trauer nur zur Hälfte aufgehißt werden sollte, daß er sich aber nicht behindern lassen werde, am 19. September nach der Hauptstadt zu steuern.

An diesem Tage warfen wirklich die Schiffe vor der Stadt Anker. Eine Dschunke segelte sofort an den Laplace heran, mit dem Verlangen, die französischen Schiffe möchten ihren Ankergrund verlassen und sich nach Kanagawa begeben, wo sie willkommen sein würden. Sechs hohe Würdenträger kamen den Tag darauf selbst an Bord und bemühten sich in einer langen Unterredung, die Franzosen von einer Landung in Jeddo abzubringen, indem sie außer der eben herrschenden Trauer die schrecklichen Verheerungen schilderten, welche die Cholera in Jeddo anrichte, da täglich 4—500 Menschen dieser Würgerin zum Opfer fielen. Als die Japaner alle ihre Ueberredungskraft vergeblich aufgewandt sahen, verlangten sie nur, daß der Brief, den der Baron an den ersten Minister senden wolle, erst am folgenden Tage, und zwar in einem kleinen, außerhalb der Stadtmauer gelegenen Tempel abgegeben würde. Gros willigte ein unter der Bedingung, daß er noch an demselben Tage die Antwort des Ministers erhalte.

Die Sache ging gut von Statten und der Baron Gros nahm in Jeddo von dem Bonzenkloster Besitz, das er sich zu seiner Residenz auserkoren hatte. Die Unterhandlungen wurden rasch betrieben, so daß man nach Verlauf von fünf Tagen an die Abfassung des Vertrages gehen konnte. Am 9. Oktober fand die Unterzeichnung desselben statt. Er war in mehreren Abschriften ausgefertigt, die theils französisch, theils in gewöhnlichem Japanisch, sowie in jenem nur von den Bonzen und den Autoritäten des Reiches verstandenem Japanisch und Holländisch abgefaßt waren. Zum ersten Male wehten in der Residenz des „großen Monarchen" französische Farben.

Durch diese Gesandtschaften und Vertragsabschlüsse, wie wir sie in diesem Buche verfolgten, war Japan aus seiner politischen Ruhe aufgerüttelt worden; Parteien begannen sich zu bilden, von denen die eine für die Neuerungen sprach, während die Adeligen mit Besorgniß in die Zukunft schauen, fürchtend für ihre alten Rechte und Privilegien. Die erste scheint immer zahlreicher zu werden,

daß sie ihre meisten Stimmen im Volke hat, das durchaus einen Verkehr mit den fremden Nationen als nutzenbringend begrüßt. Die Regierung ist auf die Anschauungen dieser Partei in mehrfachen Punkten bereits eingegangen; das wichtigste Resultat dürfte die Ausrüstung der japanischen Gesandtschaft nach Nordamerika sein.

Dieselbe betrat in San Francisco zuerst das Festland. Sie bestand aus zwei Fürsten vom höchsten Range und aus zwei andern fast gleich hohen Herren; außerdem waren der Expedition Beamte, Dolmetscher und Andere, im Ganzen 50 Personen beigegeben. Dies ist die erste Gesandtschaft, welche von der japanischen Regierung an irgend eine christliche Macht abgeordnet worden ist; und daß aus der Reihe der Mächte die Vereinigten Staaten von Nordamerika als die erste gewählt wurde, das gereicht ebenso den Amerikanern wie der Politik der Japaner zum Ruhme und zur Ehre. Denn während über Portugiesen, Holländer, Russen und Engländer häufige und bittere Klagen von Seiten der Japaner geführt wurden, waren es gerade die Amerikaner, welche die Rechte und die Interessen jenes Volkes gebührend gewürdigt hatten. Zudem sind auch die Japaner gewitzigt genug, um zu begreifen, daß die enorme Kulturentwickelung in Amerika für ihre handels-politischen Beziehungen vom größten und am meisten ins Gewicht fallenden Vortheil sein könne.

Washington war das Endziel der Gesandtschaft. Von nun ab werden sich zwei kultivirte Völker, die bisher die Schranke einseitiger politischer Engherzigkeit trennte, die Hände reichen über den Großen Ocean!

Neben der wichtigen Rolle, welche die Union, England, Rußland in Ost-Asien übernommen haben, bleibt der Zukunft noch eine größere zur Durchführung vorbehalten. Mag England sein gewaltiges indisches Reich bis noch vor Kurzem ausschließlich für seinen Handel ausgebeutet haben, mag Holland noch heutigen Tages in seinem Java, Spanien in seinen Philippinen eine Schatzkammer seiner kommerziellen Interessen erblicken, wie in diesem Sinne Holland seine amerikanischen Besitzungen, England sein Kap der guten Hoffnung, Frankreich sein Algerien beherrscht, so führt die Concurrenz der Großmächte im östlichen Asien nach einer höheren Aufgabe hin, nach der Durchführung eines europäischen Gesammteinflusses. Es wird das erste Augenmerk darauf gerichtet sein müssen, neben den Beweisen der Ueberlegenheit in der See- und Landmacht Proben abzulegen von der Meisterschaft in Technik, Handel und Industrie. Dadurch, daß keine Macht der andern einen ausschließlichen Einfluß auf die ostasiatischen Verhältnisse zugesteht, werden sie vielmehr in einträchtigem Zusammenwirken als Verwalter, Ordner und Leiter jener Völker aufzutreten haben, welche zu einer hohen Kulturentwickelung berufen zu sein scheinen.

Sehen wir uns einmal darnach um, welche natürlichen Begünstigungen die drei großen und ersten Concurrenzmächte, Rußland, Nord-Amerika und England, für eine engere Verknüpfung mit Ost-Asien haben.

Russische Schiffe befahren bereits den Amur; immer mächtiger schreitet Rußland *in Inner-Asien* vor und bald dürfte des Czarenadlers gewaltiges Gefieder

die Grenzen China's umspannen. Schon seit vielen Jahren ist in Peking eine stehende Gesandtschaft, durch deren Hülfe der russische Koloß sich unabweisbar als Schutzherr aufdringen wird.

Durch die Entdeckung der Goldlager und neuerdings der reichen Silberminen Californiens, sowie durch die wachsende Bedeutung, welche dieser Staat durch Einwanderung von Ost und West, durch Handel und Verkehr gewonnen hat, ist für Nord-Amerika der natürliche Einfluß auf China und Japan fest gegründet. Welche ungeheuren Anstrengungen die Union für ihren Welthandel in dem letzten Jahrzehnt gemacht hat, das zeigen zur Genüge die Schienenstraßen, die sie von Ost nach West, von Süd nach Nord gelegt, das zeigen die Bemühungen, die Landenge von Panama für die Schiffahrt zu öffnen und unter die Schirmherrschaft der Vereinigten Staaten zu bringen.

England endlich ist vorzugsweise mit dem Osten Asiens verknüpft. Das neue Leben, welches an die Ufer und die Mündung des Fraserflusses gezogen ist, hat England im Norden der amerikanischen Union zu einer Macht gehoben, welche nothwendig auf den Stillen Ocean hingewiesen wird. Keinem Beobachter kann ferner der ungewöhnliche Einfluß entgangen sein, den England durch die riesenschnelle Entwickelung Australiens gewonnen hat. Rechnet man dazu die Unterordnung Indiens unter die Krone Englands, die Umspannung desselben durch Eisenbahnen und Telegraphenlinien, seine Festsetzung im Rothen Meere, in Singapur und Hongkong, so kann Niemand in Zweifel darüber sein, daß es den ganzen Südosten China's gängelt und bei der unvermeidlichen Umgestaltung dieses Reiches wol die erste Rolle spielen wird.

Auch Frankreich hat sich, wie oben mitgetheilt wurde, an der großen Völkerconcurrenz betheiligt; es wird aber so lange ein untergeordneter Mitbewerber bleiben, als nicht sein Handel durch Aufhebung der Zollerschwerungen und Bevormundungen verschiedentlicher Art entwickelungsfähiger gemacht worden ist. Mit sicherem Takte hat die französische Regierung herausgefühlt, daß ihre annoch unbedeutende Stellung im Osten Asiens gegenüber den Erfolgen der drei ersteren Mächte eine ungünstige Rückwirkung üben müsse auf ihre Machtstellung im europäischen Staatenverbande. Deshalb hatte sie sich beeilt, nach dem Vorgange jener Mächte internationale Verknüpfungen mit Japan anzubahnen. Vielleicht daß gerade dadurch der Engherzigkeit der französischen Handelspolitik der Todesstoß versetzt wird.

Und Deutschland! Sollte es zurückstehen und sich überflügeln lassen in dem Wettstreite, der auch seine Interessen mehr oder weniger berührt? Eine Säumniß in solchem Augenblicke würde heißen: für immer unterliegen! Die Deutschen haben es auch bewiesen, daß sie in Schiffahrt, Handel und Industrie hohe Fachkenntniß und kräftigen Unternehmungsgeist besitzen; nur ist es nöthig, daß diesem Trieb die Bahnen vorgezeichnet werden durch die Unterstützung der Regierungen, besser noch einer Handels-Centralregierung. Und diese Rolle zu übernehmen und energisch durchzuführen, scheint Preußen berufen zu sein. Schon ist ein Geschwader dieses deutschen Großstaates auf der Fahrt nach den

ärtlichen Meeren begriffen und es wird der preußische außerordentliche Gesandte für Japan, Graf Eulenburg, mit dessen Regierung in Unterhandlungen treten, damit die Wiedereröffnung Japans auch unserm Vaterlande den Segen bringe, welcher aus der Theilnahme am Welthandel allen dabei Betheiligten erwächst. Hoffen wir, daß ein glücklicher Stern ihm leuchte auf seiner großen Mission, und daß durch Preußens Erfolge für Deutschlands Handel nach den fernen Küsten Asiens eine neue Aera beginne!

Es ist keine Zeit zu verlieren, daß Deutschlands, Preußens, des deutschen Zollverein, daß Oesterreichs Erzeugnisse auf den neugeöffneten Weltmarkt in Ost-Asien erscheinen. Da sowol in China wie in Japan Schafzucht fast gänzlich fehlt, so werden es in erster Reihe Tuche und wollene Stoffe sein, die als Ausfuhrartikel nach jenen Gegenden gehen müssen. Ebenso bietet der geringe Viehstand in den dasigen Ländern eine breite Basis, um feinere Leder- und Täschnerarbeiten gewinnbringend abzusetzen. In gleicher Weise dürften Knopfmacherarbeiten, da sich die Japaner förmlich in Knöpfe verliebt zu haben scheinen, ein ergiebiger Handelsartikel werden. Da endlich aus den japanischen Bergwerken außer Kupfer bis jetzt nur noch unbedeutende Mengen anderer Mineralien gewonnen werden, so würde die Zufuhr von Eisen und Zinn besonders den Bedürfnissen entsprechen.

Zwar wäre es in hohem Grade wünschenswerth gewesen, wenn Deutschland schon früher auf dem Concurrenzfelde als Bewerber aufgetreten wäre, und wenn es einige Agenten ohne diplomatischen Charakter nach Japan gesendet hätte, welche die dortigen Kaufleute mit den Produkten der deutschen Industrie bekannt und vertraut gemacht hätten, bevor England und Amerika sich zu Herren des ostasiatischen Marktes gemacht haben. Glasgow z. B. schickte bereits eine Anzahl junger Männer nach China und Japan, um das Feld zu recognosciren und zugleich die Sprache gründlich zu erlernen. Nachdem aber Deutschland es versäumt hat, in erster Reihe auf dem Markte des wiedereröffneten Japans zu erscheinen, um behufs des einzuleitenden Handelsverkehrs und behufs Auskundschaftung der nothwendigen Artikel sich vorgesehen zu haben, so dürfte der Wunsch gerechtfertigt erscheinen, es möchten die Handelskammern, Handelsvereine, Handelsvorstände und Gewerbevereine Preußens und des Zollvereins, sowie Oesterreichs sich veranlaßt finden zur baldigen Zusammenstellung von Manufakturen, die notorisch für Japan und China die geeignetsten sein möchten, nebst Angabe von Größe, Breite, Gewicht und Preis (besonders bei Tuchen, Sammet, Spitzen, Linnen ꝛc.), ferner zur Zusammenstellung von Sammlungen, Musterkarten und Probestücken, die sich an passenden Orten jener Länder zur öffentlichen Ausstellung in Bazars und Börsenhallen eignen.

Die Art und Weise, wie dergleichen Proben und Musterstücke in Japan aufgenommen werden, der Vergleich mit denjenigen Erzeugnissen, welche von anderen mitbewerbenden Nationen nach jenen Handelsgebieten exportirt worden sind, und die sich bereits einer allgemeinen Aufnahme zu erfreuen gehabt haben, der Aufkauf und die Vertheilung von schon beliebt gewordenen Einfuhrartikeln

an die Fabriken Deutschlands würde für die deutsche Fabrikation und Lieferung zum Leitfaden dienen und derselben eine ersprießliche Richtung für jene Länder an die Hand geben.

Die preußische Regierung hatte für die Expedition zwei Fahrzeuge ausgerüstet, die Fregatten Thetis und Ancona, erstere mit 38, letztere mit 28 Geschützstücken, und mit einer Gesammtbesatzung von 700 Mann. Die Stimmen in Preußen über dieses Unternehmen sind getheilt. Während Viele in ihrer Begeisterung sich weitausschauenden Hoffnungen hingeben, sprechen sich nicht wenige dahin aus, daß die Marine, als in ihrem ersten Jugendalter stehend, noch nicht so weit gekommen sei, um allen Vorkommnissen die Spitze bieten zu können. Man stellt hierbei die Möglichkeit in Aussicht, daß japanischer Seits der Vertrag gebrochen werden könne; nun sei es aber klar, daß Preußen eine Macht von 35 Millionen Seelen, zumal in so weiter Entfernung, nicht zwingen könne, die Heiligkeit geschlossener Verträge zu wahren.

Doch alledem sind die Erfahrungen entgegenzuhalten, die man in den letzten Jahren über den Charakter und die Sitten der Japaner gesammelt hat. Die Amerikaner, die Russen, die Engländer geben ihnen einstimmig das Zeugniß einer gesitteten, fried- und ehrliebenden, aufrichtigen, strebsamen Nation; an den Völkern des Westens würde es zunächst liegen, nicht durch Gewaltthätigkeiten, willkürliche Eingriffe in Sitten und Anschauungen Gelegenheit zu Zerwürfnissen zu geben. Andererseits aber halten wir die preußische Expedition aus der oben entwickelten handelspolitischen Lage der einzelnen Völker zu einander nicht nur nicht für eine vorzeitige, sondern glauben, daß noch der letzte günstige Moment benutzt worden sei, der geeignet war, Preußen, beziehentlich Deutschland in die Reihe der Handelsconcurrenten eintreten zu lassen.

Freilich mag es den Japanern ein ungewohntes Schauspiel sein, nach und nach die Geschwader aller möglichen Nationen in ihre Häfen einlaufen zu sehen; namentlich blickt diejenige Partei, welche dem alten System der Absperrung zugethan ist, mit Mißmuth auf die neuen Dinge, die sich in ihrem aus der Ruhe gestörten Vaterlande begeben, und suchen ihren Einfluß geltend zu machen, um den Verkehr mit den fernen Nationen des Westens zu hindern. Doch die Partei des Volkes, welche die Fremden gern sieht, wird ihrerseits bemüht sein, den internationalen Interessen eine Gasse zu öffnen.

Das größte Geschwader, welches bisher vor der gewaltigen Riesenstadt Nippons vor Anker lag, war das russische. Ein russischer Bericht in der Petersburger Zeitung „Wjädomosti" vom Jahre 1859 brachte die Mittheilung, daß sich der tapfere General-Gouverneur von Ost-Sibirien, Graf Murawjeff-Amursky, über Matsmai und Hokadadi nach Jeddo begeben habe, wo im August selbigen Jahres nicht weniger als zwölf russische Kriegsfahrzeuge versammelt waren. Da dieselben fast ohne Ausnahme für die Fahrt auf dem Amur gebaut waren und mithin einen sehr geringen Tiefgang hatten, so konnten sie die Uferbatterien passiren und sich in unmittelbarster Nähe der Stadt Jeddo vor Anker legen.

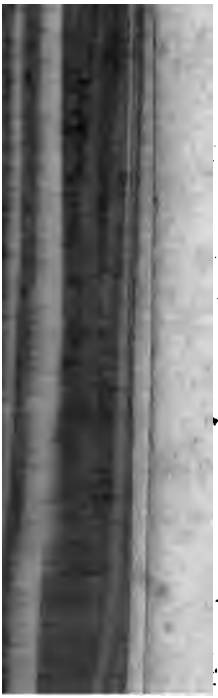
Leider haben die Engländer, nachdem sie Fuß gefaßt hatten, durch Gewaltthätigkeiten, Brutalitäten und Uebermuth aller Art das gute Einvernehmen zwischen Japan und England, ja mit den Ausländern überhaupt in höchst bedauerlicher Weise getrübt. Kein Wunder, daß die Japaner in hohem Grade erbittert sind. Die englischen Konsularberichte, welche bis zum Anfange 1860 zurückreichen, lauten demzufolge unerquicklich genug und gewähren geringe Aussichten auf einen ersprießlichen Handelsverkehr mit Japan. Nach diesen Mittheilungen thut die japanische Regierung allerdings scheinbar Alles, was der Wortlaut der Verträge fordert, ist aber in der That den Ausländern feindlich gesinnt, während die Bevölkerung allenthalben Lust zeigt, mit diesen in nähere Beziehungen zu treten. Daran wird sie jedoch durch die Büreaukratie der Gemeinde und des Staats auf die peinlichste Weise verhindert. Kein irgend angesehener Mann von einem gewissen Bildungsgrad darf mit Ausländern verkehren, wofern er nicht von Seiten der Regierung ausdrücklich dafür angestellt ist. In Jeddo selbst sind die diplomatischen Vertreter, wie man berichtet, Beleidigungen von Seiten der Staatsbeamten ausgesetzt; in Kanagawa kam es vor, daß Ausländer ermordet worden sind; in Hakodadi und Nagasaki wurden ihre Häuser geplündert, und das Eigenthum der Kaufleute ist weder beim Einladen, noch beim Ausladen vor Räubern sicher, ohne daß von der Regierung Maßregeln gegen letztere getroffen würden. Feuersbrünste seien nichts Seltenes, und bei einem der letzten Brände soll britisches und amerikanisches Eigenthum im Werthe von drei und einer halben Million Thaler theils ein Opfer der Flammen, theils der Diebe geworden sein, welchen letzteren sich die anwesenden Polizeibeamten kameradschaftlich angeschlossen hätten. „Auf der einen Seite fortwährend durch Meuchelmörder, auf der andern durch Mordbrenner bedroht, während die Häuser Jeddo's in jeder Woche beinahe durch Erdbeben erschüttert werden, ist die Stellung der hiesigen diplomatischen Vertreter eine überaus peinliche" — so lautet eine Stelle in einem der von Japan aus officiell an die englische Regierung gesandten Briefe. Hieran ist folgende Bemerkung geknüpft: „Von einiger Wirkung scheint mittlerweile die Kunde gewesen zu sein, daß sich von Europa aus eine mächtige Expedition gegen China in Bewegung setzt. Sollte diese jedoch keine auffälligen Erfolge erzielen, so wird die Stellung der Europäer in Japan nur noch um so peinlicher werden."

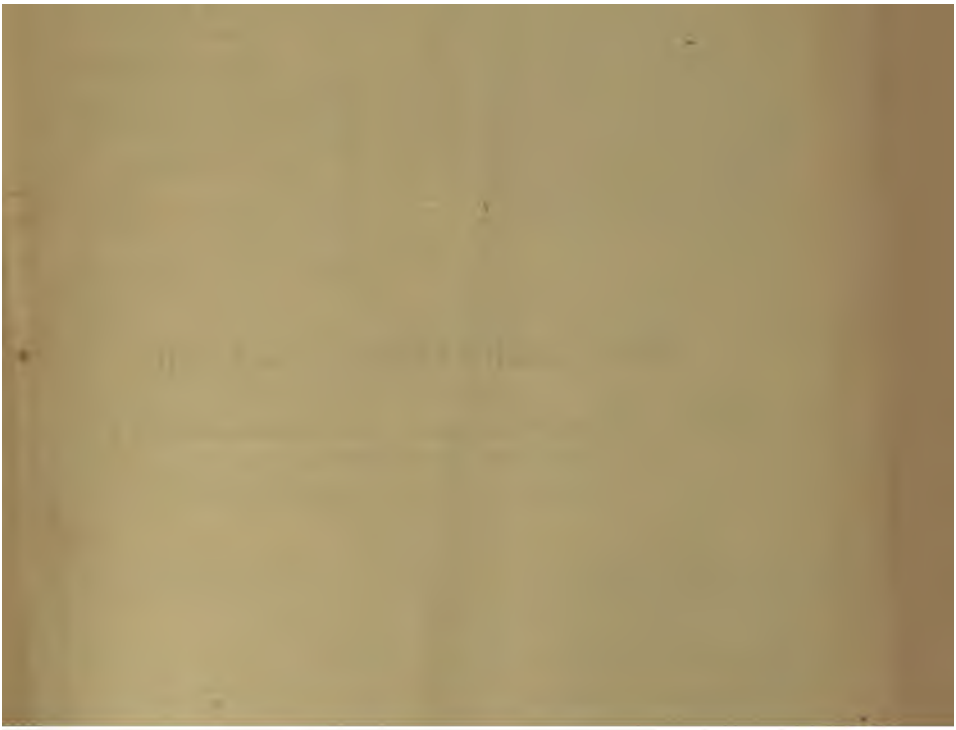
Halten wir mit diesen Berichten, welche man als wahr annehmen muß, da sie von officieller Seite ausgehen, die Nachrichten zusammen, die in der letzten Zeit über Amerika ihren Weg zu uns genommen haben. In denselben wird Folgendes mitgetheilt: Im März dieses Jahres (1860) sei der Kaiser von Japan von 14 Leuten ermordet worden. An dreißig Personen, welche in das Verbrechen verflochten gewesen seien, habe man die Todesstrafe in Form der Hinrichtung vollzogen; zwei hohen Staatsbeamten dagegen sei die Gnade zu Theil geworden, sich selbst den Bauch aufschlitzen zu dürfen. Sofern diese Mittheilung wahr ist, so deutet sie auf eine tiefe Spaltung in dem japanischen Staatswesen unverkennbar hin. Es trägt einen großen Grad von Wahrschein-

lichkeit an sich, daß die Adelspartei eine Verschwörung organisirt gehabt ha deren Zweck war, einen Herrscher aus dem Wege zu räumen, welcher, dem Fo schritte und den Neuerungen zugeneigt, die Jahrhunderte alten Schranken durchbrechen gewagt hatte.

Kommt nun gerade während dieser Periode des inneren Zwistes die pr ßische Gesandtschaft in Japan an, so wird sie, wie leicht vorauszusehen ist, ei ungleich schwereren Stand haben, als ihre Vorgänger; um so größer und ehr voller aber wird es für sie sein, wenn die japanische Regierung dazu bewegt w den kann, einen Handelsvertrag mit dieser deutschen Großmacht abzuschließ Glückt es, dieses Letztere zu erreichen, dann könnte gerade aus den Zerwürfnis Japans mit England für den Handel Deutschlands Vortheil erblühen.

Im Ganzen aber steht zu hoffen, daß alle die Staaten, welche ein Inter haben müssen, mit Japan in freundschaftliche handelspolitische Beziehungen treten, Alles aufbieten werden, was dazu beitragen kann, um das gute Ein nehmen mit jener gesitteten ostasiatischen Bevölkerung zu fördern und ersprieß zu machen. Kein Staat, und sei er welcher er wolle, hat ein Recht, eine Nati wie die Japaner, zu zwingen, auf seine Handelsinteressen einzugehen. N über blutgedüngte Felder soll der Weg führen, der die Völker verbindet, n mit Blut sollen die Verträge geschrieben werden, die bestimmt sind, einen fri lichen, jeder Partei gleich vortheilhaften Verkehr zu regeln. Noch haben bis j in der Geschichte des wiedererschlossenen Japans die Kanonen gegenseitig 1 Freundschaftsgrüße gewechselt; hoffen wir, daß auch künftig allen Betheilig nur Heil aus den angebahnten Verbindungen erwachse.





Leipzig: Verlag von Otto Spamer erschien:

Malerische Botanik.

hilderungen aus dem Leben der Gewächse.

Populäre Vorträge über physiologische und angewandte Pflanzenkunde

von

Hermann Wagner.

Zwei Bände. Mit etwa 300 in den Text gedruckten Abbildungen, Conbildern ꝛc.

Preis geheftet: à Bd. 1 Thlr. — In eleg. engl. Einband $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Inhalt des I. Bandes.

der Jugendzeit.
heiligen Bäume.
der Geschichte der Pflanzenkunde.
s Leben der Wurzeln.
Luftwurzeln.
Nahrung liefernden Knollen.
blingskräuter, Alpenblumen und Lilien.
Pflanzenzelle und die Zellenpflanzen.
Pflanzen Stamm und Mark.
amriesen und Baumgreise.
Nutzholz.
Holzes Untergang.
nen und Stacheln.

Inhalt des II. Bandes.

Schlingen und Ranken.
Die Pflanzenfaser und die Faserpflanzen.
Pflanzenmilch, Gummi, Kautschuk und Harze.
Das Blatt und sein Leben.
Gemüse- und Futterpflanzen.
Der Blumen Bau und Pflege.
Färberpflanzen.
Honig und Zucker.
Wohlgerüche und Oele.
Getreide und Brodpflanzen.
Baumfrüchte und Beeren.
Arzneien, Zauberpflanzen und Gewürze.

Das technische Zeichnen.

Praktischer Lehrgang

Architekten, Mechaniker, Techniker, sowie Bauhandwerker, insbesondere für Bau- und Gewerbschulen.

Herausgegeben von Professor **Guido Schreiber.**

In zwei Abtheilungen.

Inhalt:

sse: Das lineare Zeichnen.
e Abtheilung: Das freie Handzeichnen.
ite Abtheilung: Ornamentenzeichnen.
te Abtheilung: Geometrisches Zeichnen.
lasse: Projectives Zeichnen.
e Abtheilung: Darstellender Theil (Pro-
ionslehre).
ite Abtheilung: Constructiver Theil.
Dritte Abtheilung: Schattenlehre.
Vierte Abtheilung: Perspectivisches Zei
Dritte Klasse: **Fachzeichnen.**
Erste Abtheilung: Architektonisches.
Zweite Abtheilung: Maschinistisches Fac
nen (im weiteren Sinne).
Dritte Abtheilung: Topographisches Zei

vielen hundert in den Text gedruckten Abbildungen, nach Zeichnungen des Verfassers in Holz geschnitte

Subscriptionspreis:

Für jede Abtheilung je nach dem Umfange 25 Sgr. bis 1 Thlr.

Schule der Mechanik und Maschinenkun

Zum Selbststudium

für Laien und angehende Fachgenossen sowie als Leitfaden für Schulen bearbeitet.

Von

Franz Luckenbacher.

Mit 212 in den Text gedruckten Abbildungen.

Geheftet 1 Thlr. Gebunden $1\frac{1}{3}$ Thlr.

praktischen Leben angepaßtes, höchst brauchbares Lehr- und Handbuch. „Kurz und bündig" Verfassers Wahlspruch.